Urgeschichte der Menschheit.

Forschungen

über die

Urgeschichte der Menschheit

und die

Entwickelung der Civilisation.

Von

E. B. Tyler.

Aus dem Englischen

von

H. Müller.

Leipzig. 18..?

Verlag von Ambrosius Abel.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite.
Erstes Capitel.	Einleitung	1
Zweites Capitel.	Die Geberdensprache	17
Drittes Capitel.	Die Geberdensprache (Fortsetzung)	43
Viertes Capitel.	Geberdensprache und Wortsprache	70
Fünftes Capitel.	Bilderschrift und Wortschrift	105
Sechstes Capitel.	Bilder und Namen	136
Siebentes Capitel.	Entwickelnng und Verfall der Cultur	192
Achtes Capitel.	Das Steinzeitalter, in der Vergangenheit und Gegenwart	245
Neuntes Capitel.	Feuer, Kochen und Geschirre	292
Zehntes Capitel.	Einige merkwürdige Gebräuche	351
Elftes Capitel.	Historische Traditionen und Beobachtungsmythen	384
Zwölftes Capitel.	Geographische Vertheilung der Mythen	419
Dreizehntes Capitel.	Schlußbemerkungen	466

Erstes Capitel.

Einleitung.

Wenn wir die Phänomene der Wissenschaft und Kunst, der Religion und Mythologie, der Gesetze und Sitten und alles Uebrigen, was in seiner Gesammtheit Civilisation genannt wird, studiren, genügt es nicht, die vorgeschrittenern Rassen im Auge zu haben und deren Geschichte zu kennen, so weit sie uns durch directe Nachrichten aufbewahrt ist. Die Erklärung des Standes der Dinge, worin wir leben, muß oft in dem Zustande roher Stämme der Urzeit aufgesucht werden und wenn uns eine Kenntniß desselben nicht als Wegweiserin dient, kann uns selbst die Bedeutung gewohnter Meinungen und Gebräuche entgehen. Gegenwärtig ist, um ein triviales Beispiel zu wählen, die Erklärung richtig genug, daß die Frauen des modernen Europa ihre Ohren verstümmeln, um Juwelen daran zu hängen; aber der Grund ihres Verfahrens läßt sich nicht völlig in den Umständen finden, worin wir jetzt leben. Der weiter blickende Forscher denkt an die durch den Nasenknorpel getriebenen Ringe, Knochen und Federn, an die Gewichte, welche die geschlitzten Ohren in langen Schlingen bis zur Schulter ziehen, an die in den Mundwinkeln eingesetzten Elfenbeinknöpfe; an die Holzpflöcke, die in der Stärke von Eßlöffeln durch Schlitze der Unterlippe gezogen, an die Thierzähne, die mit der Spitze nach außen durch Löcher in den Wangen gesteckt

sind: lauter unter den niedrigern Rassen da und dort in der Welt wohlbekannte Dinge. Der moderne Ohrring der höhern Nationen erweist sich nicht als ein Product unserer eigenen Zeiten, sondern als ein Ueberrest eines rohern geistigen Zustandes, einer der zahlreichen Fälle, wo das Ergebniß des Fortschrittes nicht positiv gewesen ist durch Hinzufügung, sondern negativ durch Hinwegnahme von Etwas, was einem frühern Stande der Dinge angehört.

Man darf in der That wohl sagen, daß die Civilisation, als ein Proceß langen und complicirten Wachsthums, nur völlig verstanden werden könne, wenn sie in ihrem ganzen Umfange studirt wird; daß man der Vergangenheit beständig bedürfe zur Erklärung der Gegenwart und des Ganzen zur Erklärung des Theils. Auf dem Gefühle dieses Bedürfnisses mag auch in gewissem Maße das lebhafte Interesse beruhen, welches man an Beschreibungen des Lebens und der Gewohnheiten fremdartiger und alter Rassen nimmt, wie sie Cooks Reisen, Catlin's „Nordamericanische Indianer," Prescott's „Mexico" und „Peru" und selbst die dürftigen Details bieten, welche die Alterthumsforscher vom Leben der Seebewohner der Schweiz und der Rennthierstämme Centralfrankreichs zu entdecken vermocht haben. Rücksichtlich des praktischen Lebens mögen diese Völker nichtsbedeutend für uns sein; aber indem wir von ihnen lesen, vervollständigen wir mit oder ohne Bewußtsein das Gemälde und erforschen den Lebensgang der Menschheit, die schließlich doch, wie man so richtig bemerkt hat, den interessantesten Gegenstand unsers Studiums bildet.

Obwohl man indeß die Urgeschichte der Menschheit als einen anziehenden Gegenstand betrachtet und obwohl große Massen des zu ihrer Ausarbeitung nöthigen Materials längst zu Tage gefördert worden sind, so haben sie doch nur noch wenig Gewinn gebracht. Die Meinung, daß der Nutzen der Thatsachen darin bestehe, Theorien zu erläutern; desgleichen die Verwirrung zwischen Geschichte und Mythologie, die sich jetzt erst zum Theil aufgeklärt hat, sowie ein ungebührliches

Vertrauen auf die Angaben antiker Schriftsteller, deren Mittel, sich über weit von ihnen entfernte Zeiten und Orte zu unterrichten, viel beschränkter waren als es diejenigen sind, die uns, um viele Jahrhunderte später, zur Verfügung stehen, gehörten unter die Hindernisse, welche dem Wachsthum richtiger Kenntniß in dieser Richtung entgegenstanden. Die Zeit, ein systematisches Werk über den Gegenstand zu schreiben, scheint noch nicht gekommen zu sein; sicherlich wird nichts Derartiges in der vorliegenden Reihe von Abhandlungen versucht, deren Inhalt, wie mannigfaltig er auch sein mag, einen großen Theil der wichtigsten damit verknüpften Probleme nicht berührt, wie z. B. die Erörterung der physischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Rassen, die Frage ihres Ursprungs und ihrer Abstammung, die Entwickelung der Sitten, Religion, Gesetze und vieles Andere. Die erörterten Punkte sind nicht sowohl ihrer unbedingten Wichtigkeit wegen gewählt worden, als vielmehr weil sie, indem sie unter die leichtesten und einladendsten Theile des Gegenstandes gehören, eine Behandlung möglich machen, wodurch sich gewisse allgemeine Schlußfolgerungen darbieten, die nicht allein auf sie, sondern auch auf die complicirteren und schwierigeren Probleme Anwendung finden, welche ein vollständiges Werk über die Geschichte der Civilisation in sich schließt. Diese Schlußfolgerungen und ihr Bezug auf die verschiedenen Abhandlungen mögen sogleich kürzlich angegeben werden.

Erstlich wird, wenn ein allgemeines Gesetz von einer Gruppe von Thatsachen abgeleitet werden kann, eine aufs Einzelne gerichtete historische Forschung ziemlich überflüssig. Wenn wir einen Magnet ein Stück Eisen anziehen sehen, so werden wir, während wir zu dem allgemeinen Gesetze gekommen sind, daß Magnete Eisen anziehen, uns nicht die Mühe nehmen, auf die Geschichte des in Rede stehenden besondern Magnetes einzugehen. In gewisser Ausdehnung läßt sich diese directe Bezugnahme auf allgemeine Gesetze beim Studium der Civilisation anwenden. Die vier nächsten Capitel des vor-

liegenden Buchs handeln von den verschiedenen Mitteln, durch welche der Mensch seine Gedanken äußert, nämlich durch Geberden, Worte, Bilder und Schrift. Obwohl Sprache und Schrift, da sie in so bedeutendem Maße von den vor Jahrtausenden in der Welt üblich gewesenen Worten und Zeichen abhängen, historisch untersucht werden müssen, lassen sich hier anderseits doch Geberdensprache und Bilderschrift, als unmittelbare Erzeugnisse des Menschengeistes, meist ohne Hilfe der Geschichte erklären. In dem folgenden Capitel über „Bilder und Namen" wird versucht, einen großen Theil des mancherlei Glaubens und der Gebräuche, welche der allgemeine Name Zauberei in sich schließt, auf ein sehr einfaches geistiges Gesetz zurückzuführen, insofern sie nämlich auf einem Geisteszustande beruhen, welchem wir, die wir den vorgeschritteneren Rassen angehören, beinahe entwachsen sind, indem wir solchergestalt eine der bemerkenswerthesten Wandlungen erfahren haben, welche in der Geschichte der Menschheit zu entdecken sind. Und ein besonderer Geisteszustand endlich erklärt eine Classe von Sagen, die hier als „Beobachtungsmythen" zusammengestellt werden, sofern sie sich von den Erzählungen unterscheiden, welche die große Masse des Sagenschatzes der Welt bilden und, wie die neue Schule vergleichender Mythologen in Deutschland und England nachgewiesen hat, ebenfalls kraft eines allgemeinen jedoch sehr verschiedenen Gesetzes entstanden sind.

Diese directe Methode ist indeß nur in gewissen Theilen menschlicher Cultur anwendbar, wo die Thatsachen nicht so zu sagen weit ab von ihren Ursachen gewandert sind. Die meisten ihrer Phänomene haben sich aus einer solchen Complication von Vorgängen zur Gestalt entwickelt, daß die mühsame Erforschung der Geschichte ihres Entstehens der einzige sichere Weg sie zu studiren ist. Man begreift leicht, welchen falschen Weg ein Theolog oder ein Rechtsgelehrter einschlagen würde, wenn er, die Geschichte beiseite lassend, versuchen wollte, die Existenz der protestantischen Kirche oder des Code Napoleon auf Grund abstracter Principien zu erklären. Eine romanische

oder altenglische Cathedrale ist nicht in der Art zu studiren, als habe der Architect nichts weiter zu thun gehabt, als Stein und Mörtel zu nehmen und ein Gebäude zu einem gegebenen Zwecke aufzuführen. Die Entwickelung der Architectur Griechenlands, ihr Uebergang in die Architectur Roms, die Ausbildung christlicher Ceremonie und Symbolik sind nur ein Theil der Elemente, die den Stand der Dinge bildeten, in welchem das Genie des Erbauers den Anforderungen des Augenblicks zu entsprechen hatte. Der verstorbene Mr. Buckle erwarb sich ein Verdienst, indem er die Forscher ermahnte, durch die geschichtlichen Einzelheiten auf die dahinter liegenden großen Gesetze menschlicher Entwickelung zu sehen; sein Versuch aber, die complicirten Phasen europäischer Geschichte durch einige übereilte Generalisationen zu erklären, ist eine Warnung vor der Gefahr einer zu hastigen Berufung auf allgemeine Principien.

Da indeß die frühere Civilisation sehr weit außerhalb der gebahnten Straße der Geschichte liegt, müssen die mangelnden directen Nachrichten in bedeutendem Maße durch Mittel indirecten Zeugnisses, wie Alterthümer, Sprache und Mythologie, ersetzt werden. Dies erschwert im Allgemeinen die Gewinnung einer richtigen historischen Grundlage, worauf sich fußen läßt, aber es bietet sich eine Menge leicht erlangbaren Materials dar, welches die Entwickelung einiger der gewöhnlichsten und nützlichsten Künste nachweist. So wird im achten und neunten Capitel gezeigt, daß der Uebergang von steinernen zu metallenen Geräthschaften in beinahe jedem Gebiete des bewohnbaren Erdballs stattgefunden hat und ein Fortschreiten von rohern zu vollkommenern Arten Feuer zu machen und Speisen zu kochen in vielen verschiedenen Ländern zu erkennen ist; während im siebenten Capitel Beispiele in Bezug auf das wichtige Problem des Ueberganges vom Fortschritt zum Verfall in Künsten und Wissenschaften in der Weltgeschichte gesammelt sind.

Für die fernliegenden Zeiten und Orte, wo directe Geschichte mangelt, wird das Studium der Civilisation, der

Culturgeschichte, wie der Gegenstand in Deutschland passend genannt wird, ein wichtiges Mittel für den Historiker, um die verlorenen Urkunden früher oder barbarischer Zeiten zu ersetzen. Ihr Nutzen aber, insofern sie zur Erforschung der frühen Geschichte der Menschheit beiträgt, hängt hauptsächlich von der Beantwortung der folgenden Frage ab, welche sich auf sämmtliche vorliegende Abhandlungen erstreckt und dieselben als verschiedene Fälle eines einzelnen Problems mit einander verbindet.

Wenn ähnliche Künste, Gebräuche oder Sagen in verschiedenen von einander entfernten Gegenden und unter Völkern, die nicht als stammverwandt bekannt sind, gefunden werden, wie ist alsdann diese Aehnlichkeit zu erklären? Bisweilen mag sie der gleichen Thätigkeit des menschlichen Geistes unter gleichen Bedingungen zuzuschreiben sein und bisweilen ist sie ein Beweis der Blutsverwandtschaft oder des directen oder indirecten Verkehrs zwischen den Rassen, unter denen sie gefunden wird. In dem einen Falle ist sie ohne allen historischen Werth, während sie in dem andern Falle diesen Werth in hohem Grade hat, und das immer wiederkehrende Problem ist, wie zwischen beiden Fällen zu entscheiden sei. Ein Beispiel für jeden möge dienen, die Sache deutlicher zu machen.

Das allgemeine Vorherrschen eines Glaubens an die Fortdauer der Seele nach dem Tode beweist nicht, daß die gesammte Menschheit einen solchen Glauben aus einer gemeinsamen Quelle überkommen habe. Es kann so gewesen sein, aber das historische Argument wird durch den Umstand werthlos gemacht, daß gewisse Naturerscheinungen dem menschlichen Geiste, während er auf einer gewissen Entwickelungsstufe stand, die Idee eines künftigen Zustandes eingegeben haben und zwar nicht blos einmal, sondern öfters in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten. Diese Erscheinungen können uns nichts Derartiges beweisen, doch darum handelt es sich auch nicht. Die Schlußfolgerung des Wilden ist nicht nach den Regeln zu beurtheilen, welche einer höhern Erziehung

angehören; und der Ethnolog verlangt in einem solchen Falle nicht zu wissen, was die Thatsachen seinem eigenen Geiste beweisen, sondern was der ganz verschiedenartig gebildete Geist des Wilden daraus folgern mag.

Der Glaube, daß der Mensch eine Seele habe, die fähig sei, getrennt von dem Leibe, zu dem sie gehört, zu existiren und wenigstens eine Zeitlang, nachdem dieser Leib gestorben und begraben ist, fortzudauern, stimmt in einem solchen Geiste vollkommen mit dem Umstande überein, daß die Schattengestalten von Männern und Frauen Andern erscheinen, während die Männer und Frauen selbst sich in der Ferne befinden oder nachdem sie gestorben sind. Wir nennen diese Erscheinungen Träume oder Phantasmen, jenachdem die Person, welcher sie erscheinen, schlafend oder wachend ist, und bezeichnen sie, wenn wir von ihrem Vorkommen im gewöhnlichen Leben hören, als subjective Processe des Geistes. Wir glauben nicht, daß das Phantom des dunkeln Brasilianers, welches Spinoza heimzusuchen pflegte, eine wirkliche Person war; daß der Kopf, welcher vor einem verstorbenen berühmten englischen Peer stand, so oft er unwohl war, ein materieller Gegenstand gewesen; ebensowenig daß die Dämonen, die das Opfer des Delirium tremens quälen, wirklich sind, was und wo sie ihm zu sein scheinen, oder daß ein wirklicher Vorgang den Träumen der alten Männer entspricht, die uns erzählen, sie hätten letzte Nacht in der Schule Schläge bekommen. Es ist indeß nur ein Theil der Menschheit, welcher solchergestalt Träume und Visionen von den Objecten, deren Formen sie annehmen, trennt. Unter den weniger civilisirten Rassen kommt die Scheidung subjectiver und objectiver Eindrücke, die in diesem wie in verschiedenen andern Fällen den wichtigsten Unterschied zwischen dem gebildeten Manne und dem Wilden ausmacht, weniger vollständig zu Stande. Dies ist in gewissem Maße sogar unter den höhern Nationen der Fall, denn kein Grönländer oder Kaffer brachte jemals seine Subjectivität mit dem Zeugnisse seiner Sinne in eine hoffnungslosere Ver-

wirrung, als der moderne Geisterseher. Da der Gegenstand hier nur als erläuterndes Beispiel erwähnt wird, ist es nicht nothwendig, des Weitern darauf einzugehen. Einige wenige Beispiele werden die beiden großen Theorien der Träume und Visionen, die sich unter den niedrigern Rassen finden, ins Licht setzen. Nach der einen kommen, wenn ein Mensch schläft oder Visionen sieht, die Gestalten, die ihm erscheinen, von ihren Orten herbei und stehen ihm gegenüber; nach der andern geht die Seele des Träumers oder Sehers auf Reisen und kehrt mit einer Erinnerung des Gesehenen heim.

Die Australier, sagt Sir George Grey, glauben, der Alpdruck werde durch einen bösen Geist bewirkt. Um sich davon zu befreien, springen sie auf, ergreifen einen hellen Brand aus dem Feuer und schleudern ihn, verschiedene Verwünschungen murmelnd, in der Richtung, wo sie den Geist vermuthen. Er kam nur, sich ein Licht zu holen, und wird hinweggehen, sobald er es erhalten hat.[1]) Andere erzählen vom Dämon Koin, einem Wesen, das wie ein Eingeborner aussieht, auch ebenso mit Pfeifenthon gemalt ist und einen Feuerbrand trägt. Er kommt bisweilen während sie schlafen und führt einen Mann hinweg wie ein Adler seine Beute. Das Geschrei der Gefährten des Opfers veranlaßt den Dämon, den Entführten fallen zu lassen, außerdem trägt er ihn nach seinem Feuer im Busche. Der unglückliche Schwarze versucht zu schreien, aber er fühlt sich dem Ersticken nahe und kann nicht. Bei Tagesanbruch verschwindet Koin und der Eingeborne findet sich wohlbehalten zu seinem eigenen Herde zurückgebracht.[2]) Ausdrücke wie: von einer Hexe oder vom Teufel geritten werden, bewahren selbst in Europa das Andenken einer ähnlichen Vorstellung. Bei den bösen Geistern, welche die Leute im Schlafe beunruhigen, den Incubi und Succubi, tritt der Glaube an diesen

[1]) Grey, ‚Journals', London 1841, vol. II. p. 339.

[2]) Backhouse ‚Visit to the Australian Colonies'; London 1843, p. 555.

materiellen und persönlichen Charakter der in Träumen gesehenen Gestalten stark hervor und vielleicht nirgends auffälliger als unter den Eingebornen der Tonga-Inseln.[1]) „Wer mich in seinem Schlafe sieht," sagt Mahomed, „sieht mich wirklich, denn Satan kann nicht das Ebenbild meiner Gestalt annehmen."

Mr. St. John sagt, die Dayaks betrachten Träume als wirkliche Vorgänge. Sie glauben, die Seele bleibe während des Schlafes bisweilen im Körper, bisweilen aber verlasse sie ihn und wandere weit hinweg, und in beiden Fällen sehe, höre und spreche sie und es sei ihr eine Gabe des Vorherwissens verliehen, deren sie sich nicht zu erfreuen habe, so lange sich der Körper in seinem natürlichen Zustande befindet. Anwandlungen von Ohnmacht oder Schlafsucht glaubt man durch die Abreise oder die Abwesenheit der Seele verursacht, die einen weiten Ausflug auf eigne Hand unternehme. Wenn ein Europäer von seiner fernen Heimath träumt, meinen die Dayaks, seine Seele habe den Raum übersprungen und während der Nacht Europa einen flüchtigen Besuch abgestattet.[2]) Sehr viele Stämme halten solchergestalt Träume für Vorfälle, die dem Geiste auf seinen Wanderungen außerhalb des Körpers begegnen und diese Ansicht bekundete sich sogar in einem abergläubischen Bedenken, einen Schläfer zu wecken, aus Furcht, seinen Körper zu stören, während seine Seele heraus ist.[3]) Charlevoix fand beide in Rede stehende Theorien unter den Indianern Nordamericas gangbar. Ein Traum konnte entweder ein Besuch von der Seele des Gegenstands sein, wovon man träumte, oder es konnte eine der Seelen des Träumenden sein, die in der Welt umherging, während die andere — denn

1) Mariner, Tonga Jslands; 2nd ed., London, 1818, vol. II. p. 112.

2) St. John, Forests of the Far East; London, 1862, vol. I. p. 189.

3) Bastian, Der Mensch in der Geschichte; Leipzig, 1860, Bd. II. S. 318 ꝛc.

jeder Mensch hat zwei — mit dem Körper zurückblieb. Träume, meinen sie, sind übernatürlichen Ursprungs und es ist religiöse Pflicht, auf sie zu achten. Sie begreifen nicht, wie die Weißen einen Traum für etwas Unbedeutendes halten können.[1])

Wie sehr ein Traum der populären Vorstellung von einer Seele, einem Schatten, einem Geiste oder Gespenste gleicht, bedarf der Erwähnung nicht. Aber es giebt Umstände, die den Traum und das Gespenst in noch engere Verbindung bringen, als aus der bloßen Aehnlichkeit folgt. So findet man unter den finnischen Rassen den Glauben, daß die Geister der Todten die Lebenden in ihrem Schlafe quälen und ihnen Krankheit und Leid bringen können.[2]) Herodot berichtet, daß die Nasamonen rücksichtlich der Wahrsagung folgendermaßen verfahren: sie begeben sich zu den Gräbern ihrer Vorfahren und legen sich, nachdem sie gebetet, dabei schlafen, und jede Traumerscheinung gilt ihnen alsdann als Antwort derselben.[3]) Das moderne Africa anlangend, sagt der Missionär Casalis vom Basuto: „Personen, die im Schlafe vom Bilde eines verstorbenen Verwandten verfolgt werden, schlachten oft auf dem Grabe desselben ein Opfer, um, wie sie sagen, seine Unruhe zu stillen."[4]) Darnach ist klar, daß ein Mensch, der im Schlafe die Erscheinungen seiner todten Freunde und Verwandten zu sehen glaubt, einen Grund hat zu glauben, daß ihre Geister ihre Leiber überleben, und dieser Grund liegt in keiner weit hergeholten Induction, sondern in dem, was das deutliche Zeugniß seiner Sinne zu sein scheint. Ich habe das Argument als den niedrigern Stufen geistiger Entwickelung angehörend bezeichnet, obwohl ich es selbst zu meiner Ver-

---

[1]) Charlevoix, Hist. et Descr. Gén. de la Nouvelle-France; Paris, 1744, vol. VI. p. 78.

[2]) Castrén, Vorlesungen über die Finnische Mythologie; (Tr. und Ed. Schiefner;) St. Petersburg, 1853, p. 120.

[3]) Herod. IV. 172. S. Mela I. 8.

[4]) Casalis, The Basutos; London, 1861, p. 245.

wunderung sehr weit außerhalb der Sphäre der Wilden in vollem Ernste habe geltend machen hören.

Es ist interessant, zu lesen, wie Lucrez, indem er gegen den Glauben an ein künftiges Leben streitet, von dem aus Träumen hergenommenen Argument, als gegen ihn sprechend, Notiz nimmt und, in Entgegnung dessen, seine Lehre aufstellt, daß nicht nur Träume, sondern auch gewöhnliche Erscheinungen und Einbildungen durch Bilder verursacht werden, die mit Häutchen vergleichbar sind, welche von den Oberflächen wirklicher Gegenstände abfliegen und mit unseren Seelen und Sinnen in Berührung kommen: —

„Laß mich erklären Dir nun, was hierauf besonders Bezug hat,
Daß es giebt, was Bilder der Dinge zu nennen wir pflegen,
Die, gleich Häutchen, entrissen der äußersten Fläche der Körper,
Hier und dort in der Luft hinflattern und die uns erschrecken,
Während sie uns im Wachen sowie auch im Traume begegnen,
Wenn wir oft Wundergestalten und Bilder der Schattenwelt schauen,
Die aus dem Schlummer uns öfters mit heftigem Schrecken erweckten;
Daß wir nicht etwa vermeinen, es könnten Seelen entfliehen
Aus dem Acheron, oder es könnten Schatten noch fliegen
Unter die Lebenden, oder es könne von uns irgend etwas
Uebrig noch sein nach dem Tode.“ [1])

Nie vielleicht ist die Gedankenrichtung, welche der epicuräische Dichter so sinnreich bekämpft, deutlicher dargestellt worden, als in Madge Wildfire's wirrem Geplauder von ihrem todten Kinde: „Während ich denke, mein armes Kind sei todt

[1]) Lucret.: — „De Rerum Natura“, IV. 29—39: —
„Nunc agere incipiam tibi, quod vementer ad has res
Attinet, esse ea quae rerum simulacra vocamus;
Quae, quasi membranae summo de corpore rerum
Dereptae, volitant ultroque citroque per auras,
Atque eadem nobis vigilantibus obvia mentes
Terrificant atque in somnis, cum saepe figuras
Contuimur miras simulacraque luce carentum,
Quae nos horrifice languentis saepe sopore
Excierunt; ne forte animas Acherunte reamur
Effugere aut umbras inter vivos volitare,
Neve aliquid nostri post mortem posse relinqui.“

— ihr wißt ja wohl, 's ist begraben — aber das hat nichts zu bedeuten. Ich hab' es hundertmal auf meinem Knie gehabt, und wieder hundertmal, seit es begraben war — und wie wäre das möglich, wär' es todt — 's ist rein unmöglich."

Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich denn, daß wir, wenn wir dunkele Begriffe von einem künftigen Zustande in den entlegensten Gegenden der Welt finden, darnach nicht annehmen müssen, daß sie sämmtlich sich von einem einzigen geographischen Mittelpunkt verbreitet haben. Der Fall ist einer von denen, wo eine jede plausible Erklärung aus natürlichen Ursachen genügt, das Argument aus geschichtlichem Zusammenhange auszuschließen. Anderseits steht einem solchen Argumente nichts entgegen in folgendem Falle, welcher gewählt wird, weil er die entgegengesetzte Seite des Problems zeigt.

Die große Classe von Geschichten, die man als „Thierfabeln" kennt, sind in letzter Zeit sehr in öffentlicher Achtung gestiegen. In alten Zeiten lauschte ihnen Vornehm und Gering mit dem lebhaftesten Vergnügen um ihrer selbst willen. Dann verdrehte man sie von ihrem eigentlichen Wesen zu Mitteln, um kleine moralische Lehren einzuschärfen und schließlich wußte man eine alberne stumpfe Geschichte nicht verächtlicher zu bezeichnen, als indem man sie mit einer solchen Fabel verglich. Gegenwärtig jedoch weiß eine Generation, unter welcher eine neue Kenntniß alter Zeiten und damit zugleich eine neue Sympathie mit alten Gedanken und Gefühlen erwacht ist, nicht allein die Thierfabeln ihrer selbst willen zu schätzen, sondern findet in deren Verbreitung über die Welt auch eine wichtige Hilfe für die Erforschung der frühen Geschichte. So hat Dr. Dasent — in seiner Einleitung zu den norsischen Volkssagen — nachgewiesen, daß Volkserzählungen, die man im Süden und Westen Africa's fand, aus der nämlichen Quelle mit alten Mythen, die sich in entfernten Gegenden Europa's finden, gekommen sein müssen. Noch später hat Dr. Bleek eine Sammlung hottentotischer Fabeln ver-

öffentlicht,[1]) welche zeigt, daß andere mythische Episoden, die in entlegenen Ländern längst heimisch sind, sich unter diesem rohen Volke als Hausmärchen eingebürgert haben.

Ein Holländer fand eine Schlange, die unter einem großen Steine lag und nicht fort konnte. Er hob den Stein auf und setzte sie in Freiheit, aber als er es gethan hatte, wollte sie ihn fressen. Der Mann machte Einwendungen dagegen und appellirte an den Hasen und die Hyäne, aber beide sagten, es sei recht. Darauf fragten sie den Schakal, aber er wollte nicht einmal glauben, daß die Sache so geschehen sein könne, wofern er es nicht mit seinen eigenen Augen sähe. So legte sich denn die Schlange nieder und der Mann legte den Stein auf sie, um zu zeigen, wie es gewesen. „Nun laß sie da liegen," sagte der Schakal. Dies ist nur eine andere Version der Geschichte vom undankbaren Krokodil, welche der weise Duban dem König nicht erzählen mochte, während der Henker bereit stand, sein Haupt abzuschlagen. Mr. Lane theilt sie in seinen Noten zu den arabischen Nächten mit,[2]) und ich weiß kaum, ob nicht die einfachere hottentotische Version die artigere von beiden ist. Auch ist der Name „Reinhard in Südafrica," den Dr. Bleek seinen Hottentoten-Geschichten giebt, völlig gerechtfertigt, da sie dem mittelalterlichen „Reineke Fuchs"[3]) angehörende wohlbekannte Stücke enthalten. Der Schakal stellt sich todt und liegt auf der Straße, bis der Fischwagen vorbeikommt, und der Fuhrmann wirft ihn hinein, um sich ein Karoß aus seinem Balge zu machen; das schlaue Thier aber wirft eine Anzahl Fische auf die Straße und springt dann selber heraus. Dann ist einmal der Löwe krank und alle Thiere besuchen ihn, nur der Schakal nicht. Seine Feindin, die

---

[1]) Bleek, Reynard the Fox in South Africa; London, 1864, S, 11—13, 16, 19, 23.

[2]) Lane, The Thousand and One Nights, new edit., London, 1859, vol. I. pp. 84, 114.

[3]) Jacob Grimm, Reinhart Fuchs; Berlin, 1834, S. CXXII. 1. 30, CCLXXII.

Hyäne, holt ihn, um seinen Rath zu geben, und so kommt er vor den Löwen und sagt, er sei gegangen die Hexe zu fragen, was für seinen kranken Oheim zu thun sei, und das Mittel für den Löwen bestehe darin, der Hyäne das Fell über die Ohren zu ziehn und es selber umzunehmen, während es warm sei. Die List, mit welcher der Hahn seinen Kopf aus Reineke's Maule bringt, indem er ihn veranlaßt dem Pächter zu antworten, erinnert an die Weise, auf welche in der Hottentoten-Erzählung der Hahn den Schakal veranlaßt, sein Gebet zu verrichten, um dann, als das überlistete Thier seine Hände faltet und die Augen schließt, davon zu fliegen. Alle diese Erzählungen mögen natürlich, obwohl heimischen Umständen angepaßt und mit recht artigen heimischen Wendungen erzählt, hinsichtlich ihrer Einführung von sehr jungem Datum sein. Eine Erzählung wie jene, worin ein Fischwagen vorkommt, würde natürlich auf die holländischen Boers zurückzuführen sein, von denen wahrscheinlich alle Reineke-Geschichten herrühren. Eine merkwürdige Stelle dient als Beleg, daß die Geschichten nicht den alten Versionen Reinekes, sondern einer interpolirten modernen Bearbeitung entnommen sind. Jacob Grimm führt als Beweis für den unabhängigen, abgesonderten Gang der alten deutschen Thiersage den Umstand an, daß sie nicht anderwärts längst bekannte Geschichten in sich aufnahm, die vortrefflich hineingepaßt haben würden; so ist z. B. Aesops Erzählung vom Fuchse, der nicht in des Löwen Höhle gehn will, weil er nur die hineingehenden Fußtapfen, aber keine herauskommenden sieht, in dem Reineke des Mittelalters nirgends zu finden. Wir sehen jedoch, daß diese nämliche Episode ihren Weg in die Hottentoten-Erzählungen gefunden hat und zwar gerade an der geeigneten Stelle. „Der Löwe," wird erzählt, „war krank und sie gingen alle, ihn in seiner Trübsal zu besuchen. Aber der Schakal ging nicht, weil die Fußtapfen der Leute, die ihn besuchten, nicht zurückkehrten."

Aus andern Quellen sind wir allerdings schon genügend unterrichtet, um die Erscheinungen der Geschichten aus Reineke

und den arabischen Nächten in Südafrica zu erklären, indem wir sie auf europäischen und muselmännischen Einfluß zurückführen. Aber auch selbst ohne solche Kenntniß beweisen schon die Erzählungen selbst eine, sei es nahe oder entfernte, historische Verbindung zwischen Europa, Aegypten und Südafrica. Der Versuch, einen solchen Beweis für sich allein stehen zu lassen, ist ein gewagteres Werk. In einem Capitel über die geographische Vertheilung der Mythen habe ich eine Reihe auf dem americanischen Continent gesammelter Geschichten mit ihren anderwärts heimischen Analogis verglichen, indem ich einen historischen Zusammenhang zwischen der Mythologie Americas und derjenigen der übrigen Welt dadurch nachzuweisen bemüht war; mit welchem Erfolge jedoch, hat der Leser zu entscheiden. In einem andern Capitel werden einige merkwürdige Gebräuche, die sich über fern von einander gelegene Landstriche verbreitet finden, untersucht, um womöglich festzustellen, ob sich ein historisches Argument auf sie gründen lasse.

Hinsichtlich der Irrthümer, die ohne Zweifel in den vorliegenden Abhandlungen zahlreich sind, und der oberflächlichen Bearbeitung eines hochwichtigen Gegenstandes, sei ein Wort der Vertheidigung gesagt. Wenn man Fragen erörtert, in Betreff deren bisweilen die wesentlichen Thatsachen noch nie zuvor auch nur einigermaßen zusammengestellt sind, ist es sehr schwierig, nicht nur den falschen Beweis zu verwerfen, sondern auch den richtigen mit Genauigkeit zu reproduciren; und die Weise, in welcher neue Kenntniß eintritt, um die alte in einem ganz andern Lichte erscheinen zu lassen, ist nicht geeignet, einem übermäßigen Vertrauen auf erste Ergebnisse Vorschub zu leisten. Nachdem ich z. B., nach dem Vorgange anderer Beobachter, ein sinnreiches kleines Bohrwerkzeug, welches später beschrieben werden wird, als den Südsee-Inseln, auf oder in der Nähe der Samoanengruppe, eigenthümlich bezeichnet hatte, fand ich es vorräthig in den Londoner Werkzeugläden; Mißgriffe solcher Art müssen häufig sein, bis unsere Kenntniß der niedrigern Civilisation mehr vervollständigt und gründlicher ge-

prüft sein wird. Größere Genauigkeit ließe sich allerdings erzielen, wenn man sich auf eine sehr kleine Anzahl Gegenstände beschränkte; unsre Nachrichten von der Cultur der niedrigen Rassen müssen jedoch, weil sie meist unclassificirt sind, als ein Ganzes durchgegangen werden, und bis auf einen gewissen Punkt ist es auch fraglich, ob der Forscher eines sehr beschränkten Feldes nicht an umfassendem Ueberblick mehr verlieren würde, als er durch Concentration gewänne. Welches auch das Schicksal meiner Argumente sei, jedenfalls darf derjenige, der eine Masse Beweismittel sammelt und gruppirt und sie in einer Weise zu verwerthen sucht, welche als Grundlage für etwas Besseres dienen kann, Anspruch machen, mit einer allzuherben Kritik der Mißgriffe und Mängel verschont zu werden. Sagt doch auch der Ritter im Beginn seiner Erzählung:

„Ich habe, traun! ein weites Feld zu ackern,
Und treibe fleißig die Ochsen an dem Pflug."

[Abgesehn von gewöhnlichen Quellenangaben, wünsche ich einige besondere Verbindlichkeiten ausdrücklich anzuerkennen. Mein Freund Mr. Henry Christy hat mich seit Jahren nicht allein mit seinen umfassenden ethnographischen Kenntnissen unterstützt, sondern mir auch Gelegenheit gegeben, die Productionen der niedrigeren Rassen nach den sorgfältig gewählten Exemplaren in seiner großen Sammlung zu studiren. Dem Dr. W. R. Scott, Director des Taubstummeninstituts zu Exeter, bin ich vielen Dank schuldig für den Beistand, der mich befähigt hat, über die Geberdensprache gewissermaßen mit der Sicherheit eines Sachkundigen zu schreiben; und dem Prof. Pott in Halle, sowie dem Prof. Lazarus in Bern habe ich für persönliche Hilfe in verschiedenen wichtigen Fragen zu danken. Was Bücher anlangt, so habe ich reichlich geschöpft aus den philologischen Werken Prof. Steinthal's in Berlin, wie desgleichen aus der unschätzbaren Sammlung von Thatsachen bezüglich der Geschichte der Civilisation in der „Allgemeinen Culturgeschichte der Menschheit" und der „Allgemeinen Culturwissenschaft" von Dr. Gustav Klemm in Dresden.]

Zweites Capitel.

Die Geberdensprache.

Die dem Menschen verliehene Fähigkeit, seine Gedanken auszudrücken, ist eines der wesentlichsten Elemente seiner Civilisation. Ob er überhaupt ohne Mittel äußerer Kundgebung zu denken vermöge, ist eine metaphysische Frage, die hier nicht erörtert zu werden braucht. Wohl schwerlich wird irgend jemand leugnen, daß des Menschen Fähigkeit sich zu äußern, die so bedeutend jede derartige Fähigkeit übertrifft, welche die niedrigern Geschöpfe besitzen, eine der Hauptursachen ist, weßhalb er jene so unendlich überragt.

Unter den Mitteln, die der Mensch hat, zu äußern oder auszudrücken, was in seinem Geiste ist, erweist sich die Sprache als das bei Weitem wichtigste und wenn wir daher von einer Aeußerung unserer Gedanken sprechen, verstehen wir darunter den Ausdruck derselben in Worten. Wenn wir aber sagen, die Aeußerungsfähigkeit des Menschen mache einen der großen Unterschiede zwischen ihm und den niedrigern Geschöpfen aus, müssen wir mit dem Worte Aeußerung einen seiner Etymologie vollkommener entsprechenden Sinn verbinden. Wie Steinthal zugiebt, ist der Taubstumme die lebendige Widerlegung des Satzes, daß der Mensch ohne Sprache nicht denken könne, wofern wir nicht einräumen, daß die übliche Definition der Sprache als der Gedankenäußerung durch articulirte Laute zu eng sei.[1]) Einen Gedanken äußern heißt

---

[1]) Steinthal, Ueber die Sprache der Taubstummen (in: Prutz', Deutsches Museum, Jan. bis Juni 1851, S. 904 ꝛc.)

buchstäblich, ihn aus uns hinausstellen, und ihn ausdrücken heißt, ihn ausquetschen. Wie grobsinnlich diese Metaphern auch sind, immerhin sind sie die besten Ausdrücke, die wir für jenen wunderbaren Proceß haben, mittels dessen ein Mensch durch eine körperliche Handlung nicht nur anderer Menschen Geister veranlassen kann, die Thätigkeit seines eigenen mehr oder minder genau zu reproduciren, sondern selbst von dem äußerlichen Zeichen einen Eindruck, welcher dem ihrigen ähnlich, zurück zu empfangen vermag, wie wenn nicht er, sondern irgend jemand anders ihn gemacht hätte.

Außer der articulirten Sprache sind die Hauptmittel, durch die der Mensch den Inhalt seines Geistes ausdrücken kann, die Geberdensprache, die Bilderschrift und die Wortschrift. Wüßten wir jetzt, was wir dereinst zu wissen hoffen, nämlich wie die Sprache in der Welt entstand und wuchs, so würde unsre Kenntniß von des Menschen frühester Lage und Geschichte auf einer ganz andern Basis stehen, als es jetzt der Fall ist. Wir wissen jedoch so wenig vom Ursprung der Sprache, daß selbst die größten Philologen gezwungen sind, entweder dem Gegenstande ganz auszuweichen, oder Metaphysiker zu werden, um ihn zu erörtern. Die Geberdensprache und Bilderschrift indeß, wie unbedeutend sie in der Praxis auch im Vergleich mit Rede und phonetischer Schrift sind, haben doch deshalb besondern Anspruch auf Berücksichtigung, weil wir sie wirklich so völlig verstehen können, als wir vielleicht überhaupt irgend etwas zu verstehen vermögen, und weil wir durch ihr Studium uns in gewissem Maße einen Zustand des menschlichen Geistes deutlich machen können, der Allem zu Grunde liegt, was bis jetzt selbst im niedrigsten Dialecte der Sprache, wenn als ein Ganzes genommen, erforscht worden ist. Zwar können wir, abgesehn von den Wörtern, die offenbar nachahmend sind, wie „Kibitz" und „Kuckuk," gegenwärtig nicht sagen, auf welche Weise der Mensch dahin gelangte, sich durch Worte auszudrücken, aber wir können wenigstens sehen, wie er noch jetzt dazu kommt, sich durch Zeichen und Bilder auszudrücken,

und solchergestalt einen Begriff vom Wesen dieser großen Bewegung gewinnen, die gemacht zu haben von keinem niedrigern Geschöpfe bekannt ist, wie denn auch keines das geringste Zeichen gezeigt hat, daß es sie mache. Man hat indeß keinen Beweis, daß der Mensch irgend eine Zwischenstufe, wie etwa den Gebrauch der Geberden, passirt sei, bevor er sprach. Diese Theorie, obwohl keineswegs zu verachten, hat, so viel sich bis jetzt herausstellt, keine genügende Unterstützung durch beobachtete Thatsachen.

Die Geberden- oder Zeichensprache ist großentheils ein System, Gegenstände und Ideen durch eine rohe Umriß-Geberde dazustellen, welche die auffälligsten Züge jener nachahmt. Sie ist, wie ein Taubstummer passend gesagt hat, eine Bildersprache. Hier wird sofort ihr wesentlicher Unterschied von der Rede offenbar. Warum die Wörter stehen und gehen ihre Bedeutung haben, ist eine Frage, worauf wir auch nicht den Schatten einer Antwort geben können, und wenn man uns gelehrt hätte zu sagen „stehen," wo wir jetzt „gehen" sagen, und „gehen," wo wir jetzt „stehen" sagen, so würde dies praktisch ganz das Nämliche für uns sein. Ohne Zweifel war ein genügender Grund dafür vorhanden, daß diese Wörter die Bedeutungen erhielten, die sie jetzt haben, wie es denn für Alles einen genügenden Grund giebt; soweit wir aber dabei interessirt sind, brauchte es ebensogut gar keinen zu geben, denn wir haben den Zusammenhang zwischen dem Wort und dem Begriffe ganz aus dem Auge verloren. In der Geberdensprache aber existirt nicht nur stets die Verwandtschaft zwischen Idee und Zeichen, sondern wird auch kaum einen Moment aus dem Auge verloren. Wenn ein taubstummes Kind seine zwei ersten Finger gabelförmig wie ein Paar Beine hält und sie auf dem Tische stehen und laufen läßt, brauchen wir keine Belehrung, was dies bedeutet oder warum es geschieht.

Diese Definition der Geberdensprache ist indeß nicht vollständig. Gegenstände, die sich wirklich in der Nähe des Sprechenden befinden oder als gegenwärtig gedacht werden können,

werden körperlich in das Gespräch gebracht, indem man sie berührt, darauf hinweist oder darnach blickt, um entweder die Gegenstände selbst oder eine ihrer charakteristischen Eigenschaften anzuzeigen. Wenn z. B. ein Taubstummer seine Unterlippe mit dem Zeigefinger berührt, so muß der Zusammenhang entscheiden, ob er die Lippe selbst oder die Farbe „roth" anzeigen will, es sei denn daß er, wie bisweilen geschieht, durch wirkliches Fassen der Lippe mit Finger und Daumen zeigt, daß er die Lippe selbst und nicht deren Eigenschaft meint. Unter die zwei Classen, „Bilder in der Luft" und durch wirkliches Hinweisen vor den Geist gebrachte Dinge, läßt sich das Ganze der Zeichensprache bringen.

In Taubstummen-Instituten läßt sich die Geberdensprache am besten studiren und die geringe praktische Kenntniß, die ich davon besitze, habe ich auf diese Weise in Deutschland und England erworben. In diesen Instituten werden indeß grammatikalische Zeichen in der Geberdensprache gebraucht, die nicht eigentlich dazu gehören. Dies sind meist von Lehrern, die der Rede mächtig waren, angepaßte oder vielleicht erfundene Zeichen, um Ideen auszudrücken, die ins Bereich der sehr beschränkten natürlichen Grammatik und des Wörterbuchs des Taubstummen nicht kommen. Es ist indeß zu bemerken, daß die Taubstummen, obwohl man sie gelehrt hat, diese Zeichen zu verstehen und sie dieselben in der Schule brauchen, sie doch in ihren gewöhnlichen Unterhaltungen ignoriren und womöglich nichts damit zu thun haben mögen.

Durch Unterricht können Taubstumme gelehrt werden, ihre Gedanken mitzutheilen und aus Büchern und von Menschen beinahe in derselben Weise wie wir, obwohl in einem beschränkteren Maße, zu lernen. Sie lernen lesen und schreiben, mit dem Finger-Alphabet Sätze buchstabiren und von Andern so buchstabirte Worte verstehen; überdies kann man sie in articulirter Sprache reden lehren, was freilich in einem heisern und unmodulirten Tone geschieht, und desgleichen lernen sie, wenn ein Anderer redet, den Bewegungen seiner

Lippen folgen, beinahe als könnten sie die gesprochenen Worte hören.

Es sei hier ein für allemal bemerkt, daß das große Publicum oft die wirkliche Zeichensprache der Taubstummen, worin Gegenstände und Handlungen durch pantomimische Zeichen ausgedrückt werden, mit dem Fingeralphabet der Taubstummen verwechselt, welches ein bloßes Surrogat für alphabetisches Schreiben ist. Es genügt nicht zu sagen, daß beide Dinge verschieden sind; sie haben gar nichts mit einander zu thun und sind einander nicht ähnlicher, als ein Gemälde einer schriftlichen Beschreibung desselben. Obwohl von wenig wissenschaftlichem Interesse, ist das Fingeralphabet doch von großem praktischem Nutzen. Es scheint in Spanien erfunden zu sein, dem die Welt die erste systematische Taubstummenlehre verdankt, verfaßt von Juan Pablo Bonet (in dessen Werke ein einhändiges Alphabet aufgestellt ist, das nur wenig von dem jetzt in Deutschland üblichen abweicht,) oder vielleicht von seinem Vorgänger Pedro de Ponce. Das in England allgemein gebräuchliche zweihändige oder französische Alphabet ist von neuerem Datum.[1])

Die Muttersprache (wenn dies Wort hier erlaubt ist) des Taubstummen ist die Zeichensprache. Das Zeugniß der besten Beobachter bestätigt, daß sie fähig sind die Geberdensprache aus ihrem eigenen Geiste ohne die Hilfe redender Menschen zu entwickeln. Die Taubstummen übertreffen im Allgemeinen alle andern Menschen in der Fähigkeit, Zeichen anzuwenden und zu verstehen, was sehr natürlich ist, denn ist auch die Geberdensprache ein Gemeingut aller Menschen, so wird sie doch von denjenigen, welche die Gabe der Rede besitzen, selten in so hohem Grade cultivirt und entwickelt, als von denen, die nicht reden können und daher zu andern Mitteln der Mittheilung ihre Zuflucht nehmen müssen. Wir führen die Aussprüche

---

[1]) Bonet, Reduction de las Letras, y Arte para enseñar á ablar los Mudos; Madrid, 1620; pp. 128 etc. — Schmalz, Ueber die Taubstummen; Dresden und Leipzig, 1848; S. 214, 352.

einiger praktischen Beobachter an, um zu zeigen, daß die Geberdensprache nicht, gleich dem Fingeralphabete, eine in ihren Anfängen vom Lehrer gelernte Kunst, sondern ein unabhängiges Verfahren ist, das seinen Ursprung im Geiste des Taubstummen hat und sich in dem Maße entwickelt, als seine Kenntnisse und seine Urtheilskraft sich durch den Unterricht erweitern.

Samuel Heinicke, der Begründer des Taubstummenunterrichts in Deutschland, bemerkt: „Er (der Taubstumme) hält sich am liebsten an seine Pantomime, die einfach und kurz ist und ihm geläufig wird, wie eine Muttersprache.“[1]) Schmalz sagt: „Nicht weniger begreiflich sind viele Zeichen, die wir allerdings im gewöhnlichen Leben nicht anwenden, die aber das taubstumme Kind anwendet, weil es sich Andern nur durch Zeichen mittheilen kann. Diese Zeichen bestehen hauptsächlich darin, daß die Gestalt von Gegenständen, auf welche aufmerksam gemacht werden soll, in die Luft gezeichnet wird, indem man ihren Charakter dadurch anzeigt, die Bewegung des Körpers bei einer zu beschreibenden Handlung nachahmt oder auch den Gebrauch einer Sache, deren Ursprung oder irgend eine andre ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeiten.“[2]) „Was Zeichen anlangt,“ sagt Dr. Scott in Exeter, „so wird das (taubstumme) Kind sich höchst wahrscheinlich schon für Zeichen entschieden haben, durch welche es die meisten der in obiger Lection angegebenen Gegenstände (Nadel, Schlüssel rc.) bezeichnet und die es im Umgange mit seinen Freunden gebraucht. Diese Zeichen sollte man stets beibehalten (Seitens der Familie des Kindes), und, wenn ein Wort noch kein solches Zeichen empfangen hat, das Kind veranlassen, sich für eines zu entscheiden. Es wird dies wahrscheinlich besser thun, als wir.“[2])

Der Abbé Sicard, einer der ersten und bedeutendsten

---

[1]) Heinicke, Beobachtungen über Stumme rc.; Hamburg, 1778, S. 56.

[2]) Schmalz, S. 267. — [3]) Scott, The Deaf and Dumb; London, 1844, S. 84.

unter den Männern, die ihr Leben der Erziehung und „Humanisirung" dieser beklagenswerthen Geschöpfe gewidmet haben, spricht sich ziemlich in demselben Sinne aus. „Nicht ich," sagt er, „habe diese Zeichen zu erfinden. Ich habe nur ihre Theorie aufzustellen, indem ich ihren wahren Erfindern nachschreibe, denjenigen, deren Sprache in diesen Zeichen besteht. An dem Taubstummen ist es, sie zu machen, und an mir, zu sagen, wie sie gemacht werden. Sie müssen nach der Natur der Gegenstände gezeichnet werden, die sie vorstellen sollen. Nur die Zeichen, die der Stumme selbst giebt, um die von ihm gesehenen Handlungen und die vor ihn gebrachten Gegenstände zu bezeichnen, vermögen die articulirte Sprache zu ersetzen." Von seinem berühmten taubstummen Schüler Massieu sagt er: „Indem solchergestalt ein glücklicher Austausch stattfand, lernte ich von Massieu, während ich ihn die geschriebenen Zeichen unserer Sprache lehrte, die mimischen Zeichen der seinigen." „So bin denn ich ebensowenig als mein trefflicher Lehrmeister (der Abbé de l'Epée) der Erfinder der Taubstummen-Sprache. Und wie ein Fremder nicht geeignet ist, einen Franzosen französisch zu lehren, so hat auch der redende Mensch nichts mit der Erfindung von Zeichen zu schaffen, denen er abstracte Werthe beilegt." [1]) Dies sind lauter neuzeitige Erklärungen; aber lange vor den Tagen der Taubstummen-Institute hatte Rabelais' scharfes Auge bemerkt, wie natürlich und passend die von gebornen Taubstummen gemachten ungelehrten Zeichen sind. Als Panurge im Begriff ist, durch Wahrsagung aus Zeichen zu erforschen, welches sein Schicksal in der Ehe sein werde, giebt ihm Pantagruel folgenden Rath: „Pourtant, vous fault choisir ung mut sourd de nature, affin que ses gestes vous soyent naifuement propheticques, non fainctz, fardez, ne affectez."

Wir sind auch, was unsre Kenntniß von der Weise an-

---

[1]) Sicard, Cours d'Instruction d'un Sourd-muet; Paris, 1803, pp. XLV, 18.

langt, in welcher die Geberdensprache sich im Geiste des Taubstummen entwickelt, keineswegs blos auf die Beobachtungen regelmäßig redender Personen angewiesen. Die gebildeten Taubstummen können uns aus ihrer eigenen Erfahrung sagen, wie Geberdenzeichen entstehen. Folgenden Bericht giebt Kruse, selbst ein Taubstummer und wohlbekannter Taubstummenlehrer, sowie Verfasser verschiedener Werke von nicht geringem Werthe: „der Taubstumme muß also eine Sprache haben, ohne welche kein Gedanke übertragen werden kann. Aber hier kommt ihm die Natur bald zu Hilfe. Was ihm am meisten auffällt oder was . . . . . für ihn einen Unterschied zwischen einer Sache und einer andern ausmacht, solche Unterscheidungsmerkmale der Gegenstände werden alsbald Zeichen, nach denen er diese Gegenstände kennt und wieder erkennt; sie werden Denkzeichen der Dinge. Und während er im Stillen die Zeichen ausarbeitet, die er für einzelne Gegenstände gefunden hat, d. h. während er für sich ihre Formen in der Luft beschreibt oder sie in Gedanken mit Händen, Fingern und Geberden nachahmt, entwickelt er für sich selbst passende Zeichen, um Ideen darzustellen, die ihm als Mittel dienen, Ideen verschiedener Art in seinem Geiste zu fixiren und ins Gedächtniß zurückzurufen. Und so macht er sich eine Sprache, die sogenannte Geberdensprache; mit diesen wenigen dürftigen und unvollkommenen Zeichen ist für den Gedanken bereits eine Bahn gebrochen, und mit seinem Gedanken, wie er sich nun nach außen erschließt, cultivirt und formt sich die Sprache weiter und weiter.[1])

Ich werde nun Einiges über den besondern Dialect (um diesen Ausdruck zu brauchen,) der Geberdensprache mittheilen, der im Berliner Taubstummeninstitute üblich ist.[2]) Ich machte

---

[1]) Kruse, Ueber die Taubstummen rc.; Schleswig, 1853, S. 51. (Hier wie in mehrern andern Fällen, wo dem Uebersetzer die angeführten Originalwerke nicht zur Hand waren, war derselbe genöthigt, sich mit der Rückübersetzung aus dem Englischen zu begnügen.)

[2]) Ob die „Dialecte" der verschiedenen Taubstummeninstitute einen

eine Liste von etwa 500 Zeichen, indem ich sie nach meinem Lehrer Carl Wilke, der selbst taubstumm ist, niederschrieb. Sie sprachen von 5000 Zeichen, die dort im gewöhnlichen Gebrauche sind, aber meine Liste enthält die wichtigsten. Was erstlich die Zeichen selbst betrifft, so werden die folgenden, die aufs Gerathewohl herausgegriffen sind, eine Idee von dem allgemeinen Princip geben, auf Grund dessen alle gebildet sind.

Um die Pronomina „ich, du, er" auszudrücken, recke ich den Zeigefinger gegen meine Herzgrube für „ich"; recke ihn gegen die angeredete Person für „du"; zeige mit dem Daumen über meine rechte Schulter für „er", u. s. w.

Halte ich meine rechte Hand, mit der innern Fläche nach unten, in der Höhe meiner Taille und hebe sie bis zur Schulterhöhe, so bedeutet dies „groß"; drücke ich sie statt dessen niederwärts, so bedeutet es „klein".

Das Zeichen für „Mann" ist die Bewegung des Hutabnehmens; für „Weib" wird die geschlossene Hand auf die Brust gelegt; für „Kind" wird der rechte Ellbogen auf der linken Hand geschaukelt.

Das Adverb „hierher" und das Zeitwort „kommen" haben das nämliche Zeichen, indem man mit dem Finger gegen sich winkt.

Hält man die beiden ersten Finger in Gestalt eines V auseinander und bewegt die Fingerspitzen schnell von den Augen aus, so heißt dies „sehen". Man berührt das Ohr und die Zunge mit dem Zeigefinger, um „hören" und „schmecken" auszudrücken. Wenn etwas gezeigt werden soll, hat stets der Zeigefinger, der so passend Index genannt ist, dies Geschäft zu verrichten.

---

irgend beträchtlichen Theil der natürlichen Zeichen von einander empfangen haben, wie z. B. durch die Ausbreitung des Lehrsystems von Paris, vermag ich nicht zu sagen; aber ein jeder hat so Vieles, was von den andern im Einzelnen, obwohl nicht im Princip, abweicht, daß sie, glaub' ich, in practischer Hinsicht für selbständig gehalten werden dürfen, ausgenommen was grammatikalische Zeichen anlangt.

„. . . atque ipsa videtur
Protrahere ad gestum pueros infantia linguae
Quos facit ut digito quae sint praesentia monstrent.“ [1])

Um „sprechen„ auszudrücken, bewegt man die Lippen wie beim Sprechen (alle Taubstummen in der Berliner Anstalt werden in articulirten Worten sprechen gelehrt), und die nämliche Bewegung der Lippen, während man mit dem Zeigfinger vom Munde auswärts zeigt, heißt „Name“ oder „nennen“, als lautete die Definition dieses Wortes: „durch Sprechen nachweisen.“

Zeichnet man mit beiden Händen in der Luft den Umriß von Dach und Mauern, so bedeutet dies „Haus“; mit einem flachen Dache heißt es „Zimmer“. Man drückt „Garten“ aus, indem man an eine Blume riecht und dann mit beiden Händen einen horizontalen Kreis vor sich beschreibt.

Sich in die Haut des Handrückens kneipen, bezeichnet „Fleisch“. Läßt man mit dem Zeigefinger den Dampf davon aufwirbeln, so wird es „gebratenes Fleisch“. Macht man vor den Lippen mit zwei Fingern einen Schnabel und klappt mit den Armen, so bedeutet das „Gans“; vereinigt man das vorige Zeichen mit den letztgenannten, so erhält man „gebratene Gans“.

Wie natürlich sind alle diese nachahmenden Zeichen! Sie bedürfen keiner umständlichen Erklärung. Das ganze Geheimniß besteht darin, den auffälligen Umriß eines Gegenstandes, die hauptsächliche Bewegung einer Handlung aufzufassen, und dies kann auch der roheste Wilde ohne Unterricht thun, ja, er kann es sogar besser und leichter als der Gebildete. „Unter meinen Lehrern hier, die sprechen können,“ sagte der Director des Instituts, „ist keiner besonders stark in der Geberdensprache. Für einen gebildeten redenden Mann ist es schwer, die Fertigkeit darin zu erlangen, die ein taubstummes Kind beinahe ohne Anstrengung erwirbt. Ich kann sie allerdings vollkommen anwenden; aber ich bin vierzig Jahre hier gewesen und

[1]) Lucretius, v. 1029.

habe es mir vom Anfang an zur Aufgabe gemacht, ihrer vollkommen mächtig zu werden. Die Gabe der Rede ist bei Erlernung der Geberdensprache ein Hinderniß und kein Hilfsmittel. Die Gewohnheit, in Worten zu denken und diese Worte in Zeichen zu übersetzen, ist sehr schwer abzulegen; bevor dies aber geschehn ist, ist es kaum möglich, die Zeichen in die logische Ordnung zu stellen, in welcher sie sich im Geiste des Taubstummen ordnen."

Sowie neue Gegenstände zur Kenntniß des Taubstummen kommen, entstehen natürlich auch sofort neue Zeichen dafür. Um z. B. „Eisenbahn" und „Locomotive" auszudrücken, macht die linke Hand einen Schornstein und der beinahe horizontal hinwegwirbelnde Dampf wird mit dem rechten Zeigefinger nachgeahmt. Bewegt man die Fingerspitzen der halbgeschlossenen Hand gegen sich wie Lichtstrahlen, so heißt das „Photograph."

Der zufällige Beobachter jedoch, der jedes Zeichen, welches er in der Classe von Lehrern und Schülern gebraucht sah, als zur natürlichen Geberdensprache gehörig betrachten wollte, würde oft einen sehr falschen Begriff vom Wesen derselben bekommen. Taubstummenlehrer haben es für praktische Zwecke rathsam gefunden, nicht blos die unabhängige Entwickelung der Zeichensprache anzuwenden, sondern dieselbe zu bereichern und auszubessern, um sie ihrer eigenen Rede und Schrift genauer entsprechend zu machen. Zu diesem Zwecke sind Zeichen eingeführt worden für viele Worte, deren Bedeutung der Schüler meist durch ihre schriftliche Anwendung lernt, und man lehrt ihn, das Zeichen brauchen, wo er das Wort brauchen würde. Z. B. die geballten Fäuste, mit aufwärts gerichteten Daumen vorwärts gestoßen, bedeuten „noch". Die Finger vom Schlafe aus sacht öffnen, heißt „wann". Die geschlossenen Hände mit den Daumen außen auf der Brust auf und ab bewegen, heißt „sein". Alle diese Zeichen lassen sich allerdings auf natürliche Geberden gründen. Dr. Scott erklärt z. B. das Zeichen „wann" als auf diesem Wege gebildet. Diese Ableitungsart giebt ihnen jedoch keinen Anspruch, in die reine

Geberdensprache eingeschlossen zu werden; und es scheint wirklich nicht, als ob es einen großen Unterschied für die Kinder machen würde, wenn man das Zeichen „wann" für „noch" gebrauchte, u. s. w.

Der Abbé Sicard hat uns einen umfangreichen Bericht über die von ihm gebrauchte Zeichensprache hinterlassen, die als ein Beispiel der seltsamen hybridischen Systeme dienen kann, die solchergestalt entstehen, wenn man englische, französische oder deutsche Grammatik und Wörterbücher auf die Geberdensprache pfropft. Sicard war fest überzeugt von der Nothwendigkeit, die natürlichen Zeichen anzuwenden, und selbst seine willkürlichsten mögen auf solche basirt worden sein; aber er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Alles, was Worte thun können, durch Geberden thun zu lassen, und sah sich dabei oft zu seltsamen Auskunftsmitteln gedrängt. Er entlehnte jedoch entweder so unmittelbar von seinen taubstummen Schülern, oder es gelang ihm so gut, in ihrer Weise denken zu lernen, daß es oft sehr schwer ist, genau anzugeben, wo der Einfluß der gesprochenen oder geschriebenen Sprache eintritt. Der Taubstumme borgt z. B. die Zeichen des Raumes, wie wir dem entsprechende Worte borgen, um die Zeitbegriffe auszudrücken; und indem sich Sicard an diese wirklichen Zeichen hält und sie nur mit einem Grade von Begriffsentwickelung anwendet, der schwerlich anders als mit Hilfe von Worten erreicht worden ist, bildet er das Präsens seines Zeitworts, indem er mit beiden vorgehaltenen Händen, deren innere Fläche nach unten gekehrt ist, „hier" anzeigt; ferner die vergangene Zeit mit der über die Schulter zurückgeworfenen Hand, „hinten", und die künftige Zeit, indem er die Hand ausstreckt, „vorwärts". Geht er aber mit seiner Conjugation bis zu solchen Formen wie „ich würde getragen haben", so übersetzt er nur Worte in mehr oder weniger passende Zeichen. Ferner unterscheidet er mit Hilfe der beiden zusammengehakten Zeigefinger — was, wie ich vermuthe, Abhängigkeit oder Verbindung bedeuten soll — zwischen moi und me und führt, indem er zwei abstracte grammati-

calische Ausdrücke aus Worten in Zeichen übersetzt, einen andern der reinen Geberdensprache ganz fremden Begriff ein. Ist etwas, das bezeichnet worden, ein Substantiv, so legt er die rechte Hand unter die linke, um zu zeigen, daß es das ist, was unten steht; ist es hingegen ein Adjectiv, so legt er die rechte Hand zu oberst, um zu zeigen, daß es die Eigenschaft ist, welche auf dem unten befindlichen Substantiv liegt oder dazu gefügt ist.[1])

Diese zum Theil künstlichen Systeme sind wahrscheinlich sehr nützlich beim Lehren, aber sie sind nicht die wirkliche Geberdensprache und überdies scheint das so sorgsam eingeführte fremde Element wenig geeignet, festen Fuß darin zu fassen. So weit ich unterrichtet bin, vertragen wenig oder keine der erkünstelten grammatikalischen Zeichen auch nur die kurze Reise aus dem Schulzimmer nach dem Spielplatz, wo es kein Zeitwort „sein" mehr giebt, wo die abstracten Conjunctionen unbekannt sind und wo Stellung, Eigenschaft, Handlung allein ausreichen, um gleicherweise Substantiv und Adjectiv zu beschreiben.

Zu Berlin, wie in allen Taubstummeninstituten, giebt es eine Menge Zeichen die, obwohl sehr natürlich ihrem Wesen nach, doch jenseits der Grenzen des Kreises, wo sie gebraucht werden, nicht verstanden werden würden. Dies sind Zeichen, welche einen Gegenstand durch eine zufällige Eigenthümlichkeit anzeigen und vielmehr Epitheta als Namen sind. Mein Taubstummenlehrer z. B. wurde unter den Kindern genannt, indem sie den Gestus machten, als hauten sie den linken Arm mit der rechten Hand ab; der Grund dieses Zeichens war nicht etwa eine besondere Eigenthümlichkeit seiner Arme, sondern der Umstand, daß er von Spandau kam, wo auch eines der Kinder gewesen war und dort einen Mann mit einem Arme gesehn hatte; daher wurde dies Epitheton „einarmig" auf alle Span-

---

[1]) Sicard, Théorie des Signes pour l'Instruction des Sourds-muets; Paris 1808, vol. II. p. 562 etc. Eine wirklich mögliche Unterscheidung zeigt sich bei „Lippe", „roth", s. o. S. 20.

dauer und auf diesen insbesondere angewendet. Desgleichen wurde die königliche Residenz Charlottenburg dadurch genannt, daß man das linke Knie aufhob und pflegte, offenbar auf den verstorbenen König anspielend, der dort an der Gicht darniedergelegen hatte.

Ebenso zogen die Kinder die Bezeichnung fremder Länder mit einem characteristischen Epitheton dem Ausbuchstabiren ihrer Namen an den Fingern vor. Z. B. England und Engländer wurden passend durch die Geberde des Ruderns in einem Boote angedeutet, während die Zeichen des Kopfabschlagens und Erdrosselns gebraucht wurden, um Frankreich und Rußland zu beschreiben, indem man auf die Todesarten Ludwigs XIV. und des Kaisers Paul anspielte, Ereignisse, welche die taubstummen Kinder als das Merkwürdigste in der Geschichte der beiden Länder berührt zu haben scheinen. Diese Zeichen sind von ungleich höherem Interesse, als die grammatikalischen Symbole, die sozusagen nur mit Gewalt im Gebrauch erhalten werden können; aber auch jene werden nie Gemeingut der Sprache und sind nicht einmal permanent am Orte ihres Entstehens. Sie sterben aus von einer Schulgenossenschaft zur andern und neue kommen an ihrer Statt auf.

Die Geberdensprache hat keine eigentliche so genannte Grammatik; Wortbiegungen irgend welcher Art kennt sie ebenso wenig als die Chinesen. Das nämliche Zeichen gilt für „gehen", „gehst", „gehend", „gegangen", „Gänger". Adjectiva und Verba werden vom Taubstummen nicht leicht unterschieden; „Pferd - schwarz - hübsch - Trab - Galopp" würde die rohe Uebersetzung der Zeichen sein, durch welche ein Taubstummer sagen würde, daß ein hübsches schwarzes Pferd trabt und galoppirt. Unsre künstlichen Systeme von „Redetheilen" sind in der That nur wenig anwendbar auf die Geberdensprache, obwohl es, wie in einem andern Capitel ausführlicher gesagt werden soll, vielleicht möglich sein mag, in der geredeten Sprache einen Dualismus nachzuweisen, welcher einigermaßen dem der Geberdensprache mit ihren beiden wesentlichen Theilen

gleicht, indem sie einerseits Gegenstände und Handlungen in Wirklichkeit vorzeigt, anderseits dieselben nur durch Nachahmung andeutet.

Sie hat indeß eine Syntax, welche die sorgfältigste Untersuchung verdient. Die Syntax des redenden Menschen ist verschieden je nach der Sprache, die er lernt: „equus niger“, „ein schwarzes Pferd“; „hominem amo“, „j'aime l'homme“. Aber der Taubstumme reiht die Zeichen der verschiedenen Ideen, die er zu verbinden wünscht, in der, wie es scheint, natürlichen Ordnung an einander, in welcher sie in seinem Geiste aufeinander folgen, denn sie ist die nämliche unter den Stummen verschiedener Länder und ganz unabhängig von der Syntax, welche der Sprache ihrer redenden Freunde eigen sein mag. So ist z. B. ihre gewöhnliche Construction nicht „schwarzes Pferd“, sondern „Pferd schwarzes“; nicht „bring einen schwarzen Hut“, sondern „Hut schwarzen bring“; nicht „ich bin hungrig, gieb mir Brod“, sondern „hungrig mir Brod gieb“. Die wesentliche Unabhängigkeit der Geberdensprache läßt sich in der That sehr deutlich erkennen, wenn man bemerkt, daß gewöhnlich gebildete Personen, wenn sie zuerst die Zeichensprache zu lernen beginnen, nicht von selbst auf die Anwendung der eigenthümlichen Syntax derselben kommen, sondern, indem sie ihre Geberden in der Ordnung der Worte, worin sie denken, an einander reihen, Sätze machen, welche für einen Taubstummen sinnlos oder irreführend sind, es sei denn, daß er den Proceß umkehren kann, indem er die Geberden in Worte übersetzt und erwägt, was solch ein geschriebener Satz bedeuten würde. Als ich einmal eine Taubstummenschule besuchte und einem Knaben Wörter auf die schwarze Tafel schreiben ließ, zeichnete ich die Figur eines Zeltes in die Luft und berührte den innern Theil meiner Unterlippe, um „roth“ anzuzeigen, und der Knabe schrieb demgemäß, „ein rothes Zelt“. Der Lehrer bemerkte, ich schiene nicht so gänzlich ein Anfänger in der Zeichensprache zu sein, weil ich sonst meinen englischen Gedanken verbatim übersetzt und das „roth“ vorangestellt haben würde.

Das Grundprincip, welches die Reihenfolge der Zeichen des Taubstummen regulirt, scheint das von Schmalz[1]) ausgesprochene zu sein: „was ihm das Wichtigste zu sein scheint, stellt er stets vor das Uebrige, und was ihm überflüssig scheint, läßt er weg. Z. B. um zu sagen, „mein Vater gab mir einen Apfel", macht er das Zeichen für „Apfel", dann das für „Vater" und das für „ich", ohne das für „geben" hinzuzufügen." Folgende Bemerkungen, die mir Dr. Scott gesendet hat, scheinen mit dieser Ansicht übereinzustimmen. „Was die beiden von Ihnen gegebenen Sätze anlangt (Ich schlug Thomas mit einem Stock, Thomas schlug mich mit einem Stock), so würde die Reihefolge in Einführung der einzelnen Theile gewissermaßen von dem Theile abhängen, auf den man die meiste Aufmerksamkeit zu lenken wünscht. Wäre ein bloßes Erzählen der Thatsache erforderlich, so würde meiner Ansicht nach die Ordnung folgende sein, „Ich-Thomas-schlug-einem-Stock", und die passive Form wäre in ähnlicher Weise, mit Voranstellung des Thomas, zu geben. Solche Sätze werden jedoch im Allgemeinen von Taubstummen nicht gesagt, wenn sie nicht bei der Thatsache betheiligt gewesen sind; und wenn sie uns alsdann davon erzählen, so geben sie den Theil zuerst, womit sie den stärksten Eindruck auf ihren Zuhörer zu machen wünschen. Hat z. B. ein Knabe einen andern geschlagen und die verletzte Partei kommt, es uns zu erzählen, so wird der Knabe, wenn er uns besonders bemerklich machen will, wer es gethan hat, zuerst auf den Thäter zeigen. Wünscht er hingegen vor Allem unsre Aufmerksamkeit vielmehr auf seinen eigenen Schmerz zu lenken, als auf die Person die ihn verursacht hat, so wird er auf sich selbstzeigen, das Zeichen für schlagen machen und dann auf den Knaben zeigen; oder wünscht er die Aufmerksamkeit auf die Ursache seines Schmerzes zu lenken, so bezeichnet er zuerst das Schlagen und berichtet dann, durch wen es erfolgt ist."

---

[1]) Schmalz, S. 274.

Dr. Scott ist meines Wissens die einzige Person, die den Versuch gemacht hat, bestimmte Regeln für die Syntax der Geberdensprache aufzustellen. [1]) „Das Subject kommt vor das Attribut, . . . das Object vor die Handlung.“ Eine dritte Construction ist gewöhnlich, obwohl nicht nothwendig: „das Modificirende nach dem Modificirten.“ Die erste Construction, nach welcher das Pferd vor das „schwarz“ gestellt wird, setzt den Taubstummen in Stand, seine Syntax in gewissem Maße den Unterschied zwischen Adjectiv und Substantiv ersetzen zu lassen, den seine nachahmenden Zeichen an sich nicht ausdrücken. Die andern beiden werden durch eine Bemerkung des Abbé Sicard gut erläutert. „Ein Schüler, dem ich eines Tages die Frage vorlegte, „Wer machte Gott?“ und der erwiederte, „Gott machte nichts“, ließ mich nicht in Zweifel bezüglich dieser den Taubstummen gewöhnlichen Art von Inversion, als ich fortfuhr ihn zu fragen, „Wer machte den Schuh?“ und er antwortete, „den Schuh machte der Schuhmacher.“ [2]) Als Laura Bridgman, die sowohl blind als taubstumm war, gelernt hatte, durch Buchstabirung an ihren Fingern Gedanken mitzutheilen, sagte sie, „Schließ Thür“, „Gieb Buch“; jedenfalls weil sie diese Sätze im Ganzen gelernt hatte; machte sie jedoch selbst Sätze, so ging sie zur natürlichen Taubstummensyntax zurück und buchstabirte, „Laura Brod gieb“, wenn sie bat, daß man ihr Brod geben möge, und „Wasser trinken Laura“, wenn sie sagen wollte, daß sie Wasser zu trinken wünsche. [3])

Es ist zu bemerken, daß es einen wichtigen Constructionstheil giebt, den Dr. Scotts Regeln nicht berühren, nämlich die relative Stellung des Handelnden und der Handlung, des Nominativs und des Verbums. Dr. Schmalz versucht dafür eine partiale Regel aufzustellen. „Wenn der Taubstumme das Zeichen für eine Handlung mit dem für eine Person verbindet, um zu sagen, daß die Person das und das that, so stellt er in

[1]) Scott, The Deaf and Dumb, p. 53. — [2]) Sicard, Théorie, p. XXVIII. —
[3]) Steinthal, Spr. d. T. S. 923.

der Regel das Zeichen der Handlung vor das der Person. Um z. B. zu sagen, „Ich strickte", bewegt er die Hände wie strickend und weist dann mit dem Zeigefinger auf seine Brust.[1]) So bemerkt auch Heinicke, er würde, um zu sagen „der Zimmermann schlug mich auf den Arm", sich auf den Arm schlagen und dann das Zeichen des Hobelns machen,[2]) wie um zu sagen, „Ich ward auf den Arm geschlagen, der Hobelmann that es". Obwohl indeß diese Constructionen in ihrer Weise richtig genug sind, werden sie doch oft durch die Regel des Vorrangs nach Maßgabe der Wichtigkeit umgestoßen. Wenn der Taubstumme den Nachdruck nicht auf das Stricken, sondern auf sich selber zu legen wünschte, würde er wahrscheinlich zuerst auf sich zeigen. Kruse giebt die Construction von „das Schiff segelt auf dem Wasser" wie unsre eigene „Schiff segelt Wasser"; und von „ich muß zu Bett gehen", ebenso „ich Bett gehen".[3])

Ein fragender Blick verwandelt eine Angabe in eine Frage und genügt vollkommen, um den Unterschied zwischen „Der Herr ist gekommen" und „Ist der Herr gekommen?" zu bewirken. Die fragenden Fürwörter „wer?" „was?" bildet man, indem man in einer fragenden Weise umherblickt oder zeigt, d. h. in Wahrheit, indem man eine Menge erfolglose Versuche macht, „er", „das" zu sagen. Die Frage, „Wer hat dich geschlagen?" würde das taubstumme Kind so stellen: „Du geschlagen; wer war es?" Obwohl es möglich ist, eine große Menge einfacher Angaben und Fragen beinahe Geberde für Wort wiederzugeben, so wird doch der Gedanken-Concretismus des Taubstummen, dessen Geist durch die Uebung in geschriebener Sprache nicht sehr entwickelt ist, ja selbst der des gebildeten Taubstummen, wenn er in seinen natürlichen Zeichen denkt und seine Gedanken in denselben äußert, in der Regel complicirtere Phrasen erfordern, um wiedergegeben zu werden. Die unter uns so gewöhnliche Frage „Was fehlt dir?" würde

---

1) Schmalz, S. S. 274, 58. — 2) Heinicke, S. 56. — 3) Kruse, S. 57.

gestellt werden: „Du weinend? Du geschlagen worden?" ꝛc. Das taubstumme Kind fragt nicht, „Was hattest du gestern zum Mittagessen?" sondern „Hattest Du Suppe? Hattest du Gemüse?" und so fort. Einen Conjunctivsatz drückt er durch eine Alternative oder einen Gegensatz aus; „Ich würde bestraft werden, wenn ich faul und unartig wäre", würde gestellt werden: Ich faul, unartig, nein! — faul, unartig, ich bestraft, ja! Pflicht kann in ähnlicher Weise ausgedrückt werden; „ich soll meinen Lehrer lieben und ehren," kann ausgedrückt werden: „Lehrer, ich schlage, hintergehe, schelte, nein! — ich liebe, ehre, ja!" Wie Steinthal in seiner trefflichen Abhandlung sagt, ist es nur die Gewißheit, welche die Rede dem menschlichen Geiste giebt, Ideen in all ihren Beziehungen festzuhalten, was ihn zu dem kürzern Verfahren veranlaßt, nur die positive Seite der Idee auszudrücken und die negative fallen zu lassen. [1])

Was durch den Genitiv oder eine entsprechende Präposition ausgedrückt wird, kann in der Geberdensprache ein bestimmtes Zeichen des H a l t e n s haben. Die drei Zeichen, um „des Gärtner's Messer" auszudrücken, könnten das Messer, der Garten und die Geberde des Messerergreifens, des an die Brust Drückens, des in die Tasche Steckens desselben oder etwas Derartiges sein. Aber die bloße Zusammenstellung des Besitzers und des besessenen Gegenstandes kann dem Zwecke entsprechen, wie die Weise sehr gut erläutert, in welcher ein taubstummer Mann den Gatten und die Kinder der Tochter seiner Frau bezeichnet, indem er mit Zeichen sein Testament macht. Der folgende Bericht ist dem „Justice of the Peace" („Friedensrichter") vom 1. October 1864 entnommen:

John Geale in Yateley, Gutsbesitzer, taubstumm und weder des Lesens noch Schreibens kundig, starb mit Hinterlassung eines Testaments, das er durch Beisetzung seines Zeichens vollzogen hatte. Diesem Testamente wurde die Bestä-

---

[1]) Kruse, S. 56 ꝛc. Steinthal, Spr. der T., S. 923.

tigung von Sir J. P. Wilde, Richter des Probationsgerichts, aus dem Grunde verweigert, weil kein genügender Nachweis vorlag, daß die Verfügungen desselben der Testator verstanden und genehmigt habe. Später erneuerte Dr. Spinks den Antrag auf Grund der folgenden eidlichen Aussage der Wittwe und der attestirenden Zeugen: — „Die Zeichen, durch welche der Verstorbene uns unterrichtete, daß das Testament das Instrument sei, kraft dessen über sein Vermögen nach seinem Tode zu verfügen sei, und daß seine Frau nach seinem Tode, falls sie ihn überlebe, sein gesammtes Vermögen haben solle, waren im Wesentlichen, soweit wir dieselben schriftlich zu beschreiben vermögen, folgende: Der besagte John Geale zeigte erst auf das besagte Testament selbst, dann zeigte er auf sich und dann legte er die Seite seines Hauptes, indem er die Augen schloß, auf die innere Fläche seiner rechten Hand, und dann senkte er seine rechte Hand gegen den Boden, indem er die innere Fläche derselben Hand aufwärts hielt. Diese letztern Zeichen waren diejenigen, durch welche er seinen eigenen Tod oder das Ableben sonst jemands zu bezeichnen pflegte. Er berührte dann seine Hosentasche (das übliche Zeichen, womit er sein Geld bezeichnete), dann blickte er rings umher und erhob gleichzeitig die Arme mit einer ringsum fahrenden Bewegung (was die gewöhnlichen Zeichen waren, womit er sein gesammtes Eigenthum oder alle Dinge bezeichnete). Dann zeigte er auf seine Frau, und nachher berührte er den Goldfinger seiner linken Hand, und dann legte er seine rechte Hand quer über seinen linken Arm am Ellbogen, welche letztern die gewöhnlichen Zeichen waren, womit er seine Frau bezeichnete. Die Zeichen, durch welche der besagte Testator uns unterrichtete, daß sein Vermögen der Tochter seiner Frau gehören solle, falls seine Frau während seiner Lebenszeit stürbe, waren . . . . wie folgt: Er bezeichnete erst wie vorher sein Vermögen, dann berührte er sich selbst und zeigte auf den Goldfinger seiner linken Hand, und kreuzte seinen Arm wie vorher (was seine Frau bedeutete); dann legte er (mit geschlossenen Augen)

sein Haupt in seine rechte Hand, was den Tod seiner Frau bedeutete; dann, nachdem er auf die Tochter seiner Frau gezeigt, die anwesend war als das besagte Testament vollzogen wurde, zeigte er wieder auf den Goldfinger seiner linken Hand, und dann legte er seine rechte Hand quer über seinen linken Arm am Ellbogen wie vorher. Dann legte er seinen Zeigefinger auf seinen Mund und berührte sogleich seine Brust und bewegte seine Arme in einer solchen Weise, wie um ein Kind anzudeuten, was seine gewohnten Zeichen waren, um die Tochter seiner Frau zu bezeichnen. Eine weibliche Person deutete er stets an, indem er seinen Arm, und eine männliche, indem er sein Handgelenk kreuzte. Die Zeichen, durch welche der besagte Testator uns unterrichtete, daß sein Vermögen William Wigg (dem Gatten der Tochter seiner Frau) gehören solle, falls die Tochter seiner Frau während seines Lebens stürbe, waren . . . wie folgt: Er wiederholte die Zeichen, welche sein Vermögen und die Tochter seiner Frau anzeigten, dann legte er sein Haupt mit geschlossenen Augen auf die Fläche seiner rechten Hand und senkte die Hand gegen den Boden wie vorher (was ihren Tod bedeutete); dann wiederholte er die Zeichen, welche die Tochter seiner Frau anzeigten, und kreuzte seinen linken Arm am Handgelenk mit der rechten Hand, was ihren Gatten, den besagten William Wigg bedeutete. Auch theilte er uns durch Zeichen mit, daß der besagte Wigg in London wohnte. Der besagte William Wigg ist Oberaufseher des Güterwesens der Nordwesteisenbahngesellschaft zu Camden Town. Die Zeichen, durch welche der besagte Testator uns unterrichtete, daß sein Vermögen den Kindern der Tochter seiner Frau und seines Schwiegersohnes gehören soll, falls sie beide bei seinem Leben stürben, waren . . . . wie folgt, nämlich: Er wiederholte die Zeichen, die den besagten Wigg und dessen Frau sowie beider Tod vor ihm anzeigten, und hielt dann seine rechte Hand geöffnet in geringer Entfernung vom Boden, hob sie dann allmählich und gleichsam stufenweise, was seine gewohnten Zeichen waren, um ihre Kinder zu be-

zeichnen, und dann fuhr seine Hand mit einer überhinstreichenden Bewegung ringsum, was bedeutete, daß sie alle gemeint waren. Der besagte Testator bekümmerte sich stets viel um die besagten Kinder und hatte sie sehr lieb. Nachdem der Testator in der angegebenen Weise uns seine Absichten in Betreff seines Testaments ausgedrückt hatte, unterrichtete der besagte R. T. Dunning mittels der vorerwähnten Zeichen und durch andere Geberden und Zeichen, durch die wir uns mit ihm zu unterhalten gewohnt waren, den besagten Testator, welches der Inhalt und die Wirkung des besagten Testaments seien.

„Sir J. P. Wilde bewilligte den Antrag."

Der Taubstumme drückt gewöhnlich vergangene und künftige Zeit in einer concreten Form oder durch Implication aus.

Um zu sagen, „ich bin krank gewesen," kann er die Idee seines Krankseins mittheilen, indem er aussieht als wär' er es noch, indem er sich mit Daumen und Finger die Backen eindrückt, um sich ein hohlwangiges Ansehn zu geben, oder indem er die Hand an den Kopf legt ꝛc., und er kann zeigen, daß dies Ereigniß „einen Tag zurück," „eine Woche zurück," d. h. gestern oder vor acht Tagen, stattfand, und ebenso kann er sagen, daß er „eine Woche vorwärts" heimgehen werde. Daß er von selbst, wie es beim Abbé Sicard geschieht, die abstracte Vergangenheit oder Zukunft durch Zurück- oder Vorwärtswerfen der Hand ausdrücken sollte, ohne einen bestimmten Zeitraum anzugeben, wüßte ich nicht zu sagen. Der Schwierigkeit kann ausgewichen werden, indem man anzeigt, „mein Bruder krank gethan" für „mein Bruder ist krank gewesen," indem man solchergestalt ausdrückt, daß die Krankheit zu Ende und abgethan sei. Oft kann aber auch Gesichtsausdruck und Geberde sagen, was gemeint ist. Der Ausdruck, womit das Zeichen für „Mittagsbrod essen" gemacht wird, wird sagen, ob der Sprechende sein Mittagsbrod gegessen hat oder es erst thun will. Wird durch Zeichen etwas Angenehmes oder etwas Schmerzliches erwähnt, so

wird in der Regel die Miene den Unterschied zwischen Erinnerung an das Geschehene und Anticipation des Kommenden angeben.

Obwohl der Taubstumme, so gut wie wir, eine Idee der Verbindung von Ursache und Wirkung hat, so fehlen ihm, glaub' ich, doch alle directen Mittel, um Causalität von bloßer Aufeinanderfolge oder Gleichzeitigkeit zu unterscheiden, ausgenommen die Weise, in welcher er zeigt, daß zwei Ereignisse zu einander gehören, und die sich nicht wohl in Worten beschreiben läßt, obwohl er, wenn er sieht daß weitere Erklärung nöthig ist, keine Schwierigkeit findet, diese zu geben. So würde er die Nachricht, daß ein Mann in Folge des Trunks gestorben, durch die Worte ausdrücken, „er starb, trank, trank, trank." Wenn gefragt würde, „starb er, wirklich?" so könnte er die Ursache durch die Antwort außer Zweifel setzen: „ja, er trank, und trank, und trank!" Wenn er zu sagen wünschte, daß sich der Gärtner vergiftet habe, so würde die Ordnung seiner Zeichen sein: „Gärtner todt, Medicin schlechte trank."

„Machen" ist ein zu abstracter Begriff für den Taubstummen; um zu zeigen, daß der Schneider den Rock oder der Zimmermann den Tisch mache, würde er den Schneider den Rock nähend und den Zimmermann den Tisch sägend und hobelnd darstellen. Ein Satz wie, „Regen macht das Land fruchtbar," würde seiner Anschauungsweise nicht entsprechen; „Regen fallen, Pflanzen wachsen," würde sein malender Ausdruck sein.[1])

Als ein Beispiel der Structur der Geberdensprache gebe ich die Worte, die ungefähr den Zeichen entsprechen, durch welche im Institut zu Edinburgh jeden Morgen das Vaterunser gebetet wird. Sie wurden vom Director sorgfältig für mich niedergeschrieben und ich notirte die Zeichen, durch welche die verschiedenen Begriffe in dieser Schule ausgedrückt wur-

---

[1]) Steinthal, Spr. der T., S. 923.

den. „Vater“ wird im Gebete als „Mann alt“ ausgedrückt, obwohl er in gewöhnlichen Fällen in der Regel „der Mann der sich rasirt“ ist; „Name“ ist, wie ich es anderwärts gesehn habe, Berührung der Stirn und Nachahmung der Geberde des Buchstabirens an den Fingern, wie um zu sagen, „der Buchstabirende ist daran gekannt.“ „Heiligen“ ist „sprechen gut von“ („gut“ wird durch den Daumen ausgedrückt, während „schlecht“ mit dem kleinen Finger dargestellt wird, zwei Zeichen, deren Bedeutung in dem Gegensatze des größern und kräftigern Daumens mit dem dünnern und minder wichtigen kleinen Finger liegt). „Reich“ wird durch das Zeichen für „Krone“ ausgedrückt; „Wille“' indem man die Hand auf die Herzgrube legt, in Uebereinstimmung mit der natürlichen und weitverbreiteten Ansicht, daß Verlangen und Leidenschaft in dieser Gegend ihren Sitz haben. „Geschehe“ ist so viel wie „werde gearbeitet“ und wird durch die Geberde arbeitender Hände ausgedrückt. Die Worte, „wie im Himmel also auch auf Erden“ wurden, glaub' ich, ausgedrückt durch Zeichen für „auf Erden“ und „im Himmel,“ worauf beide Zeigefinger ausgestreckt wurden, was Einerleiheit und Gleichmäßigkeit durch die ganze Welt bedeutet, so daß das Ganze sein würde: „Erde auf, Himmel in, genau dasselbe.“ „Schuld“ ist „übel thuend“; „vergeben“ ist auslöschen, wie von einer Schiefertafel: „Versuchung ist, jemand am Rocke zupfen, als wollte man ihn arglistig ins Unglück führen. „Sondern“ wird mit beiden Zeigefingern gemacht, nicht neben einander wie bei „gleichwie“, sondern mit den Spitzen gegen einander, Sicard's Zeichen für „gegen“. „Erlösen“ ist „heraus reißen“; „Herrlichkeit“ ist „Glänzen“; „in Ewigkeit“ wird ausgedrückt, indem man die horizontal gehaltenen Zeigefinger um einander dreht.

Die Ordnung der Zeichen ist ziemlich genau folgende:— „Vater unser, Himmel in — Name dein geheiligt — Reich dein kommen — Wille dein geschehn — Erde auf, Himmel in, wie. Brod geben uns täglich — Schulden unsre ver-

geben uns, ihnen schuldig gegen uns, vergeben, wie. Versuchung führen nicht — sondern Uebel erlösen von — Reich Macht Herrlichkeit dein in Ewigkeit."

Wenn ich Beschreibungen der Taubstummenzeichen in Worten niederschreibe, erscheinen sie kahl und schwach, aber man muß sich erinnern, daß ich nur die Skelette niederschreiben kann. Sie zu sehen ist etwas ganz Anderes, denn diese trockenen Gebeine müssen mit Fleisch bedeckt werden. Nicht nur das Gesicht, sondern auch der ganze Körper trägt bei, dem Zeichen Ausdruck zu geben. Auch genügen dazu nicht die nüchternen, gemessenen Mienen und Geberden, an die wir in unserm täglichen Leben gewöhnt sind. Wer zu den Taubstummen in ihrer eigenen Sprache spricht, muß die starre Decke abwerfen, die der Engländer über dem Gesicht trägt gleich einer tragischen Maske, die ihren Ausdruck nie verändert, während Liebe und Haß, Freude und Schmerz hinter ihr hervor kommen.

Gottesdienst wird in vielen Taubstummenschulen in Zeichen verrichtet. Im Berliner Institut findet der einfache lutherische Gottesdienst, bestehend in einem Gebet, dem Evangelium für den Tag und einer Predigt jeden Sonntagmorgen in der Geberdensprache statt für die Schulkinder und die taubstummen Einwohner der Stadt und bietet einen sehr merkwürdigen Anblick. Niemand könnte das Gleichniß von dem Manne, der die neun und neunzig Schafe in der Wüste ließ und das eine verlorne suchen ging, oder von dem Weibe, das den einen Groschen verloren hatte, von einem Meister in der Kunst in ausdrucksvoller Pantomine dargestellt sehen, ohne einzuräumen, daß zur Erzählung einer einfachen Geschichte und einer einfachen Erklärung derselben, die geredete Sprache der Geberdensprache weit nachsteht. Die gesprochene Erzählung vermag nicht darzustellen, wie der Hirt plötzlich in Angst geräth, als er seine Herde zählt und findet, daß ein Schaf fehlt, wie er die übrigen hastig einpferchet, wie er bergauf und bergab läuft und rückwärts und vorwärts späht, wie sein

Gesicht vor Freude strahlt, als er das vermißte Schaf in der Ferne erblickt, wie er es in seinen Armen heimträgt und unterwegs herzt. Wir hören diese Geschichten vorlesen, als wären es Geschlechtsregister vorsündfluthlicher Patriarchen. Die Taubstummen-Pantomime erinnert an das „Handlung, Handlung, Handlung!" des Demosthenes.

Drittes Capitel.

Die Geberdensprache.

(Fortsetzung.)

Es giebt eine andere Abtheilung der Geberdensprache, die eine beinahe ebenso hohe Entwickelung erreicht hat, als die unter den Taubstummen übliche. Personen, von denen keine die Sprache der andern kennt, verhalten sich gegeneinander, als wären sie stumm. So brauchte Sophokles *ἄγλωσσος*, „zungenlos" für „barbarisch" im Gegensatze zu „griechisch"; und die Russen nennen ihre deutschen Nachbarn noch heutigentags „Njemez" d. h. sprachlos, denn njemou bedeutet stumm. Wenn Leute, die solchergestalt stumm für einander sind, ohne Dollmetscher sich zu verständigen haben, wählen sie in der ganzen Welt die nämliche Methode der Communication durch Zeichen, welche die natürliche Sprache der Taubstummen ist.

Alexander von Humboldt hat uns in folgender Stelle seine Erfahrungen rücksichtlich der Geberdensprache unter den Indianern des Orinoco aufgezeichnet, in Districten, wo es sich oft trifft, daß kleine isolirte Stämme Sprachen sprechen, wovon selbst ihre nächsten Nachbarn kaum ein Wort verstehen können: — „Sobald Sie meine Mission verlassen haben, sagte der gute Mönch von Uruana, werden Sie wie Stumme reisen." — Diese Voraussagung ging beinahe in Erfüllung; und um nicht all den Vortheil zu verlieren, den man vom Verkehre selbst mit den verwildertsten Indianern haben kann, nahmen

wir bisweilen unsre Zuflucht zur Zeichensprache. Sobald der Eingeborne sieht, daß man nicht nach einem Dollmetscher fragt, sobald man directe Fragen an ihn richtet und ihm den Gegenstand zeigt, legt er seine gewohnte Apathie ab und entfaltet eine seltene Intelligenz, um sich verständlich zu machen. Er variirt seine Zeichen, spricht seine Worte langsam aus und wiederholt sie ohne daß es verlangt wird. Seine Eigenliebe scheint geschmeichelt durch die Bedeutung, die man ihm zugesteht, indem man sich von ihm unterrichten läßt. Diese Leichtigkeit, sich verständlich zu machen, ist besonders sehr bedeutend bei den unabhängigen Indianern, und in den christlichen Missionen würde ich dem Reisenden rathen, sich vorzugsweise an diejenigen Eingebornen zu wenden, die erst neuerdings gebändigt worden sind oder die von Zeit zu Zeit nach dem Walde zurückgehen, um ihre alte Freiheit zu genießen."[1])

Es ist bekannt, daß die Indianer Nordamerica's, deren nomadische Lebensweise und ungeheure Sprachenmannichfaltigkeit es für sie beständig nothwendig machen muß, mit Stämmen zu communiciren, deren Sprache sie nicht sprechen können, die Geberdensprache zu einem hohen Grade der Vollkommenheit bringen; und die nämlichen Zeichen dienen als Verständigungsmittel von der Hudson's-Bay bis zum Golf von Mexico. Verschiedene Schriftsteller erwähnen dieser „indianischen Pantomime", und sie ist sorgfältig beschrieben worden in dem Berichte von Major Long's Expedition und in neuerer Zeit vom Capitain Burton.[2]) Der letztere Reisende betrachtet sie als ein Gemisch natürlicher und conventioneller Zeichen, aber so viel ich nach den ungefähr hundert und funfzig, die er

1) Humboldt und Bonpland, Voyage; Paris, 1814 etc. vol. II. p. 278.

2) Edwin James, Major Stephen H. Long's Exped. Rocky Moun.; Philadelphia, 1823, I. p. 378 etc. — Capt. R. F. Burton, The City of the Saints, London, 1861, p. 150, etc. S. auch Prinz Maximilian von Wied-Neuwied, Voyage dans l'Intérieur de l'Amérique du Nord; Paris, 1840—3, vol. III. p. 389, etc.

beschreibt, und denen, die ich anderwärts erwähnt finde, urtheilen kann, glaub' ich nicht, daß sich ein wirklich willkürliches Zeichen darunter befinde. Es sind etwa ein halbes Dutzend, deren Bedeutung nicht sofort klar ist, und selbst diese erweisen sich bei genauerer Ansicht als natürliche, vielleicht nur ein wenig abbreviirte oder conventionalisirte Zeichen. Ich bin überzeugt, daß ein geschickter taubstummer Sprecher einen indianischen Dollmetscher verstehen und auch seinerseits auf den ersten Blick mit kaum irgendeiner Schwierigkeit verstanden werden würde. Die indianische Pantomime und die Geberdensprache der Taubstummen sind nur verschiedene Dialecte der nämlichen Natursprache. Burton sagt, daß ein Dollmetscher, der alle Zeichen kennt, von den Weißen sogar einem guten Sprecher vorgezogen werde. „Man erzählt eine Geschichte von einem Manne, der unter die Cheyennesen geschickt worden war, um sich zum Dollmetscher auszubilden, und schon nach einer Woche zurückkehrte und seine Tüchtigkeit bewies: er ging indeß nur die übliche Pantomime durch, indem er sie ununterbrochen mit grunzenden Tönen begleitete."

In der indianischen Pantomime werden Handlungen und Gegenstände beinahe ebenso ausgedrückt, wie sie ein Taubstummer zeigen würde. Die Geberde des Herzuwinkens bedeutet „kommen"; mit den zwei ersten Fingern von den Augen wegfahren heißt „sehen"; in der Luft die Form einer Pfeife und den gekräuselten Rauch beschreiben heißt „rauchen"; die Hand unter die Bekleidung der linken Brust stecken bedeutet „verbergen, wegthun, geheimhalten". „Genug zu essen" wird gezeigt durch eine Nachahmung des Essens und indem Zeigefinger und Daumen, die ein mit den Spitzen gegen den Körper gerichtetes C bilden, bis zur Höhe des Halses erhoben werden; „Furcht", indem man die Hände an die untern Rippen legt und zeigt, wie das Herz bebt und bis zur Kehle zu steigen scheint; „Buch", indem man die flachen Hände vorm Gesicht zusammenhält, sie öffnet und liest, ganz nach Taubstummenweise und wie es die Moslems

häufig thun, wenn sie Gebete und Capitel des Korans hersagen.

Der eine unserer Berichte sagt, „Feuer" werde vom Indianer dargestellt, indem er es anblase und seine Hände daran wärme; der andere, Flammen ahme man mit den Fingern nach. Das letztere Zeichen war in Berlin üblich, aber ich bemerkte, daß die Kinder in einer andern Schule es erst verstanden, als das Zeichen des Anblasens hinzugefügt wurde. Der Indianer und der Taubstumme zeigen „Regen" mit dem nämlichen Zeichen an, indem sie die Fingerspitzen der theilweis geschlossenen Hand niederwärtsbringen, gleich dem aus den Wolken fallenden Regen, und der Indianer läßt das nämliche Zeichen für „Jahr" dienen, indem er die Jahre nach der jährlichen Regenzeit zählt. „Stein" zeigt der Indianer an, indem er ihn aufhebt, wenn er leicht, indem er ihn dagegen fallen läßt, wenn er schwer ist. Der Taubstumme klopft seine Zähne mit dem Fingernagel, um zu zeigen, daß es etwas hartes sei, und dann macht er die Gerberde des Werfens. Das indianische Zeichen für „zu Pferde steigen" ist, daß man aus den beiden ersten Fingern der rechten Hand ein Paar Beine macht und sie rittlings auf den Zeigefinger der linken Hand bringt; ein ähnliches Zeichen unter den Taubstummen bedeutet „reiten".

Nach Burton ist unter den Indianern das Zeichen für „Bruder" und „Schwester", daß man die zwei ersten Fingerspitzen (d. h., wie ich vermuthe, die Zeigefinger beider Hände) in den Mund steckt, um zu zeigen, daß beide von der nämlichen Brust genährt sind; der Taubstumme läßt das bloße Zeichen der Gleichheit genügen, indem er die Zeigefinger beider Hände dicht nebeneinander ausstreckt, ein Zeichen, welches nach James auch für „Gatten" oder „Gefährten" dienen muß. Dieses Zeichen der beiden Zeigefinger wird überall verstanden und einige sehr merkwürdige Beispiele seiner Anwendung in entlegenen Weltgegenden theilt Marsh [1]) mit zur

[1]) Marsh, Lectures on the English Language; London, 1862, p. 486.

Erläuterung von Fluellen's, „Aber 's ist Alles Eins, 's ist so gleich, wie meine Finger meinen Fingern sind." Es gehört auch zur Zeichensprache der Cisterciensermönche.

Thiere werden in der indianischen Pantomime ganz ähnlich, wie es Taubstumme thun würden, dargestellt, nämlich durch Zeichen, die ihre eigenthümlichen Ohren, Hörner u. s. w., sowie ihre Bewegungen charakterisiren. So ist das Zeichen für „Hirsch" unter den Taubstummen, — nämlich die Daumen an beiden Schläfen und die Finger weit gespreizt, — beinahe identisch mit der indianischen Geberde. Für den Hund indeß haben die Indianer ein merkwürdiges Zeichen, sie schleppen nämlich die zwei ersten Finger der rechten Hand, als ob es am Boden hingezogene Stangen wären. Bevor die Indianer Pferde hatten, richtete man die Hunde ab, auf dem Marsche in dieser Weise die Zeltstangen zu ziehen, und zu Catlin's Zeit war das Geschäft bei mehrern Stämmen zwischen den Hunden und Pferden getheilt; es scheint aber, daß bei Stämmen, wo das Ziehen jetzt durch Pferde allein geschieht, das von dem alten Gebrauche hergeleitete Zeichen für „Hund" noch immer beibehalten wird.

Eines der indianischen Zeichen ist merkwürdig, weil es sich in der geredeten Sprache des Landes reflectirt hat. „Wasser" wird nämlich dargestellt durch eine Nachahmung des Wasserschöpfens mit der Hand und des Trinkens daraus, und „Fluß", indem man dies Zeichen macht und dann die Handflächen auswärts schwenkt, um eine ausgedehnte Oberfläche anzudeuten. Es ist offenbar, daß der erste Theil des Zeichens in den westlichen Americanismus übersetzt ist, welcher von einem Flusse als einem drink (Trank) und vom Mississippi par excellence als dem Big Drink (großen Trank) spricht.[1]) Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die Wortsprache reich an solchen Uebersetzungen aus Geberden ist, wie z. B. wenn

---

[1]) J. R. Bartlett, Dictionary of Americanisms, 2nd edit., Boston, 1859, s. v. „Drink."

man sagt, jemand drücke bei den Fehlern eines Andern ein Auge zu, ein Ausdruck, der uns die Handlung des Augeschließens als ein Geberdenzeichen acceptirt zeigt, welches bedeutet: nicht sehen wollen. Aber der Americanism ist interessant, weil er so nahe bei seiner Quelle gefunden wird.

Ich notirte einige Zeichen von Burton als nicht selbstverständlich, man wird jedoch sehn, daß sie sich alle erklären lassen. Sie sind „ja", die Hände gerade vorwärts vom Gesicht aus bewegen; „nein", die Hand von rechts nach links bewegen, wie hinwegwinkend. Diese Zeichen stimmen mit dem allgemeinen Brauche der Menschen überein, indem man für „ja" nickt und für „nein" den Kopf schüttelt. Die durch Nicken mitgetheilte Meinung scheint mit dem Taubstummenzeichen für „Wahrheit" übereinzustimmen, das gemacht wird indem man den Finger grade vorwärts von den Lippen aus bewegt, augenscheinlich mit der Bedeutung von „grade heraus sprechen", während der Finger nach einer Seite bewegt wird, um „Lüge" auszudrücken, gleichsam „seitwärts (schief) sprechen". Nicken und Kopfschütteln als Zeichen der Zustimmung und Weigerung scheint auch ununterrichteten taubstummen Kindern und selbst denjenigen verständlich zu sein, die nur um einen Grad höher als Idioten sind. In einer sehr ausgezeichneten Abhandlung über die Kunst, solchen Kindern Kenntnisse beizubringen, nimmt Schmalz an, daß sie diese Zeichen stets machen und verstehen können.[1]) Sie mögen dieselben allerdings von den Leuten gelernt haben, denen ihre Pflege obliegt.

Diese Erklärung wird indeß etwas complicirt durch die indianischen Zeichen für „Wahrheit" und „Lüge", wie Burton sie angiebt, welcher sagt, der vom Munde ausgestreckte Zeigefinger bedeute „Wahrheit sagen", „ein Wort"; zwei Finger aber bedeuten „Lügen sagen", „Doppelzunge". Ferner, zwei Finger vor der linken Brust bewegen bedeutet, „ich weiß nicht", d. h. „ich habe zwei Herzen". Ich fand, daß taub-

[1]) Schmalz, S. 267—77. S. jedoch Bastian, Bd. I. S. 395.

stumme Kinder dies indianische Zeichen für „Lüge" ganz ebenso gut wie ihr eigenes verstanden.

Die Hand vom Munde aus schwenken, während der Daumen vom Zeigefinger weggestreckt ist und die andern drei Finger geschlossen sind, heißt „gut". Dies gleicht der Kußhand als Begrüßungsform und ist offenbar ein natürliches Zeichen, wie es denn auch von der Taubstummensprache anerkannt wird. Dr. James beschreibt das indianische Zeichen als Schwenkung der Hand, mit der Rückseite nach oben, in einer horizontalen Krümmung auswärts; die wohlbekannte Geberde der Segenertheilung. In Berlin ist eine Geberde üblich, wie wenn man ein Kind sanft auf den Kopf klopft, begleitet natürlich, wie alle diese Zeichen, mit einem beifälligen Lächeln. Vielleicht liegt der Gedanke des Streichelns oder Klopfens all diesen Zeichen des Beifalls und Segnens zu Grunde.

„Denken", mit dem Zeigefinger von rechts nach links scharf über die Brust fahren, was natürlich bedeutet, daß einem ein Gedanke durch's Herz gehe.

„Handel, Tausch:" kreuze die beiden Zeigefinger vor der Brust. Dies Zeichen, sagt Capitain Burton, dient auch zur Bezeichnung der Americaner oder überhaupt aller weißen Leute, die wegen ihrer Neigung zum Handel von den Indianern im Westen des Felsengebirgs shwop (swop d. i. Tausch) genannt werden. Wie Burton das Zeichen anführt, ist es kaum verständlich. Aber Dr. James beschreibt die Geberde, wovon die angegebene eine Art Abkürzung ist, als darin bestehend, daß man die beiden Zeigefinger emporhält und sie vor der Brust quer bei einander vorüberführt, so daß sie die Stellen wechseln, und nichts kann klarer sein als dies.

Das Zeichen der Berliner Geberdensprache für „Tag" ist das Offenlegen der flachen Hände. Ich hielt dies für ein willkürliches und bedeutungloses Zeichen, bis ich fand, daß das indianische Zeichen für „heute morgen" in der nämlichen

Geberde besteht. Es bezieht sich vielleicht auf das Erwachen vom Schlafe oder auf den Anbruch das Tages.

Als Communicationsmittel ist zweifellos die indianische Pantomime nicht blos fähig, einige einfache und gewöhnliche Begriffe auszudrücken, sondern für den uncultivirten Wilden mit seinen wenigen und materiellen Begriffen auch ein vortrefflicher Ersatz für seinen dürftigen Wortvorrath. Stansbury erwähnt eines in dieser Weise in seinem Beisein gehaltenen Vortrags, der einige Stunden dauerte, die mit ununterbrochener Erzählung ausgefüllt wurden. Das einzige Beispiel einer zusammenhängenden Erzählung, welches mir vorgekommen, ist eines Jägers einfache Geschichte seiner Jagd während eines Tags, wie sie nach Capitain Burtons Ansicht ein Indianer in Zeichen geben würde. Die zu erzählende Geschichte ist folgende: „Diesen Morgen in der Frühe bestieg ich mein Pferd, ritt hinweg im Galopp, überschritt ein Kanyon oder Schlucht, dann über einen Berg nach einer Ebene, wo kein Wasser war, erblickte Bisons, folgte ihnen, tödtete drei von ihnen, zog sie ab, packte das Fleisch auf meinen Pony, stieg wieder auf und kehrte heim". Die Ordnung der beschriebenen Zeichen ist folgende: „Ich — diesen Morgen — früh — bestieg mein Pferd — galoppirte — ein Kanyon — kreuzte — ein Berg — eine Ebene — Trank — nein! — erblickte — Bison — tödtete — drei — häutete — packte Fleisch — stieg auf — hierher". Einem Taubstummen würde in dieser Aufeinanderfolge der Zeichen vielleicht nichts als eigenthümlich auffallen; doch würde es, was einen wirklichen Vortrag anlangt, den ein Indianer in Zeichen gehalten, wünschenswerth sein, denselben aufgezeichnet zu haben, zumal wenn der Inhalt von einer complicirteren Art wäre.

Unter den Cisterciensermönchen existirt oder existirte eine Geberdensprache. Es gehörte zu ihrem finstern Systeme leiblicher Kasteiung, das Sprechen, ausgenommen bei Andachtsübungen, für sündlich zu halten. Da aber für gewisse Umstände ihrer elenden materiellen Existenz, die sie nicht ganz von sich

schütteln konnten, Communication unter den Brüdern nothwendig war, begegnete man Schwierigkeiten durch die Anwendung pantomimischer Zeichen. Zwei ihrer schriftlichen Verzeichnisse oder Wörterbücher sind in der Gesammtausgabe der Werke Leibnitz' [1]) gedruckt, das eine lateinisch, das andere plattdeutsch; sie sind nicht identisch, scheinen aber großentheils oder gänzlich einem von den Obern entworfenen Verzeichnisse entnommen zu sein.

Ein großer Theil der Cistercienser Geberdenzeichen sind entweder genau dasselbe, was die Taubstummen machen würden, oder so natürlich, daß sie dieselben sofort verstehen würden. Z. B. mit den Fingern ein Dach machen, heißt „Haus"; die Fäuste aneinander reiben ist „Korn"; „Singen" wird durch Taktschlagen bezeichnet; „Baden" drückt man aus, indem man die Brust mit der hohlen Hand wäscht; „Licht" oder „Feuer" bezeichnet man, indem man den Zeigefinger emporhält und ihn wie eine Kerze ausbläst; eine „Ziege", indem man die Finger bartförmig vom Kinn niederhängen läßt; „Salz", indem man thut, als nähme man eine Priese davon und streute sie; „Butter" durch die Geberde, als striche man sie auf der flachen Hand. Das zu Berlin und an andern Orten übliche Taubstummenzeichen für „Zeit", darin bestehend daß man die Spitze des Zeigefingers am Arme emporzieht, bedeutet im Cisterncienserverzeichniß „ein Jahr"; es ist Sicards Zeichen für „lang" und will offenbar den vom Raume auf die Zeit übertragenen Begriff einer „Länge" ausdrücken. Um „gehen" anzuzeigen, läßt man die beiden ersten Finger in der Luft hängend laufen (Hengestu se dahl und röreſt se, betekend G a h e n), während das allgemeine Zeichen der beiden Zeigefinger für „gleich" gebraucht wird (Hölstu se even thosamen, dat betekent l i k e). Das Zeichen für „Bier" ist: die Hand vor's Gesicht halten und hineinblasen, als bliese man den Schaum

[1]) Leibnitz, Opera Omnia, ed. Dutens; Genf, 1768, Bd. VI. Th. II. S. 207 ꝛc.

weg (Thustu de Hand vor dem Anschlahe dat du da rin pustest dat bedüdt gut Bier). Den Mund mit der ganzen Hand aufwärts wischen (cum omnibus digitis terge buccam sursum) bedeutet einen Bauerkerl), rusticus).

Den Zeigefinger gegen die geschlossenen Lippen legen heißt „Schweigen", aber den Finger in den Mund stecken bedeutet ein „Kind". Dies sind zwei sehr natürliche und deutliche Zeichen; sodann kann aber auch der Finger an den Lippen für „Schweigen" ganz passend dienen um zu zeigen, daß ein so dargestelltes Kind ein ganz kleines, ein infans ist, welches nicht sprechen kann. Die Vermengung der Zeichen für „Kindheit" und „Schweigen" hat einmal zu einem merkwürdigen Mißverständnisse geführt. Das Kind Horus, Gott der Morgendämmerung, wurde von den Aegyptern angemessen dargestellt als ein Kind mit den Fingern an den Lippen und sein Name, wie er in den Hieroglyphen geschrieben ist (Fig. 1), kann (Har-(p)-chrot gelesen werden, „Horus-(der)-Sohn".[1]) Die Griechen mißverstanden die Bedeutung der Geberde und gräcisirten (wie es scheint) diesen Namen in Harpokrates, indem sie ihn als Gott des Schweigens annahmen.



Fig 1.

Die Verzeichnisse der Cistercienser enthalten eine Menge Zeichen, die auf den ersten Anblick conventionell scheinen, indeß läßt sich in den meisten oder in allen dennoch eine Bedeutung erkennen. So scheint es z. B. albern, mit zwei Fingern, die man an die rechte Seite der Nase hält, „Freund" auszudrücken; sehen wir jedoch daß sie, an die linke Seite gelegt, „Feind" bedeuten, so wird es klar, daß die Bedeutung im Gegensatze von links und rechts liegt. So bedeutet der kleine Finger, an die Nasenspitze gelegt, „Narr", welches scheinbar

[1]) Koptisch khroti (ni) = filii, liberi, hroti = cognatus, filius. Vergl. S. Sharpe, Hist. of Egypt, 4th ed. vol. II. p. 148. — Wilkinson, Popular Account of the Ancient Egyptians; London, 1854. vol. II. p. 182.

armselige Zeichen sich durch den Zeigefinger erklärt, der, eben dahin gelegt, „kluger Mann" bedeutet. Der Umstand, daß ein solcher Gegensatz wie klug und närrisch mit dem Zeigefinger und kleinen Finger ausgedrückt wird, stimmt mit der Anwendung des Daumens und kleinen Fingers für „gut" und „schlecht" bei den Taubstummen überein und macht es wahrscheinlich, daß beide Zeichenpaare natürlich und von einander unabhängig entstanden sein mögen. Das Anfassen der Nase mit dem gekrümmten Zeigefinger für „Wein" läßt vermuthen, daß selbst unter so enthaltsamen Leuten der Gedanke an eine stattliche rothe Nase nicht fern lag. Das Zeichen für „Teufel", indem man sein Kinn mit allen fünf Fingern faßt, zeigt den bösen Feind, wie er ein Opfer ergreift, und stimmt merkwürdigerweise mit einer Stelle in einer indischen Erzählung überein, wo es nicht ein böser Geist, sondern das Greisenalter in Person ist, welches kommt um seinen Anspruch geltend zu machen. „Zur Zeit dann, als ich in Jahren ergraut war, nahm mich das Alter beim Kinn und sagte in seiner Liebe zu mir freundlich: Mein Sohn, was thust du noch im Hause?" [1])

Es ist noch eine andere Entwickelung der Geberdensprache zu erwähnen: die Bühnenvorstellungen der berufsmäßigen Mimiker Griechenlands und Roms, die Pantomime par excellence. Nach zwei wohlbekannten Anekdoten zu urtheilen, hatten die alten Mimen ihre Kunst zu großer Vollkommenheit gebracht. Macrobius sagt, es sei eine wohlbekannte Thatsache, daß Cicero mit dem Schauspieler Roscius zu versuchen pflegte, wer von ihnen eine Empfindung auf manichfachere Weise auszudrücken vermöge, der Schauspieler durch Mimik oder der Redner durch Sprache, und daß diese Versuche Roscius ein solches Vertrauen auf seine Kunst gaben, daß er ein Buch schrieb, worin er Redekunst mit Schauspielkunst verglich. [2]) Lucian erzählt von einem gewissen barbarischen Fürsten von Pontus,

[1]) Märchensammlung des Somadeva Bhatta (übers. von Dr. Heinrich Brockhaus); Leipzig, 1843, II. S. 96.

[2]) Macrob. Saturn. lib. II. c. X.

der sich an Nero's Hofe befand und eine Pantomime so gut ausführen sah, daß er, obwohl er die Lieder nicht verstand, womit der Schauspieler seine Gesten begleitete, dennoch mit Hilfe des Geberdenspiels allein der Vorstellung folgen konnte. Als Nero hernach den Fürsten aufforderte, ein Geschenk nach seiner Wahl zu begehren, bat er, ihm den Schauspieler zu geben, indem er bemerkte, es sei schwierig, Dolmetscher zum Verkehr mit einigen der Stämme in seiner Nachbarschaft zu finden, welche verschiedene Sprachen redeten, daß aber dieser Mann dem Zwecke vollkommen entsprechen werde.[1])

Nach diesen Erzählungen könnte man schließen, daß die alten Pantomimen in der Regel so natürliche Geberden anwendeten, daß ihre Bedeutung sich von selbst erklärt habe; doch eine Bemerkung St. Augustin's deutet an, daß auch Zeichen gebraucht wurden, die nur für regelmäßige Theaterbesucher verständlich waren. „Denn alle jene Dinge, die unter den Menschen giltig sind, weil es ihnen gefällt übereinzukommen, daß sie so sein sollen, sind menschliche Einrichtungen . . . . hätten z. B. die Zeichen, welche die Mimen in ihren Vorstellungen zu machen pflegen, ihre Bedeutung von Natur und nicht nach der Uebereinkunft und Vorschrift der Menschen, so würde der Ausrufer ehemals den Karthaginiensern beim Schauspiele nicht angegeben haben, was der Schauspieler ausdrücken wollte, wie es vielen alten Leuten noch erinnerlich ist, von denen wir es öfters erwähnen hören; und wir können es gern glauben, da wir sehen, daß selbst jetzt, wenn jemand ins Theater geht, der in solchen Possen nicht erfahren ist, nicht daraus klug werden kann, wofern ihm nicht ein Andrer sagt, was die Zeichen bedeuten. Alle Menschen wünschen allerdings eine gewisse Gleichheit im Zeichenmachen und daß die Zeichen dem, was bezeichnet wird, so gleich als nur möglich sein möchten; da nun aber die Dinge einander in mancherlei Weise gleich sein können, sind solche Zeichen unter

[1]) Lucian. De Saltatione, 64.

den Menschen nicht beständig, es sei denn durch allgemeine Zustimmung."[1])

Nach dem, was wir von mimischen Vorstellungen aus andern Quellen wissen, können wir, glaub' ich, aus Obigem nur abnehmen, daß natürliche Geberden sehr häufig conventionalisirt und abgekürzt wurden, um Zeit und Mühe zu sparen, keineswegs aber, daß man willkürliche Zeichen brauchte; und solche Abkürzungen, wie das vereinfachte Zeichen für Handel oder Tauschen unter den Indianern und desgleichen die ganze Classe von Epitheten und Anspielungen, die unter Mimikern üblich werden mußten, während sie sich an ihr regelmäßiges Publicum wendeten, konnten für einen Fremden nicht verständlich sein. Christen besuchten natürlich solche Vorstellungen zu St. Augustin's Zeit nicht, sondern betrachteten sie als ganz greulich und teuflisch; auch können wir sie darum nicht der Lieblosigkeit beschuldigen, wenn wir erwägen, welcher Art die Scenen waren, die man gewöhnlich zur Darstellung wählte.

Es scheinen schriftliche Zeichenverzeichnisse, woraus man lernte, existirt zu haben, die nun verloren sind.[2]) Man darf nicht außer Acht lassen, daß der Mimiker nicht mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wie ein indianischer Dollmetscher. Erstlich waren die dargestellten Geschichten in der Regel mythologisch, sehr häufig Liebesangelegenheiten der Götter und Heroen, womit das gesammte Auditorium vollkommen vertraut war; überdies wurden gewöhnlich angemessene Worte gesungen, während der Mimiker agirte, so daß er seine ganze Geschicklichkeit darauf verwenden konnte, die Erzählung während ihres Verlaufs künstlerisch zu illustriren. Von den pantomimischen Vorstellungen des südlichen Europa kann man sagen, daß sie in gewissem Grade die antike Kunst repräsentiren, aber es ist wahrscheinlich, daß die Mimik im

---

1) Aug. Doct. Chr. II. 25.

2) Grysar, in Ersch und Gruber, Art. „Pantomimische Kunst der Alten."

modernen Ballet und den orientalischen pantomimischen Spielen tief unter dem classischen Maße der Vortrefflichkeit steht.

Ich habe nunmehr erwähnt, was ich die Hauptdialekte der Geberdensprache zu nennen wage. Nachdem indeß von den Geberdenzeichen gesagt worden, daß sie für sich selbst eine vollständige und unabhängige Sprache bilden, mag es passend sein, auch etwas über ihre Anwendung als Begleitung für die geredete Sprache zu sagen. In England machen wir verhältnißmäßig wenig Gebrauch von diesen Zeichen, aber sie sind in allen Gegenden der Welt gebraucht worden und werden noch gebraucht als hochwichtige Unterstützungsmittel der Conversation. So sagt Capitain Cook von den Tahitiern, nachdem er ihre Gewohnheit, an den Fingern zu rechnen, erwähnt hat, „in andern Fällen bemerkten wir, daß sie, wenn sie sich mit einander unterhielten, zu ihren Worten Zeichen gesellten, die so ausdrucksvoll waren, daß ein Fremder leicht ihre Bedeutung begreifen konnte;"[1]) und Charlevoix beschreibt beinahe mit denselben Worten die ausdrucksvolle Pantomime, womit ein indianischer Redner seinen Vortrag begleitete.[2])

Ueberall unter den Menschen geht Gesticulation Hand in Hand mit der Rede, um sie zu erläutern und ihr Nachdruck zu geben. Wilde und halbcivilisirte Rassen begleiten weit mehr als Nationen höherer Cultur ihre Worte mit ausdrucksvoller Pantomime. Die beständige Gesticulation der Hindus, Araber, Neapolitaner, wodurch sie sich so stark von den nördlichern Nationen Europa's unterscheiden, fällt jedem Reisenden auf, der sie sieht. Wir können jedoch nicht die Regel aufstellen, daß Gesticulation in dem Maße abnehme als Civilisation fortschreite, und z. B. sagen, daß ein Südfranzose, weil seine Rede mit Geberden wie ein Buch mit Bildern illustrirt ist, weniger civilisirt sei als ein Deutscher oder ein Engländer.

---

[1]) Cook, First Voyage, in Hawkesworth's Voyages; London, 1773, vol. II. p. 228.

[2]) Charlevoix, vol. I. p. 413.

Wir Engländer sind vielleicht ärmer in der Geberdensprache, als irgend ein anderes Volk der Welt. Wir gebrauchen eine Wortformel um zu bezeichnen, was eine Geberde oder ein Ton ausdrücken könnte. Der Grund ist vielleicht, weil wir so viel lesen und schreiben und dahin gekommen sind, zu denken und zu reden, wie wir schreiben würden, so daß wir jene Unterstützungsmittel der Rede fallen lassen, die nicht in die geschriebene Sprache eingeführt werden können.

Die wenigen, unter uns allgemein üblichen Geberdenzeichen sind keineswegs der Untersuchung unwerth; wir haben jedoch so viele Jahrhunderte in einem in hohem Grade künstlich ausgebildeten gesellschaftlichen Zustande gelebt, daß sich einige von ihnen nicht mit Sicherheit deuten lassen und wir uns darauf beschränken müssen, ihren ursprünglichen Sinn soweit thunlich zu errathen. Einige, wie z. B. mit der Hand herzuwinken oder abwehren, die Faust schütteln u. s. w., erklären sich allerdings von selbst; und andre mögen sich plausibel erklären lassen, indem wir sie mit analogen Zeichen vergleichen, die von redenden Menschen in andern Weltgegenden und von Taubstummen gebraucht werden. So ist z. B. mit den Fingern „ein Schnippchen schlagen", wie wir es gewöhnlich sehen, ein nicht recht verständliches Zeichen; bemerken wir aber, daß das nämliche Zeichen, ganz sanft gemacht, wie wenn man einen winzigen Gegenstand zwischen Finger und Daumen hinwegrollte, oder das Zeichen, als schnellte man etwas mit dem Daumennagel und Zeigefinger fort, übliche und wohlverstandene Taubstummengeberden sind, die alles Winzige, Unbedeutende, Verächtliche bezeichnen, so scheint es, als hätten wir eine vollkommen natürliche Geberde in dem Maße übertrieben und conventionalisirt, daß wir ihre ursprüngliche Bedeutung aus dem Auge verloren haben. Es findet sich eine bemerkenswerthe Erwähnung dieser Geberde bei Strabo. Er schreibt: Zu Anchiale, sagt Aristobulus, ist ein Denkmal Sardanapals und sein steinernes Standbild, das ihn zeigt, wie wenn er ein Schnippchen schlüge, mit dieser

Inschrift in assyrischen Buchstaben: „Sardanapallus, der Sohn des Anacyndaraxes, baute in einem Tage Anchiale und Tarsus. Iß, trink, spiele; der Rest ist nicht so viel werth!"[1])

Hände schütteln ist nicht ein allen Menschen natürlich angehöriger Brauch und wir können bisweilen dessen Einführung in Ländern nachweisen, wo er früher unbekannt war. Die Fidschianer z. B., welche zu grüßen pflegten, indem sie einander anrochen oder beschnupperten, haben von den Missionären die Hände schütteln gelernt.[2]) Die Wa-nika, in der Gegend von Mombaz, fassen die Hände, aber sie bedienen sich ebensogut der muselmanischen Form der Geberde, die darin besteht, die Daumen gegen einander zu reiben[3]) und dies setzt es ziemlich außer Zweifel, daß der Gebrauch eine der vielen Wirkungen muselmanischen Einflusses in Ostafrica ist.

Man meint gewöhnlich, die rothen Indianer hätten den Gebrauch des Händeschüttelns von den Weißen angenommen.[4]) Dies mag richtig sein; aber man hat Grund zu vermuthen, daß sie bereits vertraut damit waren, Bündniß oder Freundschaft durch Handdruck zu bekunden, so daß sie denselben bereitwillig auch als Begrüßungsform annehmen mochten, wenn sie ihn nicht schon vor der Ankunft der Europäer so gebraucht hatten. Vor mehr als einem Jahrhundert bemerkte Charlevoix in der indianischen Bilderschrift „Bündniß" ausgedrückt durch die Figur von zwei Männern, die einander mit einer Hand hielten, während jeder in der andern Hand ein Calumet gefaßt hatte.[5]) In einem der von Schoolcraft mitgetheilten indianischen Bilder ist innige Zuneigung dargestellt

---

[1]) Strabo, XIV. 5, 9.

[2]) Rev. Thos. Williams, Fiji and the Fijians, 2nd ed.; London, 1860, vol. I. p. 153.

[3]) Krapf, Travels, etc. in East Africa; London, 1860, p. 138.

[4]) H. R. Schoolcraft, Historical and Statistical Information respecting the History, etc., of the Indian Tribes of the U. S.; Philadelphia, 1851, etc., part III. pp. 212, 244. — Burton, City of the Saints, p. 144. S. jedoch auch Schoolcraft, part III. p. 263. [5]) Charlevoix, vol. V. p. 440.

durch zwei Leiber, die ein einziger Arm vereinigt (s. Fig. 6); und in einer in Bildern geschriebenen Botschaft, die ein indianischer Stamm an den Präsidenten der Vereinigten Staaten sendete, reicht ein Adler, der einen Häuptling vorstellt, dem Präsidenten eine Hand, der ebenfalls eine Hand bietet.[1]) Das letzte dieser gemalten Zeichen mag vielleicht europäischem Einflusse zuzuschreiben sein, schwerlich aber die beiden ersten.

Eine bessere Erläuterung der Bedeutung der Geberde des Handgebens könnten wir kaum finden, als in ihrer Anwendung als Zeichen des Ehevertrags. Eine der Ceremonien einer muselmännischen Heirath besteht darin, daß der Bräutigam und der Stellvertreter der Braut einander gegenüber am Boden sitzen, mit einem Knie auf dem letztern, während eines die rechte Hand des andern ergreift und sie die Daumen erheben und gegen einander drücken;[2]) auch bei der fast gleichartigen Ceremonie auf den Inseln des stillen Meeres, wo Braut und Bräutigam auf einem auf das Pflaster einer Marae gebreiteten großen weißen Tuche am Boden sitzen, vereinigen sie die Hände.[3]) Dies bedeutet ebenso offenbar, daß Mann und Weib mit einander verbunden sind, wie die entsprechende Ceremonie bei der alten mexicanischen und der modernen Hinduheirath, wobei die Kleider der Parteien in einem Knoten zusammengebunden werden. Unter unserer eigenen aryanischen Rasse war das Handergreifen eine übliche Heirathsceremonie in der vedischen Periode.[4]) Der Gedanke, den das Händeschütteln ursprünglich ausdrücken sollte, war offenbar der eines festen Verbundenseins in Frieden und Freundschaft; und der nämliche Gedanke erscheint in der wahrscheinlichen Ety-

---

1) Schoolcraft, part I. pp. 403, 418.

2) E. W. Lane, Modern Egyptians; London, 1837, vol. I. p. 219.

3) Rev. W. Ellis, Polynesian Researches; London, 1830, vol. II. p. 569.

4) Ad. Pictet, Origines Indo-Européennes; Paris, 1859—63 part II. p. 336.

mologie von pax (englisch peace) Sanskrit paç, binden, und in ligue u. s. w. von ligare.

Kauern oder sich schmiegen (sich ducken) ist ein so natürliches Zeichen der Furcht oder der Unfähigkeit zu widerstehen, daß es den Thieren so gut wie den Menschen eigen ist. Unter uns selbst wird dieses natürliche Zeichen der Unterwürfigkeit allgemein in den modificirten Formen des Verbeugens und Knieens gebraucht; aber die analogen Geberden, die man in verschiedenen Ländern findet, geben uns nicht nur die Mittelstufen an zwischen einem wirklichen Niederwerfen und einer leichten Verbeugung, sondern auch einer Reihe von Geberden und Ceremonien, die ein nicht wirklich ausgeführtes Niederwerfen nur andeuten. Der äußerste Act des mit dem Gesicht im Staube Liegens ist nicht blos in China, Siam u. s. w. üblich, sondern auch selbst in Sibirien kriecht der Bauer am Boden und küßt den Staub vor einem vornehmen Manne. Der Araber deutet eine solche Demüthigung nur an, indem er die Hand gegen den Boden neigt und sie dann an Lippen und Stirn legt, eine Geberde, die beinahe identisch mit jener des alten Mexicaners ist, der den Boden mit der rechten Hand berührte und sie dann an seinen Mund legte.[1]) Capitain Cook beschreibt die Weise, wie den Häuptlingen auf den Tonga-Inseln Ehrerbietung bezeigt wurde, was folgendermaßen geschah: Kam ein Unterthan seine Huldigung darzubringen, so hielt der Häuptling seinen Fuß hinten empor, wie ein Pferd, und der Unterthan berührte die Sohle mit seinen Fingern, indem er sich solchergestalt gleichsam unter die Fußsohle seines Herrn stellte. Jedermann schien das Recht zu haben, auf diese Art seine Ehrerbietung zu bezeigen, so oft es ihm gefiel, und Häuptlinge wurden so müde, ihre Füße zur Berührung emporzuhalten, daß sie beim bloßen Anblick eines loyalen Unterthans davonliefen.[2]) Anderweite

---

[1]) A. v. Humboldt, Vues des Cordillères; Paris, 1810, p. 83.

[2]) Cook, Third Voyage, 2nd ed.; London, 1785, vol. I. pp. 267, 409.

Kundgebungen dieser Idee findet man in dem Bedenken, das gegen einen polynesischen Häuptling, als er in die Schiffskajüte hinabgehen wollte,[1]) sowie gegen die Aufbewahrung von Bildern Buddha's ebendaselbst[2]) in Siam erhoben wurde, nämlich daß sie von den über ihren Häuptern gehenden Seeleuten beleidigt würden; desgleichen in dem ebenfalls unter den Tonganen herrschenden Brauche, sich niederzusetzen, wenn ein Häuptling vorbeiging.[3]) Den alten Aegypter kann man in den Sculpturen die Geberde der Bodenberührung abkürzen sehen, indem er blos eine Hand an sein Knie legt, während er sich vor einem Obern neigt. Eine leichte Verneigung des Körpers zeigt Unterwürfigkeit oder Ehrerbietung an und wird schließlich ein bloßer Act der Höflichkeit, ohne irgendwie die Bedeutung der Unterordnung zu involviren. Dies beruht auf jener allgemeinen Gewohnheit des civilisirten Menschen, eine Bescheidenheit vorzugeben, die er nicht fühlt, welche den Chinesen verleitet, im Gespräche sich selbst als den „Dummkopf" oder „den Dieb" zu bezeichnen und unsre höchsten Beamten veranlaßt, Personen gegenüber, die sie wirklich als ihre Untergebenen betrachten, sich zu unterschreiben: Mein Herr, Ihr ganz ergebener Diener.

Was die Position der Hände beim Gebet anlangt, so scheinen zwei in ihrem Ursprunge ganz verschiedene Geberden vermengt worden zu sein. Die emporgerichteten Hände scheinen zu erwarten, daß ein gewünschter Gegenstand herabgeworfen werde, während sie, wenn sie gefaltet oder aneinander gelegt sind, einen drohenden Schlag abzuwehren scheinen. Es ist nicht unnatürlich, wenn Gnade oder Schutz als eine Gabe betrachtet wird und wenn Phidyle ihre zurückgebogenen Hände ausstreckt, um zu bitten, daß ihre Reben den verderblichen Südwestwind nicht fühlen mögen; aber der conventionalisirende Proceß ist viel weiter getrieben, wenn die gefalteten

[1]) Cook, Third Voyage, vol. I. p. 265.
[2]) Sir J. Bowring, Siam; London, 1857, vol. I. p. 125.
[3]) Cook, ib. p. 409.

oder mit den Fingerspitzen aneinandergelegten Hände nicht nur zur Abwehr einer Verletzung, wie es ihr natürliches Amt scheint, sondern auch zum Erbitten einer Wohlthat gebraucht werden können, die sie nicht einmal aufzufangen vermögen, wenn sie kommt.

Es läßt sich leicht genug ein plausibler Grund für die Sitte des Hutabnehmens als Ausdruck der Ehrerbietung oder Höflichkeit angeben, wenn man sie auf die Zeiten zurückführt, wo allgemein Rüstung getragen wurde. Den Helm abnehmen war gleichbedeutend mit Entwaffnen und zeigte in der praktischsten Weise entweder Unterwerfung oder Frieden an. Der Gebrauch, beim Eintritt in ein Haus Waffen abzulegen, wird erwähnt in einer Stelle aus dem „Boke of Curtayse" (Buch der Höflichkeit), welche zeigt, daß im Mittelalter von Gästen erwartet wurde, ihre Waffen beim Pförtner am äußern Thor zu lassen und, wenn sie die Saalthür erreichten, Kopfbedeckung und Handschuhe abzulegen.

„An der Saalthür leg' die Kapp',
Sowie auch die Handschuh ab."[1])

Daß von Frauen nicht verlangt wird, ihre Köpfe in der Kirche oder bei einem Besuche zu entblößen, ist ganz übereinstimmend mit einem solchen Ursprunge der Sitte, da ihre Kopfbedeckungen keine Waffen waren; und die nämliche Uebereinstimmung kann man in der Gewohnheit bemerken, daß Damen den Handschuh beim Handgeben anbehalten, während Männer ihn meistens ausziehen. Da eines Ritter's Handschuh ein Panzerhandschuh war, muß ein solcher Unterschied einleuchtend genug sein.

Dies mag indeß willkürliche Deutung sein. Die Sitte, daß Frauen ihr Haupt in der Kirche bedeckt haben, gehört der frühesten christlichen Zeit an und die Gründe dafür waren deutlich angegeben. Der Gebrauch der Männer dagegen, mit entblößtem Haupte zu beten, ist vielleicht eine absichtliche Ab-

---

[1]) Wright, History of Domestic Manners, etc.; London, 1862, p. 141.

schaffung des Gebrauchs der Römer gewesen, die beim Opfern das Haupt bedeckten, wie es desgleichen die Juden bei ihren Gebeten dann und wann thun. Diese Sitte scheint nicht allgemein gewesen zu sein und wird auch jetzt in der koptischen und abyssinischen Kirche nicht beobachtet, wo der semitische Brauch, nicht das Haupt sondern die Füße zu entblößen, noch beibehalten ist. Die letztere Ceremonie stammt aus dem grauen Alterthum und ist ursprünglich vielleicht nur der Reinlichkeit wegen beobachtet worden, um den Fußboden nicht zu beschmutzen, wie noch jetzt unter den Moslems sowohl in ihren Häusern und Bädern als in ihren Moscheen.

Es finden sich indeß eine Menge Gebräuche in verschiedenen Weltgegenden, welche diese natürlichen Erklärungen der Sitte, Haupt und Füße zu entblößen, zweifelhaft machen und uns beinahe bestimmen, beides als besondere Fälle einer allgemeinen Classe ehrerbietiger Entkleidungen des Körpers zu betrachten. Saul legt seine Kleider ab, um zu weissagen und bleibt so Tag und Nacht hindurch liegen.[1]) Tertullian spricht gegen den Gebrauch, mit abgelegten Mänteln zu beten, wie die Heiden thun.[2]) In Tahiti gab es eine wohlbekannte Sitte, zu Ehren der Götter oder Häuptlinge, ja selbst in der Nähe eines Tempels und auf dem geweihten Boden, der für das Herrscherhaus abgesondert war, den Oberkörper zu entblößen, und hiermit mag eine sehr seltsame Ceremonie in Verbindung zu bringen sein, die vor Capitain Cook bei seinem ersten Besuche auf der Insel beobachtet wurde.[3])

Die Regeln bezüglich des Fow oder Turbans auf den Tonga-Inseln sind sehr merkwürdig wegen ihrer theilweisen Uebereinstimmung mit europäischen Gebräuchen. Der Turban, sagt Mariner, kann nur getragen werden von Kriegern die zum Kampfe gehen oder bei Scheingefechten, ferner von Häuptlingen und Adeligen zur Nachtzeit und vom gemeinen Volke,

---

[1]) 1. Sam. 19, 24. — [2]) Tert., De Oratione, XII.

[3]) Cook, First Voy. H., vol. II. pp. 125, 153. Ellis, Polyn Res., vol. II. pp. 171, 352—3.

während es im Felde oder in Canoes arbeitet. Bei allen andern Gelegenheiten wäre es respectwidrig, eine Kopfbedeckung zu tragen, denn wäre auch kein Häuptling gegenwärtig, so könnte doch ein Gott unsichtbar zugegen sein. Sollte ein Mann außer den genannten Gelegenheiten einen Turban tragen, so würde ihn die erste Person höhern Ranges, die ihm begegnete, niederschlagen, ja vielleicht könnte dies auch ein ihm Gleichstehender thun. Auch wo der Turban zu tragen erlaubt ist, muß er abgenommen werden, sobald sich ein Höherer nähert, es sei denn im wirklichen Gefechte; ein Mann aber, der im Range nicht viel höher steht, wird sagen, „Tugo ho Fow", behalte deinen Turban auf. [1])

Während des Gottesgerichts der Giftprobe in Madagaskar darf, wie Ellis sagt, niemand auf seinem langen Kleide sitzen, auch das Kleid nicht um die Brust tragen und weibliche Personen müssen die Schultern unbedeckt lassen. [2]) Eine merkwürdige Angabe macht Ibn Batuta in der Schilderung seiner Reise nach Sudan im vierzehnten Jahrhundert. Als ein schlimmes Ding, was er im Benehmen der Schwarzen beobachtet habe, erwähnt er, daß Weiber nur entkleidet in die Gegenwart des Sultans von Melli kommen dürfen und daß selbst des Sultans eigene Töchter sich dem Brauche fügen müssen. Er bemerkt desgleichen, daß sie Staub und Asche auf ihre Häupter streuen als ein Zeichen der Ehrerbietung, [3]) wonach es scheint, daß auch das Entkleiden ein bloßer Act der Demüthigung war. Was den Gebrauch des Entblößens der Füße anlangt, so drängt sich, wenn wir finden daß die Damaras in Südafrika vorm Eintritt in eines Fremden Haus ihre Sandalen ablegen, [4]) sogleich der Gedanke auf,

---

[1]) Mariner, Tonga Islands; vol. I. p. 158.

[2]) Rev. W. Ellis, Hist. of Madagascar; London, 1838, vol. I. p. 464.

[3]) Ibn Batuta im Journal Asiatique, 4me Série, vol. I. p. 221.

[4]) C. J. Andersson, Lake Ngami, etc., 2nd ed.; London 1856, p. 231.

den Gebrauch mit der altägyptischen Sitte in Verbindung zu bringen oder ihn moslemitischem Einflusse zuzuschreiben; das Ablegen der Sandalen als ein Respectszeichen scheint jedoch in Peru geherrscht zu haben. Kein gemeiner Indianer, sagt man, wagte beschuht die Sonnenstraße entlang zu gehen, auch durfte niemand, ein wie großer Herr er auch sein mochte, die Häuser der Sonne in Schuhen betreten und selbst der Inka ging barfuß in den Tempel der Sonne.[1])

In dieser Gruppe ehrerbietiger Entblößungen scheint der Gedanke dramatisch ausgedrückt zu sein, daß sich der Unterthan nackt, wehrlos, arm und elend vor seinem Herrn zeigt, und diese Ansicht findet Bestätigung durch den Gebrauch, sich zum Zeichen der Trauer auszuziehen oder Haupt und Füße zu entblößen, denn in diesem Falle kann doch kaum irgend etwas anderes als Verlassensein und Elend ausgedrückt sein.[2])

Die niedrigste Classe von Begrüßungen, die nur den Zweck haben, angenehme physische Empfindungen zu geben, treffen mit den Höflichkeiten zusammen, die wir unter den niedrigern Geschöpfen austauschen sehen. Dahin gehört, Klopfen, Streicheln, Küssen, Nasendrücken, Anblasen, Beschnuppern u. s. w. Das oft beschriebene Zeichen des Vergnügens oder der Begrüßung unter den Indianern Nordamerica's, nämlich Arme, Brust und Magengegend einander sowie sich selbst zu reiben,[3]) gleicht dem centralafricanischen Gebrauche, daß zwei Männer einander die Arme mit beiden Händen fassen und auf und nieder reiben,[4]) sowie der in Polynesien herrschenden Sitte, sich das Gesicht mit Hand oder Fuß eines Andern zu

---

[1]) Prescott, History of the Conquest of Peru, 2nd ed.; London, 1847, vol. I. pp. 78, 97.

[2]) Micha, 1,8. Ezechiel, 24, 17. Herod. II, 85. Rev. J. Roberts, Oriental Illustrations of the Sacred Scriptures, 2nd ed.; London, 1844, p. 492, etc.

[3]) Charlevoix, vol. III. p. 16; vol. IV. p. 189, etc.

[4]) Burton, Lake Regions of Central Africa; London, 1860, vol. II. p. 69.

streicheln;[1]) auch das Klopfen und Patschen der Feuerländer gehört zu der nämlichen Classe. Darwin beschreibt die Weise, in welcher in Neuseeland Nasen gedrückt werden, mit Details, welche weniger genauen Beobachtern entgangen sind.[2]) Es ist bemerkenswerth, daß Linné die Begrüßung durch Nasenberührung in den Laplands-Alpen fand. Die Leute küßten einander nicht, sondern legten die Nasen aneinander.[3]) Die Andamanen-Insulaner grüßen, indem sie einander mit einem girrenden Murmeln in die Hand blasen.[4]) Charlevoix spricht von einem indianischen Stamme am Golf von Mexico, der einander in die Ohren blies;[5]) und Du Chaillu beschreibt, wie er selbst in Africa angeblasen worden ist.[6]) Natürliche Freudenkundgebungen, wie in die Hände klatschen in Africa[7]) und auf und niederspringen im Feuerlande,[8]) müssen als Freundschafts- oder Begrüßungszeichen dienen.

Es giebt sehr viele wohlbekannte Geberden, die schwer zu erklären sind. So z. B. verschiedene Zeichen des Hasses und der Verachtung, wie die Zunge herausstecken, was ein allgemeines Zeichen ist, obwohl sich nicht erklären läßt, warum dem so ist; ferner, den Daumen beißen; das Zeichen des Storchschnabels hinter jemands Rücken machen (ciconiam facere).

Im modernen Indien wie im alten Rom sind nur zum Theil die Zeichen, die wir beschrieben finden, solche, die sich sogleich auf ihren eigentlichen Ursprung zurückführen lassen.[9]) Namentlich hat eine der gewöhnlichsten Geberden in Indien

---

[1]) Cook, Third Voy., vol. I. p, 179.

[2]) Darwin Journal of Res., etc.; London, 1860, pp. 205, 423.

[3]) Linnaeus, Tour in Lapland; London, 1811, vol. I. p. 315.

[4]) Mouat, Andaman Islanders; London, 1863, pp. 279—80.

[5]) Charlevoix, vol. III. p. 16.

[6]) Du Chaillu, Equatorial Africa; London, 1861, pp. 393, 430.

[7]) Burton, Central Africa; vol. II. p. 69.

[8]) Wilkes, U. S. Exploring Exp., London, 1845, vol. I. p. 127.

[9]) Plin. XI, 103. Roberts, Oriental Illustr., pp. 87, 90, 285, 293, 461, 475, 491.

viele Europäer in Verlegenheit gebracht. Dies ist die Art mit der Hand zu winken, um jemand herbeizurufen, die so aussieht, als wäre sie das Gegentheil der Geberde, die wir zu diesem Zwecke brauchen. Ich habe, nach Angabe eines indischen Gewährsmanns, gehört, der augenscheinliche Unterschied bestehe darin, daß die Handfläche nach außen statt nach innen gekehrt sei; eine Bemerkung jedoch, welche Mr. Roberts, der ein äußerst guter Beobachter gewesen zu sein scheint, über die Eingebornen des südlichen Indiens gemacht hat, giebt eine andere Erklärung an die Hand: „Die Weise, in welcher man einer Person winkt, ist, die rechte Hand so hoch als nur möglich zu erheben und sie dann plötzlich gegen den Boden herabzuschwingen.“[1]) Denken wir diese Bewegung abgekürzt und etwa vom Handgelenk oder vom Ellbogen statt von der Schulter aus gemacht, so würde sie offenbar ein natürliches Zeichen und dennoch leicht mit unserer Geberde des Hinwegwinkens zu verwechseln sein. Vielleicht hat etwas Derartiges zu folgender Beschreibung der Weise, auf welche man in Neuseeland winkt, geführt: „Zum Zeichen, daß die etwas Entfernten sich nähern sollen, wird der Arm in gerade entgegengesetzter Richtung bewegt, als die zu ähnlichen Zwecken von Engländern gewählte, und wenn die Eingebornen stillschweigend etwas bewilligen, erheben sie Kopf und Kinn anstatt zu nicken.“[2]) Das letztere Zustimmungszeichen erscheint, als Gegensatz zu der seitlichen Verneinungsgeberde, so natürlich als unser eigenes.

Von den Zeichen, die zur Abwendung des bösen Blicks dienen, hängen manche mit den alten Gegenzaubern zusammen, und andre sind von ungewisser Bedeutung, wie z. B. das sehr gewöhnliche auf alten griechischen und römischen Amuleten dargestellte, nämlich die bis auf den kleinen und Zeigefinger, welche gradausgestreckt sind, geschlossene Hand. Wenn König Ferdinand I. von Neapel öffentlich erschien,

---

[1]) Id. p. 396.

[2]) A. S. Thomson, The Story of New Zealand; London, 1859, vol. I. p. 209, S. Cook, First Voy. H., vol. II. p. 311.

konnte man ihn von Zeit zu Zeit seine Hand in die Tasche stecken sehn. Diejenigen, die seine Art und Weise kannten, wußten, daß er die Faust mit dem Daumen zwischen den beiden ersten Fingern ausgestreckt ballte, um die Wirkung eines bösen Blicks abzuwenden, den ihm jemand auf der Straße zugeworfen haben mochte.

Das bisher Gesagte genügt, zu zeigen, daß Geberdensprache eine im Allgemeinen den Menschen gemeinsame Ausdrucksweise ist. Ja, es ist dies in einem ganz andern Sinne wahr, als wenn wir sagen, geredete Sprache sei allen Menschen gemeinsam, während wir unter dem Worte Sprache viele Hundert wechselseitig unverständlicher Zungen verstehen, denn die Geberdensprache ist im Wesentlichen eine und dieselbe in allen Zeiten und Ländern. Allerdings sind die an verschiedenen Orten und von verschiedenen Personen gebrauchten Zeichen nur theilweise die nämlichen; aber man muß sich erinnern, daß der nämliche Gedanke in Zeichen auf sehr verschiedene Weise ausgedrückt werden kann und daß nicht Alle nothwendigerweise die nämliche wählen müssen. Wie die Wahl der Geberdenzeichen unter dem Einflusse der Erziehung und Lebensweise steht, wird sehr gut durch eine Geschichte gezeigt, die irgendwo von einem Knaben erzählt ist, welcher, selbst taubstumm, eines Tages ein Taubstummen-Asyl besucht. Als er gegangen war, drückten die Insassen dem Lehrer ihr Mißfallen über die Art und Weise des Gastes aus. Er sprach eine häßliche Sprache, sagten sie; wenn er sagen wollte, daß etwas schwarz sei, zeigte er auf seine schmutzigen Nägel.

Der beste Beweis für die Einheit der Geberdensprache ist die Leichtigkeit und Sicherheit, womit jeder Wilde aus jedem beliebigen Lande in einer Taubstummenschule verstehen und verstanden werden kann. Ein Eingeborner von Hawaii wird in ein americanisches Institut geführt und beginnt sofort in Zeichen mit den Kindern zu plaudern und von seiner Reise und seinem Heimathlande zu erzählen. Ein Chinese, der in Folge langer Entbehrung der Gesellschaft melancholisch gewor-

den war, lebt gleich wieder auf, sobald er an den nämlichen Ort geführt wird, wo er nach Herzenslust in Geberden plaudern kann. Ein taubstummer Knabe Namens Collins wurde zu einigen Lappländern geführt, die öffentlich zur Schau gestellt wurden, und schrieb an seine Mitschüler wie folgt über die Lappländerin: „Mr. Joseph Humphreys hieß mich mit Zeichen zu ihr sprechen und sie verstand mich. Als Cunningham mit mir war und die Lappländerin befragte, blickte sie ihn und mich unwillig an. Sie wußte nicht, daß wir taubstumm waren; nachher aber wußte sie, daß wir taubstumm waren und dann sprach sie zu uns von Rennthieren und Elenthieren und lächelte uns sehr an."[1])

Das Studium der Geberdensprache ist nicht nur nützlich, insofern es uns einen Einblick in die Werkstätten des menschlichen Geistes gewährt. Wie der Geist anderer Menschen beschaffen ist, können wir nur beurtheilen, indem wir ihre äußerlichen Kundgebungen beobachten, und Aehnlichkeit in der unmittelbarsten und einfachsten Art der Aeußerung ist ein guter Beweis für Aehnlichkeit in den geistigen Processen, welche jene der Außenwelt mittheilt. Da nun die Geberdensprache durch Verschiedenheiten in der Rasse oder im Klima derjenigen, die sie anwenden, durch die Form ihrer Schädel und ihrer Hautfarbe nicht specifisch afficirt erscheint, so spricht ihr Zeugniß, soweit es sich erstreckt, gegen die Annahme, daß unter den verschiedenen Menschenrassen, mindestens in den einfachern Processen des Geistes, specifische Unterschiede nachweisbar seien.

---

[1]) Dr. Orpen, The Contrast, p. 177.

Viertes Capitel.

Geberdensprache und Wortsprache.

Wir wissen wenig vom Ursprunge der Sprache, aber der Gegenstand hat einen so großen Reiz für den menschlichen Geist, daß der Mangel an Beweismitteln nicht gehindert hat, Theorie nach Theorie aufzustellen; und die verschiedenartigsten Menschen mit der verschiedenartigsten Befähigung haben das Problem, ein jeder nach seiner eigenen Art, gelöst. Wir mögen z. B. Dante's Abhandlung über die Volkssprache lesen und uns wundern, nicht daß seine Beweisführung, da er im Mittelalter lebte, nur eine mittelalterliche Beweisführung ist, sondern daß er im „Paradiso", dem Anschein nach auf Grund eines ganz unbedeutenden Beweisstückes, Adam eine Ansicht hat aussprechen lassen können, die selbst in diesem neunzehnten Jahrhundert im Geiste des Publicums kaum recht Wurzel gefaßt hat, nämlich daß sich auf Erden keine Ursprache des Menschen auffinden lasse.

„La lingua ch'io parlai fu tutta spenta
    Innanzi che all' ovra inconsumabile
    Fosse la gente di Nembrotte attenta.
Chè nullo affetto mai raziocinabile
    Per lo piacere uman che rinnovella,
    Seguendo 'l cielo, sempre fu durabile.
Opera naturale è ch' uom favella:
    Ma così, o così, natura lascia
    Poi fare a voi secondo che v' abbella.
Pria ch' io scendessi all' infernale ambascia
    EL s'appellava in terra il sommo Bene
    Onde vien la letizia che mi fascia:

ELI si chiamò poi: e ciò conviene;
Chè l'uso de' mortali è come fronda
In ramo, che sen va, ed altra viene."

(„Die Sprache, die ich redete, war außer
Gebrauch schon ganz, bevor Nimrods Geschlecht
Sein unvollendbar Werk begonnen hatte.
Denn nimmer hatt' ein geistiges Erzeugniß,
Das sich erneut nach menschlichem Belieben,
Dem Himmel folgend, ewigen Bestand.
Werk der Natur ist, daß die Menschen reden;
Doch überläßt sie's eurer freien Wahl,
Ob so es oder ob es so geschehe.
Bevor den Höllenpfad hinab ich ging,
Hieß auf der Erde El das höchste Wesen,
Von dem die Wonne kommt, die mich umgiebt;
Eli war dann sein Nam' und so ist's recht,
Denn Menschenbrauch ist wie das Blatt am Zweige,
Das da vergeht, indeß ein andres kommt".)

Wie viele geniale Männer haben seit Dantes Zeit die ganze Kraft ihres Geistes gegen das Problem aufgeboten und mit wie geringem Erfolg! Steinthals meisterhafte Uebersicht dieser Speculationen in seinem „Ursprung der Sprache" stimmt den Leser ganz melancholisch. Sie kann in der That als Beweis für Etwas dienen, was für uns weit wichtiger ist, als die Urgeschichte der Sprache, nämlich daß es so wenig nütze, ein guter Denker zu sein, wenn es an Thatsachen fehlt, über die sich denken ließe, als es nützen kann, ein guter Maurer zu sein, wenn keine Mauersteine zum Bauen da sind.

Bezüglich des Problems des Ursprungs der Sprache ist die allererste Frage, warum gewisse Worte ursprünglich gebraucht wurden, um gewisse Begriffe, oder geistige Zustände oder wie wir es immer nennen mögen, auszudrücken. Das Wort kann für die Idee gebraucht worden sein, weil es sich als besonders bequem darbot, um lieber als ein anderes gebraucht zu werden, oder weil eine Ideenassociation, die wir jetzt nicht nachweisen können, zu seiner Wahl veranlaßt haben mag. Daß die Wahl der Worte, um Ideen auszudrücken, jemals

rein willkürlich d. h. eine solche gewesen sei, daß es sich mit ihrem Princip vertragen hätte, irgend ein Paar Worte mit einander zu vertauschen, wie wir algebraische Zeichen wechseln können, oder eine Anzahl Wörter in einem Beutel umzuschütteln und sie aufs Gerathewohl unter die Ideen, die sie ausdrückten, wieder zu vertheilen, ist eine Annahme, welcher diejenige Kenntniß, die wir von Sprachbildung haben, widerspricht. Und nicht in der Sprache allein, sondern bezüglich des gesammten Gebietes der Kunst und des Glaubens tritt fortwährend mehr und mehr deutlich das Princip zu Tage, daß der Mensch für Alles, was er thut und glaubt, nicht nur einen bestimmten, sondern in der Regel auch einen nachweisbaren Grund habe.

Nur in den Bestandtheilen der Sprache, von deren Ursprung wir einen einigermaßen klaren Begriff haben, wie z. B. in der Classe der rein nachahmenden Wörter, wie „Kuckuk“, „Kibitz“ und dergleichen, ist der Zusammenhang zwischen Wort und Idee nicht nur wirklich sondern auch offenbar. Allerdings können verschiedene nachahmende Wörter für den nämlichen Klang gebraucht werden, wie z. B. das Ticken einer Uhr in Deutschland auch Picken genannt wird; aber die Wörter haben beide eine offenbare Aehnlichkeit mit dem unschreibbaren Schalle, den eine Uhr wirklich macht. So könnte man das tahitische Wort für Hahnenschrei, aaoa, als einen Rival für „Kikeriki!“ einführen. Es giebt indeß eine Classe Wörter von unbestimmtem Umfange, welche, wie es scheint, entweder gewählt wurden gewissermaßen aus Rücksicht auf die Tauglichkeit ihres Klanges zum Ausdrucke ihres Sinnes, oder die gegenwärtig durch eine Reflection des Klanges auf den Sinn modificirt sind. Ein derartiger Proceß kann den Unterschied zwischen knarren, knurren, knirschen rc. bewirkt oder die verschiedenen Wörter klopfen, klappen, klapsen, klappern, klippern u. s. w. aus einer gemeinsamen Wurzel gestaltet haben. Manche dieser Wörter sind im Lexicon als „Provinzialismen“ bezeichnet, gehören darum aber nicht weniger dem Sprach-

schätze an. Bei reinen Interjectionen wie o! ach! ist die Verwandtschaft zwischen der gegenwärtigen Aussprache und der Idee, die ausgedrückt werden soll, deutlich genug, obwohl es ebenso schwer sein möchte sie zu definiren, als schriftlich ihre zahllosen Modulationen in Klang und Sinn auszudrücken.

Gab es aber außerhalb des Gebietes dieser Wörterclassen einen lebendigen Zusammenhang zwischen Wort und Idee, so scheint er nunmehr todt zu sein. Wir könnten ebenso gut „inhabitable" im französischen Sinne als im modern englischen brauchen. Shakespeare und andre Schriftsteller thun es wirklich und Norfolk sagt z. B. in „Richard II.:"

„Even to the frozen ridges of the Alps,
Or any other ground inhabitable"

(d. i. „Selbst nach den frosterstarrten Alpenfirsten oder irgend einem anderen unbewohnbaren Boden." Inhabitable, französisch „unbewohnbar", heißt aber im modernen Englisch „bewohnbar.")

Im Allgemeinen macht es für die Welt keinen practischen Unterschied, daß das englische Wort rise (sich erheben) der nämlichen Wurzel angehört wie das altdeutsche risan, fallen, französisch arriser, fallen lassen, welche der beiden Bedeutungen auch zuerst gekommen sein mag; oder daß black (schwarz) blanc, bleich, bleach (bleichen) blacken (schwärzen), Angelsächsisch blaec, blac = schwarz, blâc = blaß, weiß, einander im Klange so nahe kommen. Man hat die plausible Vermuthung ausgesprochen, daß die Bedeutung von „to rise" dadurch umgestoßen worden sein möge, daß eine Präposition vorgesetzt worden, um den Sinn zu verändern, und wieder weggefallen sei, während das Wort mit seiner veränderten Bedeutung blieb;[1]) und wenn black auf das deutsche blaken, brennen, zurückgeführt wird und soviel wie „verkohlt", blanc hingegen soviel wie scheinend bedeutet,[2]) so kann

[1]) Jac. Grimm, Gesch. d. deutsch. Sprache; Leipz. 1848, S. 664.

[2]) Siehe J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, black, blaken, blick u. s. w. Diez, Wörterb., s. bianco.

sich möglicherweise ein gemeinschaftlicher Ursprung für diese verschiedenen Wörter unter der Familie ergeben, welche einschließt blaze, fulgeo, flagro, *φλέγω*, *φλόξ*, Sanskrit bhrâǵ, u. s. w. Aber Erklärungen dieser Art haben keinen Einfluß auf die praktische Anwendung solcher Wörter unter der Masse der Menschen, welche hinnehmen was gegeben ist und keine Fragen stellen. Es läßt sich in der That, wie unangenehm ein solcher Gedanke auch den Etymologen berühren möge, viel für die Ansicht sagen, daß man die Accuratesse unserer modernen Sprachen zum großen Theil dem Umstande verdanke, daß sie das Bewußtsein der Abstammung ihrer Wörter in so hohem Grade verloren haben und die letztern daher Rechenpfennigen oder algebraischen Zeichen gleich werden, die dasjenige ganz richtig vorstellen, was sie bedeuten sollen. Das Studium der Archäologie ist sehr anziehend und lehrreich, kommt man dabei aber zur exacten Beweisführung, so wird vielleicht die Bestimmtheit unserer Auffassung der Bedeutung eines Wortes sich keineswegs immer durch eine in unserm Geiste sich regende dunkle Erinnerung steigern, daß das Wort oder dessen Familie ehemals etwas Anderes bedeutet habe. Für solche Zwecke ist weniger eine Kenntniß der Etymologie erforderlich, als vielmehr genaue Definition und die Anwendung einer Controle der Wörter mittels Realisation der Dinge und Handlungen, zu deren Bezeichnung sie dienen.

Insofern es sich auf die Frage des Verhältnisses zwischen Gedanken und Wort bezieht, ist das Studium der Geberdensprache von besonderm Interesse. Wir besitzen in derselben eine Methode menschlicher Aeußerung, die unabhängig von Rede ist und durch ein verschiedenes Medium stattfindet, wobei, wie gesagt worden ist, der Zusammenhang zwischen Idee und Zeichen kaum jemals unterbrochen oder auch nur einen Moment aus dem Auge verloren worden ist. Die Geberdensprache ist in der That ein Aeußerungssystem, auf welches sich die Schilderung der Ursprache in der chinesischen Mythe anwenden läßt: „Suy-dschin gab zuerst den Pflanzen und

Thieren Namen und diese waren so bezeichnend, daß man mit dem Namen eines Dinges wußte, was es war."[1])

Was nun zunächst die Vergleichung der Geberdenzeichen mit Worten anlangt, so ist bereits bemerkt worden, daß die Geberdensprache zwei verschiedene Prozesse anwendet. Sie bringt Gegenstände und Handlungen in Wirklichkeit ins Gespräch, indem sie auf dieselben hinweist oder hinblickt, und desgleichen deutet sie an durch Nachahmung von Handlungen oder durch „Bilder in der Luft", und diese beiden Verfahrungsarten können gesondert oder vereinigt in Anwendung kommen. Diese Eintheilung mag ungeschickt und in einigen Fällen ungenau sein, aber es ist die beste, die ich zu machen vermochte. Ich werde nun die erste Abtheilung des Nähern untersuchen, in welcher Gegenstände unmittelbar vor den Geist gebracht werden.

Als Mr. Lemuel Gulliver die Sprachenschule in Lagado besuchte, wurde er mit einem Plane zur Sprachverbesserung durch Abschaffung aller und jeder Worte bekannt gemacht. Da Worte nur Namen für Dinge sind, sollten die Leute die Dinge selbst umhertragen, anstatt sich mit dem Sprechen davon außer Athem zu bringen. Die Gelehrten acceptirten den Plan und auf den Straßen sah man Weise gebeugt unter ihren schweren Säcken voll Unterhaltungsmaterial oder ihre Bürde behufs eines Gespräch auspackend. Man fand dies etwas beschwerlich. „Aber für kurze Unterredungen kann man einen hinreichenden Vorrath von Werkzeugen in den Taschen und unter dem Arme tragen; und zu Hause kann man nie in Verlegenheit kommen. Daher ist das Zimmer, wo sich die Gesellschaft, welche diese Kunst übt, versammelt, mit allen erforderlichen Dingen angefüllt, so daß man dieselben für diese Art künstlicher Unterredung zur Hand hat."

Der Reisende berichtet, daß dieser Plan nicht allgemein

---

[1]) Goguet, De l'Origine des Loix, etc.; Paris, 1758, vol. III. p. 322.

in Anwendung kam, weil sich dem die Unwissenheit der Weiber und des gemeinen Volks widersetzte, welche einen Aufstand zu erregen drohten, wenn man sie nicht mit ihren Zungen nach der Weise ihrer Vorfahren sprechen ließe. Allein dies System, mittels Gegenständen zu sprechen, ist alles Ernstes ein wichtiger Theil der Geberdensprache und in ihrer frühen Entwickelung unter den Taubstummen vielleicht der wichtigste. Giebt es nun irgendetwas in geredeter Sprache, was mit den Geberden, durch welche dieser Proceß vollzogen wird, verglichen werden kann? Quintilian beantwortet zufällig diese Frage. „Was allerdings die Hände anlangt, ohne welche das Geberdenspiel verstümmelt und schwach sein würde, so läßt sich kaum sagen, wie viele Bewegungen sie haben, während sie beinahe den gesammten Wortvorrath begleiten; denn die andern Glieder helfen dem Redenden, sie aber, kann ich beinahe sagen, reden selbst." . . . „Vertreten sie nicht, indem sie Orte und Personen zeigen, die Stelle des Adverbs und Pronomens? Daher scheint mir bei der so großen Verschiedenheit der Sprachen unter allen Völkern und Nationen dies die gemeinsame Sprache der Menschheit zu sein." — „Manus vero, sine quibus trunca esset actio ac debilis, vix dici potest, quot motus habeant, quum paene ipsam verborum copiam persequantur; nam ceterae partes loquentem adjuvant, hae, prope est ut dicam, ipsae loquuntur . . . . Non in demonstrandis locis ac personis adverbiorum atque pronominum obtinent vicem? ut in tanta per omnes gentes nationesque linguae diversitate hic mihi omnium hominum communis sermo videatur." [1]),

[1]) Quint., Inst. Orat., lib. XI. 3, 85, seqq. „Luther führt an, das ist mein Leib, und bemerkt dabei folgendes, „das ist ein pronomen und lautet der Buchstab a drinnen stark und lang, als wäre es geschrieben also, dahas, wie ein schwäbisch oder algauwisch daas lautet, und wer es höret, dem ist als stehe ein Finger dabei der darauf zeige." (Grimm, D. W. s. „der".)

Wo ein Mensch steht, da ist für ihn der Mittelpunkt der Welt und er bezieht die Stellung eines jeden Gegenstandes auf sich, als vor oder hinter ihm, über oder unter ihm, u. s. w.; oder er läßt seinen Zeigefinger gleichsam als einen Radius von diesem eingebildeten Mittelpunkte ausgehen und sagt, indem er nach irgend einer Richtung im Raume zeigt, die gezeigte Sache sei dort. Er bestimmt die Stellung eines Gegenstandes ungefähr wie es in der analytischen Geometrie geschieht, indem er entweder einen Radius vector gebraucht, womit sich zum Theil das Demonstrativpronomen vergleichen läßt, oder indem er sie auf drei Axen bezieht und als vorn oder hinten, rechts oder links, oben oder unten bezeichnet. Da indeß sein Körper nicht ein Punkt, sondern ein Bau von ansehnlichem Umfange ist, so verwechselt er seine Ausdrücke oft, z. B. wenn er hier von einem Orte sagt, der ihm nur vergleichsweise nahe ist, anstatt ihn nach demselben eingebildeten Mittelpunkte hinzulenken, von welchem dort entsprang. Er kann im Gedanken seinen Mittelpunkt und die Lage seiner Axen verändern und, indem er sich an die Stelle einer andern Person oder selbst eines unbelebten Gegenstandes denkt, mit Bezug auf dieselben seine eigene oder sonst jemands Lage beschreiben. Bewegung und Richtung stellen sich seinem Geiste dar wie ein wirkliches oder eingebildetes Gehen von einem Orte zum andern und solche Bewegung giebt ihm den Begriff der Zeit, den der Taubstumme ausdrückt, indem er mit dem Finger längs des Armes eine Linie von einem Punkte zum andern zieht, und der Redende, indem er Präpositionen oder Adverbien des Raums in ähnlicher Weise anwendet.

Ich wünsche mich nicht unter die Oberfläche dieses schwierigen Gegenstands zu wagen und hinsichtlich einer eingehenden Untersuchung desselben möchte ich namentlich auf die Forschungen des Prof. Pott in Halle verweisen.[1]) Es mag jedoch

[1]) Pott, Etymologische Forschungen, neue Ausgabe; Lemgo und Detmold, 1859 2c. Bd. I.

der Mühe werth sein, die Aufmerksamkeit auf die anscheinende Aehnlichkeit zweier Abtheilungen der Wurzelwörter unserer aryanischen Sprachen mit den beiden großen Classen der Geberdenzeichen zu lenken. Prof. Max Müller theilt die Sanskrit-Wurzelformen in zwei Classen, die prädicativen Wurzeln, wie z. B. scheinen, ausdehnen u. s. w., und die demonstrativen Wurzeln, „eine kleine Classe unabhängiger Radicale, nicht prädicativ im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern einfach hinzeigend, einfach die Existenz ausdrückend unter gewissen mehr oder weniger bestimmten örtlichen oder zeitlichen Präscriptionen." [1]) Nehmen wir unter den gegebenen Beispielen hier, dort, dies, jenes, du, er als Typen, so haben wir eine Eintheilung der Elemente der Sanskritsprache, welcher eine Eintheilung der Taubstummenzeichen in prädicative und demonstrative zum wenigsten ungefähr entsprechen würde. Vor vielen Jahrhunderten machten die indischen Grammatiker verzweifelte Anstrengungen, um Pronomina und Verba sozusagen unter einem Hut zu bringen. Sie leiteten das Demonstrativum ta von tan (dehnen) ab und das Relativum ya von yaǵ (verehren). Einheit ist den Menschen angenehm, die oft bereit sind, ihr wichtigere Dinge als Etymologie zum Opfer zu bringen. Am Ende aber ist die Welt doch wohl nicht zu dem Zwecke entstanden, den menschlichen Geist gerade mit dem zu versorgen, was ihm zu wünschen beliebt. Natürlich würde jede vollständige Vergleichung der Rede mit der Geberdensprache auf das harte Problem des Verhältnisses der Präpositionen zu Adverbien und Pronominibus einerseits und zu Zeitwortwurzeln anderseits eingehen müssen. Was diesen Punkt anlangt, so kann ich nur sagen, daß der Taubstumme seinen rechten Zeigefinger in die Fläche seiner linken Hand setzt, um „in" zu sagen, daß er ihn wieder herausnimmt, um „ja" zu sagen, daß er seine rechte Hand über oder unter die linke legt, um „über" oder „unter" zu sagen ꝛc.,

---

[1]) Müller, Lectures, 3rd ed.; London. 1862, p. 272.

Zeichen, welche rein nachahmend oder andeutend sind. Aber die Zeichen, mit denen er zeigt, daß etwas „über mir", „hinter mir" u. s. w. sei, sind eines mehr unmittelbaren Charakters und vielmehr demonstrativ als prädicativ.

Die Classe der imitativen und suggestiven Zeichen in der Geberdensprache stimmt einigermaßen mit den chinesischen Wörtern überein, die weder Verba, Substantiva, Adjectiva noch Adverbia sind, sondern dem Zwecke all der genannten entsprechen, wie z. B. ta, welches groß, Größe, groß machen, groß sein bedeutet;[1]) oder sie können mit dem verglichen werden, was Sanskritwurzeln sein würden, wenn man sie so, wie sie in den Wörterbüchern stehn, ohne irgend eine Biegung, brauchen wollte. In der Geberdensprache scheint kein Unterschied zwischen dem Adjectiv, dem dazu gehörigen Adverb, dem Substantiv und dem Verbum. Um z. B. zu sagen, „die Birne ist grün", ißt das taubstume Kind zuerst eine eingebildete Birne, und indem es dann den Rücken der flachen linken Hand als Erdboden benutzt, läßt es an deren Rande die Finger der rechten Hand als Grashalme emporwachsen. Wir könnten diese Zeichen übersetzen „Birn-Gras"; aber sie haben ein ebenso gutes Recht, als Verba betrachtet zu werden, denn sie sind Zeichen für: in einer besondern Weise essen und wachsen.

Wir brauchen nicht zu den asiatischen Sprachen Zuflucht zu nehmen, um Analogien dieser Art mit der Geberdensprache zu finden. Das Substantiv-Adjectiv ist im Englischen und in der That auch in den meisten andern Sprachen häufig genug. In Zusammensetzungen wie Apfel-Schimmel, Löffel-Gans, Eisen-Stein, Feder-Gras sehen wir das Substantiv zum Ausdruck einer Eigenschaft gebraucht, die es auszeichnet. Die englische Sprache, die, indem sie die Biegung aufgiebt und deren Geschäft der Syntax überläßt, sich der chinesischen stark nähert, hat in bedeutendem Maße einen

---

[1]) Endlicher, Chin. Gramm.; Wien, 1845, S. 168.

Concretismus entwickelt, welcher demjenigen des Chinesen gleicht, der das nämliche Wort für „Stock" und „mit einem Stocke schlagen" dienen läßt, oder dem des Taubstummen, dessen Zeichen für „Butter" und „mit Butter streichen" das nämliche ist, nämlich die Geberde, als streiche er mit dem Finger Butter auf der flachen Hand. So braucht der Engländer butter zugleich für „Butter" und „mit Butter streichen", cudgel für „Prügel" und „prügeln", oil für „Oel" und „einölen", pepper für „Pfeffer" und „pfeffern" u. s. w., wo ein Wort Handlung und Werkzeug einschließt und dieses Wort, welches ein Substantiv, als die Wurzel oder rohe Form eines Verbums behandelt wird. Derartige Ausdrücke sind ebensogut Concretismen, Bilderworte, Geberdenworte, wie des Taubstummen einziges Zeichen für „Butter" und „Butterstreichen". Diese Wörter zu scheiden und zu sagen, es giebt ein butter, ein Nennwort, und ein anderes butter, ein Zeitwort, mag für das Wörterbuch schicklich sein; aber zu behaupten, es sei ein wirklicher Unterschied zwischen diesen Wörtern, ist ebenso eine bloße grammatikalische Gaukelei, als wenn man sagt, das englische Nennwort man (Mensch) hat einen Nominativ man, und einen Accusativ, der auch man ist, und was dergleichen mehr das wunderliche System bietet, nach welchem man neuen Wein auf alte Flaschen füllt und den Organismus einer lebendigen Sprache in einen todten Rahmen zwängt, der gewöhnlich als englische Grammatik gelehrt wird.

Die Zurückführung der Substantive auf eine Zeitwortwurzel in den aryanischen Sprachen und anderwärts steht völlig im Einklange mit dem Geiste der Geberdensprache. So z. B. ist das Pferd das Wiehernde; Stein ist, was steht; Wasser ist, was wogt, wallt; die Maus ist der Stehler; ein Zeitalter ist, was vorwärts geht; das Ruder ist, was gehen macht; die Schlange ist das Kriechende, u. s. w.; das heißt denn, die Etymologie dieser Worte führt uns zurück auf die Handlungen des Wieherns, Stehens, Wallens, Stehlens u. s. w. Auch der Taubstumme Kruse sagt uns, daß

für den Stummen, der kein anderes Communicationsmittel als Zeichen hat, „der Vogel ist, was fliegt, der Fisch, was schwimmt, die Pflanze, was aus der Erde sproßt."[1]) Man kann sagen, daß Handlung und Form als Ergebniß der Handlung die Grundlage desjenigen Theils der Geberdensprache bilden, der sich damit beschäftigt, dem Geiste anzudeuten, was er ihm nicht in Wirklichkeit vorführt. Obwohl jedoch in der Bildung der Geberdenzeichen und Wörter rücksichtlich des Princips so große Aehnlichkeit ist, so herrscht doch keine allgemeine Uebereinstimmung in der besondern Idee, die gewählt wird, um darnach einen Gegenstand in den beiden Aeußerungsarten zu nennen.

Was sodann die Syntax der Geberdensprache anlangt, so ist es kaum möglich, sie mit derjenigen der Sprachen, welche Wortbiegung haben, zu vergleichen, wie die lateinische, welche die Form der Wörter ändern kann, um ihr Verhältniß zu einander auszudrücken. Mit der chinesischen und andern Sprachen Ostasiens, desgleichen mit der englischen und französischen, welche die Biegung abgeworfen haben, läßt sie sich allenfalls vergleichen, obwohl alle diese Sprachen mindestens grammatikalische Partikeln brauchen, welche nichts ihnen Entsprechendes in der Geberdensprache haben. Nun ist bemerkenswerth, in welchem Grade Chinesisch und Englisch darin übereinstimmen, gerade das zu thun, was die Geberdensprache nicht thut. Beide stellen das Attribut vor das Subject, pe ma, „weißes Pferd"; sching dschin, „heiliger Mann"; beide stellen die Handlung vor das Object, ngo ta ni, „ich schlage dich"; tien sang iu, „der Himmel vernichtet mich". Das häufige Verfahren der Geberdensprache, das Modificirende nach dem Modificirten zu stellen, ist sowohl der chinesischen als der englischen Construction entgegengesetzt, wie obige Beispiele zeigen; und selbst wo der Antagonismus nicht so entschieden ist und der Taubstumme ebensogut in Zeichen

---

[1]) Kruse, S. 53.

sagt „Knabe Ball warf“, als „Ball warf Knabe“, waltet doch noch ein wichtiger Unterschied. „Es scheint“, sagt Steinthal, „daß die Rede des Chinesen dem Schlusse zueilt und das Ende auffällig hervorhebt. In der beschriebenen Stellung der drei Redeverhältnisse steht das wichtigere Glied zuletzt.“ [1]) Ein entschiedenerer Widerspruch des Hauptgrundsatzes der Geberdensyntax hätte kaum in Worten formulirt werden können.

Die Theorie, daß die Geberdensprache die Ursprache des Menschen gewesen und daß die Rede später gekommen, ist bereits erwähnt worden. Es fehlt uns an der Grundlage, worauf sich eine solche Theorie bauen ließe; indeß giebt es einige auf den Gegenstand bezügliche Fragen, die wohl der Untersuchung werth sind. Bevor ich dies thue, wird es jedoch gut sein, den Anspruch der Geberdensprache, als ein von der Rede unabhängiges Aeußerungsmittel betrachtet zu werden, etwas genauer anzusehen.

Zunächst ist zu bemerken, daß eine absolute Trennung zwischen den beiden Dingen im Bereiche unserer Erfahrung nicht zu finden ist. Spricht auch der Taubstumme nicht selbst, so weiß er doch das Meiste, was er weiß, nur mittels der Rede, denn er lernt aus den Geberden seiner Eltern und Gefährten, was sie durch Worte lernten. Wir sprechen conventionell vom ununterrichteten Taubstummen, aber jedes taubstumme Kind wird mehr oder weniger dadurch unterrichtet, daß es unter redenden Personen lebt, und dieser Unterricht beginnt in der Wiege. Andrerseits gelangt kein Kind unabhängig von der Geberdensprache zur Rede, denn die Sprache wird zum großen Theil zuerst mit Hilfe solcher Geberden wie zeigen, nicken u. s. w. gelehrt.

Ehedem, als die geistige Fähigkeit der Taubstummen wenig gekannt war, glaubten die Griechen, sie seien der Erziehung unfähig, weil ihnen das Gehör, der Sinn des Unter-

---

[1]) Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues; Berlin, 1860, S. 114 2c.

richts, mangelte. Mit dieser Ansicht stimmt auch die Verwirrung völlig überein, welche allenthalben in der Sprache herrscht zwischen geistiger Dummheit und Taubheit, Stummheit und selbst Blindheit. Surdus bedeutet „taub" und desgleichen „dumm"; eine hohle Nuß ist eine taube Nuß; *κωφός* heißt stumm, taub, dumm. Wie „sprachlos" (infans, *νήπιος*, wobei auch an das deutsche unmündig zu erinnern) ein natürlicher Ausdrück für ein Kind ist, so wird in ähnlicher Weise stumm im Altdeutschen (tump, tumb) ein gewöhnliches Wort für jung, leichtsinnig, gedankenlos, bis endlich „Stumme und Weise" nichts andres mehr bedeutet als „Jünglinge und erwachsene Männer," wie z. B. wo beim Turnier mancher Stoß gehört wird von Weisen und Stummen und das Brechen der Lanzen gen Himmel schallt:

„Von wisen und von tumben man horte manegen stoz,
Da der schefte brechen gein der hoehe doz." [1])

Selbst Kant tritt für die Ansicht ein, über die, sollte man meinen, ein jeder der jemals das Innere eines Taubstummeninstituts besucht hat, erstaunen müßte, nämlich daß ein geborner Taubstummer nie zu mehr als einem Analogon der Vernunft gelangen könne.[2])

Aus dem Zeugnisse der Lehrer der Taubstummen geht hervor, daß dieselben, so lange sie ohne Unterricht bleiben oder doch nur die geringe Unterweisung erhalten, die ihnen durch die Zeichen ihrer Angehörigen und Freunde zu Theil werden kann, nur eines sehr beschränkten Denkens fähig sind; immerhin aber ist es menschliches Denken, und sobald sie regelmäßig unterrichtet worden und Lesen und Schreiben gelernt haben, vermag ihr Geist die Durchschnittsbildung derjenigen zu erlangen, die von Kindheit auf der Rede fähig waren. Selbst auf einer niedrigen Bildungsstufe scheint der Taubstumme allgemeine Ideen zu begreifen, denn wenn er ein Zei-

---

[1]) Nibel. Not, 37.

[2]) Kant, Anthropologie; Königsb., 1798, S. 49. Schmalz, S. 46.

chen für irgend etwas erfindet, wendet er es auf alle andern Dinge der nämlichen Classe an, und desgleichen kann er in einer gewissen Weise abstrakte Ideen bilden oder er weiß zum wenigsten, daß es eine Eigenschaft giebt, in welcher Schnee und Milch übereinstimmen und kann fortfahren, andre weiße Dinge, wie z. B. den Mond und Kalktünche, seiner Liste beizufügen. Er kann einen Satz aufstellen, denn er kann uns verständlich machen und wir können ihm verständlich machen, daß „dieser Mann alt, jener Mann jung ist." Auch scheint er nicht unfähig, in einer Art Syllogismus zu räsonniren, selbst wenn er kein anderes Communicationsmittel als die Geberdensprache hat, und sobald er den Satz lesen gelernt hat, „Alle Menschen sind sterblich, Johann ist ein Mensch, folglich ist Johann sterblich," so wird er sicherlich durch jedes in seiner Macht stehende Erläuterungsmittel zeigen, daß er das Argument vollkommen begreift.

Es liegen umständliche Zeugnisse vor bezüglich des geistigen Zustandes der Taubstummen, die keine Erziehung außer derjenigen gehabt hatten, die sich blos durch den Aufenthalt unter redenden Leuten erlangen ließ. So gab z. B. Massieu, des Abbé Sicard berühmter Schüler, eine Schilderung seines ungebildeten Zustandes, soweit er sich dessen zu erinnern vermochte. Er liebte seine Eltern sehr und machte sich ihnen durch Zeichen verständlich. Es waren sechs taubstumme Kinder in der Familie, drei Knaben und drei Mädchen. „Ich blieb daheim", sagt er, „bis ich dreizehn Jahr und neun Monat alt war, und empfing nicht den geringsten Unterricht; ich hatte Dunkelheit für die Wissenschaften (j'avais ténèbres pour les lettres). Ich drückte meine Gedanken durch Handzeichen oder Geberde aus. Die Zeichen, deren ich mich damals bediente, um meine Gedanken meinen Verwandten und Geschwistern mitzutheilen, waren sehr verschieden von denen der unterrichteten Taubstummen. Fremde verstanden uns niemals, wenn wir ihnen unsre Gedanken durch Zeichen ausdrückten, aber die Nachbarn verstanden uns." Er hatte

Acht auf Ochsen, Pferde, Pflanzen, Häuser u. s. w. und erinnerte sich daran, wenn er sie gesehn hatte. Er wünschte lesen und schreiben zu lernen und mit den andern Kindern in die Schule zu gehen, erhielt aber keine Erlaubniß; daher ging er nach der Schule und bat durch Zeichen, im Lesen und Schreiben unterrichtet zu werden, aber der Lehrer verweigerte es barsch und wies ihn aus der Schule hinweg. Sein Vater ließ ihn im Gebet mit den Andern knieen und er ahmte ihr Händefalten und die Bewegung ihrer Lippen nach, dachte aber (wie es andre taubstumme Kinder auch gethan), daß sie den Himmel verehrten. „Ich kannte die Zahlen", sagt er, „vor meinem Unterricht, meine Finger hatten mich sie gelehrt. Ich kannte die Ziffern nicht; ich zählte an meinen Fingern und wenn die Zahl über zehn war, machte ich Kerben in ein Stück Holz." Wenn er gefragt wurde, was er glaube, daß die Leute thäten, wenn sie einander ansähen und die Lippen bewegten, antwortete er, er glaube sie drückten Gedanken aus, und auf die Frage, warum er dies glaube, erwiederte er, er erinnere sich, daß Leute über ihn mit seinem Vater gesprochen und daß darauf sein Vater ihm Strafe angedroht habe. [1])

Kruse erzählt einen sehr merkwürdigen Fall von einem nicht unterrichteten taubstummen Knaben. Er wurde im Jahr 1805 von der Polizei in Prag umherirrend gefunden. Er konnte sich nicht verständlich machen und da man nichts aus ihm herauszubringen vermochte, schickte man ihn ins Taubstummeninstitut, wo er unterrichtet wurde. Als er soweit gebildet war, um genaue Antworten auf vorgelegte Fragen ertheilen zu können, gab er eine Schilderung dessen, was ihm von seinem Leben vor seiner Ankunft im Institut erinnerlich war. Sein Vater, sagte er, hätte eine Mühle, und von dieser Mühle, vom Hausgeräth und von der Umgegend gab er eine genaue Beschreibung. Ausführlich erzählte er von seinem Leben dort, wie seine Mutter und Schwester starben, sein

---

[1]) Sicard, Théorie, vol. II. p. 632 etc.

Vater wieder heirathete, seine Stiefmutter ihn mishandelte und er davon lief. Er kannte weder seinen eigenen Namen noch den Namen der Mühle, wußte aber, daß sie von Prag gegen Morgen lag. Man stellte Nachforschung an und die Angaben des Knaben bestätigten sich. Die Polizei fand seine Heimath, gab ihm seinen Namen und sicherte ihm sein Erbtheil. [1])

Selbst Laura Bridgman, die sowohl blind als taubstumm war, drückte ihre Gefühle durch die Zeichen aus, deren wir uns alle bedienen, obwohl sie dieselben nie hatte machen sehn und nicht sagen konnte, daß die Anwesenden sie bemerken konnten. Vor Freude stampfte sie und beim Gedanken an ein kaltes Bad schauderte sie. Wenn sie erstaunt war, preßte sie ihre Lippen vor und hielt ihre Hände mit weitgespreizten Fingern empor; und man sah sie „sich auf die Lippen beißen mit einer Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln nach oben, wenn sie schelmisch der Schilderung eines possirlichen Unfalls lauschte, ganz wie es lebhafte Personen unter uns thun würden." Wenn sie von jemand sprach, zeigte sie nach dem Orte, wo die Person gesessen, als sie das letzte Mal mit ihr gesprochen hatte und wo sie dieselbe noch glaubte. [2])

Obwohl uns indeß die Taubstummen deutlich beweisen, daß ein Mensch menschlich zu denken vermag ohne sprechen zu können, so beweisen sie uns doch keineswegs, daß er ohne irgend ein Mittel physischer Kundgebung denken könne. Sie sind geeignet, das Gegentheil zu beweisen. Ueber diesen Gegenstand können wir mit Vortheil den beredten Ausspruch eines deutschen Professors lesen, da die Stelle, obwohl transcendental, doch in so klaren Ausdrücken abgefaßt ist, daß wir beinahe glauben dürfen sie zu verstehen.

„Hierin liegt die Nothwendigkeit der Aeußerung, der Darstellung des Gedankens. Der Gedanke ist für den Denkenden selbst nicht gegenwärtig, bis er ihn außer sich gesetzt hat. Der

---

[1]) Kruse, S. 54.

[2]) Lieber, On the Vocal Sounds of Laura Bridgman, in Smithsonian Contrib., vol. II; Washington, 1851.

Mensch, als ein mit Sinn und Geist begabtes Individuum, gelangt zuerst zum Gedanken und gleichzeitig zum Selbstbewußtsein, indem er den Inhalt seines Geistes äußert, und in dieser freien Production kommt er zur Kenntniß seiner selbst, zum Gedanken seines „Ich". Er kommt zuerst zu sich selbst indem er sich äußert." [1])

Dieser Ansicht wird durch das, was wir von der ersten Dämmerung des Gedankens bei den Taubstummen wissen, nicht widersprochen, sie wird dadurch vielmehr bis zu einem gewissen Grade unterstützt. Aber wir müssen das Wort „Aeußerung" in seinem weitern Sinne nehmen, insofern man nicht, wie es Heyse zu thun scheint, allein Rede darunter versteht, sondern alle Mittel, wodurch ein Mensch seine Gedanken ausdrücken kann. Mensch ist wesentlich, was die Ableitung seines Namens unter unserer aryanischen Rasse angiebt, nicht „der Sprechende", sondern derjenige, der denkt, der meint.

Die Ansicht des Taubstummen Kruse über die Entwickelung des Denkens unter seiner eigenen Classe, nämlich durch und gemeinschaftlich mit Geberdenzeichen, ist schon angeführt worden; wie nämlich die Eigenschaften, die für ihn einen Unterschied zwischen einem Dinge und einem andern machen, zugleich, während er Gegenstände und Handlungen in der Luft mit Händen, Fingern und Geberden nachahmt, passende Zeichen werden, die ihm als Mittel dienen, um Ideen in seinem Geiste zu fixiren und sie ins Gedächtniß zurückzurufen, und daß er solchergestalt sich selbst Zeichen schaffe die, wie dürftig und unvollkommen sie auch sein mögen, doch dazu dienen, für den Gedanken eine Bahn zu öffnen; und diese Gedanken und Zeichen entwickeln sich weiter und weiter. Sehr ähnlich ist Prof. Steinthals Ansicht, welche einigermaßen mit Heyses Theorie von der Manifestation des Ich übereinstimmt, aber der „Aeußerung" eine weitere Definition giebt. Der Mensch, „selbst

---

[1]) Heyse, System der Sprachwissenschaft; Berlin, 1856, S. 39.

wenn er keine Schallwahrnehmung hat, kann doch durch einen andern Sinn dasjenige sich offenbaren, was in seiner sinnlichen Gewißheit enthalten ist, kann einen Gegenstand außer sich setzen und sich, sein Ich, als etwas Bleibendes und Universales von dem trennen, was transitorisch und particular ist, selbst wenn er nicht sofort dies universale Etwas in der Form des Ich begreift." Nachdem der nämliche Autor gesagt, daß Geist und Sprache sich miteinander entwickeln, daß der Geist nicht ursprünglich Sprache macht, sondern daß er Sprache ist; daß Sprache sich im Geiste bildet oder daß Geist sich in Sprache bildet, erörtert er diese Behauptungen des Nähern. „Wir erkennen das Sprachvermögen nicht sowohl im Schalle, als in dem inneren Prozesse. Daß dieser aber im Taubstummen vor sich geht, ist eben so gewiß, als er ein menschliches Wesen ist, Fleisch von menschlichem Fleische und Geist vom unendlichen Geiste. Nur geht er in ihm in etwas verschiedener Form vor sich," u. s. w. [1])

Ob der menschliche Geist überhaupt fähig sein möge, irgend eine seiner besondern menschlichen Functionen ohne jedes Aeußerungsmittel zu verrichten, oder nicht, jedenfalls müssen wir Alle zugeben, daß er ohne ein solches nur sehr wenig vorgeschritten sein, daß er eben nur die Linie überschritten haben könnte, die das Thier vom Menschen trennt. Alle Erfahrung beweist, daß die Geistesfähigkeiten und der Ideenvorrath derjenigen menschlichen Wesen, die nur unvollkommene Aeußerungsmittel besitzen, nach Verhältniß dieser Mittel unvollkommen und dürftig sind. Die Weise, in welcher wir solche Personen ihre Gedanken mit der Aeußerung, die ihnen die bequemste ist, begleiten sehn können, zeigt, bis zu welch hohem Grade das Denken ein „mit sich selbst reden" ist. Die Taubstummen gesticuliren, wie sie denken. Laura Bridgman's Finger arbeiteten, indem sie die Anfangsbewegungen zu Buch-

---

[1]) Steinthal, Spr. der T., S. 907, 909.

staben des Fingeralphabets machten, nicht blos während ihres wachen Denkens, sondern selbst in ihren Träumen.

Geredete Sprache ist, obwohl keineswegs das ausschließliche Medium des Gedankens und Ausdrucks, unzweifelhaft das beste. In Ermangelung derselben kann es uns nur mittels eines Surrogates derselben, nämlich der Buchstabenschrift, gelingen, dem Geiste der Taubstummen eine mehr als sehr geringe Entwickelung zu geben; und sie verbinden natürlich den Begriff direct mit dem geschriebenen Worte, nicht, wie wir thun, die Schrift mit dem Klange und dann den Klang mit dem Begriffe. Wenn sie in Schrift denken, wie sie häufig thun, muß das Bild der geschriebenen Worte, welche ihren Ideen entsprechen, vor ihrem geistigen Auge erscheinen. Die Deutschen, welche das System, Taubstumme articuliren zu lehren, stark verfechten, sind der Ansicht, daß die Fähigkeit, Ideen mit wirklichen oder eingebildeten Bewegungen der Sprachorgane zu verbinden, eine ungeheure Steigerung geistiger Befähigung gewähre, doch bin ich geneigt, dies für ziemlich übertrieben zu halten. Heinicke schildert die Resultate des Unterrichts seiner Schüler im Articuliren, ihre Freude, auf diese neue Art ihre Gedanken mittheilen zu können, und die gesteigerte Intelligenz, die sich im Ausdrucke ihrer Gesichter zeigte. Sobald, sagt er, der Taubstummgeborne hinreichend unterrichtet ist, um den Vorrath seiner Begriffe durch die Fähigkeit, sie zu nennen, vermehren zu können, beginnt er laut im Schlafe zu sprechen und wenn dies geschieht, zeigt es, daß die Fähigkeit, in Worten zu denken, Wurzel geschlagen hat.[1]) Heinicke war indeß ein Enthusiast für sein Lehrsystem, und in der Praxis wird man, glaub' ich, allgemein finden, das Articulation die Geberdenzeichen und die geschriebene Sprache als Gedankenmedium nicht verdrängt; und sicherlich geben Taubstumme, die sprechen können, der Zeichensprache behufs praktischer Anwendung unter einander den Vorzug. Taubstummen-

---

[1]) Heinicke, S. 103 2c.

lehrer in England und America scheinen sich allgemein dahin entschieden zu haben, daß bei gewöhnlichen Schülern die Articulation der Zeit und Mühe nicht werth ist, die sie kostet, und sie wenden sie nur wenig an. Natürlich stellt niemand in Abrede, daß es wünschenswerth sei, die Kinder sprechen und von den Lippen lesen zu lehren, besonders wenn die Taubheit keine totale ist; es ist jedoch die Frage, ob es der Mühe lohnt, einen großen Theil des Unterrichts weniger Jahre, der den ärmern Schülern ertheilt wird, diesem Gegenstande zu widmen. In Deutschland behauptet man, ein Mangel des natürlichen Gebrauchs der Lungen unterstütze die Anlage zur Schwindsucht, die sehr gewöhnlich unter den Taubstummen ist, und der Unterricht im Articuliren wirke diesem Uebel entgegen. Dies klingt wahrscheinlich genug, obwohl ich, selbst bei Schmalz, keine genügenden Bejspiele zum Beweis finde; jedenfalls aber sollte man die Taubstummen aufmuntern, die Lungen bei ihren Spielen durch Schreien zu üben, was sie von Natur thuen.

Es ist vollkommen klar, daß der Verlust des Gehörs und der Sprache ein Verlust für den Geist ist, den kein Ersatzmittel völlig ausgleichen kann. Kinder, die sprechen gelernt haben und hernach taub geworden sind, verlieren die Fähigkeit, in innerlicher Sprache zu denken und werden in allen Stücken denjenigen ganz gleich, die überhaupt nie hören konnten, es sei denn, daß man große Mühe anwendet, ihre Geisteskraft durch andre Mittel zu wahren und zu steigern. „Und solchergestalt verlieren selbst diejenigen, die in einem Alter schwerhörig werden, wo sie bereits ein wenig sprechen können, nach und nach Alles, was sie gelernt haben. Ihre Stimmen verlieren alle Munterkeit und Wohllaut, jeder Tag verwischt ein Wort aus ihrem Gedächtnisse und damit zugleich die Idee, deren Zeichen es war.“ [1])

Geredete Worte scheinen im Geiste der Taubstummen, die

---

[1]) Schmalz, S. 2, 32.

künstlich reden gelernt haben, nur combinirte Bewegungen der Kehle und anderer Lautwerkzeuge zu sein und die Anfangsbewegung, die sie machen, um Worte vor den Geist zu rufen, sind mit einem Kitzeln in der Kehle verglichen worden. Leute, denen ein Sinn mangelt, bilden sich oft eine Aehnlichkeit zwischen ihm und einem der Sinne ein, die sie besitzen. Das bekannte Beispiel von dem Blinden, der sich Scharlach dem Trompetentone gleich dachte, gemahnt an eine Bemerkung Kruse's, daß er, obwohl stocktaub, doch ein sinnliches Gefühl der Musik habe und daß verschiedene Instrumente verschiedene Wirkung auf ihn üben. Musikalische Töne scheinen nach seiner Empfindung große Analogie mit Farben zu haben. Der Schall der Trompete ist gelb für ihn, der Schall der Trommel roth; während die Töne der Orgel grün, die der Baßgeige blau sind u. s. w. Solche Vergleichungen beschränken sich allerdings nicht auf Diejenigen, deren Sinne unvollständig sind. Die Sprache zeigt deutlich, daß die Menschen im Allgemeinen ein starkes Gefühl solcher Analogien unter den Eindrücken der verschiedenen Sinne haben. Solche Ausdrücke wie „schreiend roth“ und das englische „loud“ (laut), auf Farben und Muster angewendet, sind naheliegende Beispiele von Analogien, die ihre Wurzeln sehr tief im menschlichen Geiste haben.

Es ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, der auf das Problem vom Ursprunge der Sprache Bezug hat, daß selbst Stummgeborne, die nie ein Wort sprechen hörten, aus eigenem Antriebe und ohne Lehre mehr oder minder articulirte Laute hervorbringen, mit denen sie eine bestimmte Bedeutung verbinden und die sie, wenn einmal gemacht, in der Folge stets im nämlichen Sinne anwenden. Obwohl diese Laute oft fähig sind, mit unsern gewöhnlichen Alphabeten mehr oder weniger genau niedergeschrieben zu werden, so kann doch ihre Wirkung auf diejenigen, die sie hervorbringen, natürlich nichts mit dem Gehörsinne zu thun haben, sondern muß nur in besonderer

Art des Athmens, verbunden mit besonderen Stellungen der Stimmorgane bestehen.

Teuscher, ein Taubstummer, dessen Geist durch Erziehung zu einem bedeutenden Grade entwickelt war, hat berichtet, daß er in seinem ungebildeten Zustande bereits die Laute entdeckt hatte, die innig verschmolzen mit seiner Empfindungsweise waren. So hatte er als Kind einen besondern Laut verknüpft mit Personen die er liebte, mit seinen Eltern, Brüdern und Schwestern, mit Thieren und Dingen, für die er keine Zeichen hatte (wie Wasser); und er rief jede Person, die er wünschte, mit der nämlichen unveränderten Stimme.[1]) Heinicke giebt einige merkwürdige Beispiele, die wir, denk' ich, als in gutem Glauben gegeben aufnehmen können, obwohl mit dem Vorbehalte, daß er unter dem Einflusse seiner starken Parteilichkeit für Articulation als Erziehungsmittel der Taubstummen, diesen Lauten eine Bestimmtheit in der Schrift gegeben haben möge, die sie nicht wirklich besaßen. Hier folgen einige seiner Bemerkungen: — Alle Stummen entdecken für sich selbst Worte für verschiedene Dinge. Unter mehr als fünfzig, die ich zum Theil unterrichtet oder mit denen ich bekannt gewesen, war nicht einer, der nicht wenigstens einige gesprochene Namen geäußert hätte, die er selbst entdeckt hatte, und manche waren sehr deutlich und bestimmt. Ich hatte in meinem Unterrichte einen neunzehnjährigen gebornen Taubstummen, welcher früher viele schreibbare Worte für Dinge erfunden hatte und manche waren drei, vier und sechs Sylben lang." Er nannte z. B. essen „mumm", trinken „schipp", ein Kind „Tutten", einen Hund „Beyer", Geld „Patten". Er hatte einen Nachbar, der Gewürzkrämer war, und diesen nannte er „Patt", [ein Name, der ohne Zweifel mit seinem Namen für Geld zusammenhing, denn Kaufen und Verkaufen bezeichnen die Taubstummen mit der Geberde des Geldaufzählens]. Des Gewürzkrämers Sohn nannte er durch eine einfache Combination „Pattutten." Für

[1]) Steinthal, Spr. d. T., S. 917.

die beiden ersten Zahlwörter hatte er zwei Ausdrücke: 1, „gä"; 2, „schuppatter". In seiner Sprache bedeutete „riecke": „ich will nicht"; und wenn man ihn zwingen wollte, etwas zu thun, rief er: „naffet riecke schito". Eine Ausrufung, die er brauchte, war „heschbesa", in dem Sinne von „Gott bewahre". [1])

Einige dieser Laute, wie „mumm" und „schipp" für essen und trinken, und vielleicht „Beyer" für den Hund, sind bloße Vocalisationen der Bewegungen des Mundes, die die Taubstummen machen, indem sie die Handlungen des Essens, Trinkens und Bellens in ihrer Geberdensprache nachahmen. Ueberdies ist es etwas Gewöhnliches selbst bei den nicht unterrichteten Taubstummen, einige wenige Worte der von ihren Gesellschaftern geredeten Sprache zu sprechen und zu verstehen. Können sie dieselben auch nicht hören, so ahmen sie doch die Bewegungen der Lippen und Zähne der Sprechenden nach und bringen so eine leidliche Nachahmung der Wörter zu Stande, welche Lippen- und Zahnbuchstaben enthalten, während ihnen die Kehlbuchstaben, deren Hervorbringung sich dem Auge ganz entzieht, nur durch eigentlichen Unterricht und auch dann nur mit Schwierigkeit und unvollkommen mitgetheilt werden können. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß, wenn man die Taubstummen in articulirter Sprache reden lehrt, dies nur durch Entwickelung und Systematisirung der Lippen-Nachahmung geschieht, die ihnen natürlich ist. Als Beispiele der Fähigkeit, welche Taubstumme besitzen, Worte durch den Anblick ohne allen regelmäßigen Unterricht zu lernen, mögen die Fälle mitgetheilt werden, die Schmalz von taubstumm gebornen Kindern erwähnt, die auf diese Weise sagen lernten „Papa", „Mama", „Muhme" „Puppe", „Bitte". [2]) Alle Laute in diesen Wörtern sind solche, die von tauben Personen nach dem Anblick nachgeahmt werden können.

Eine außerordentliche Geschichte dieser Art erzählt Esch-

---

[1]) Heinicke, S. 137 ꝛc.

[2]) Schmalz, S. 216, a.

wege, der ein berühmter wissenschaftlicher Reisender war und dem die Verantwortlichkeit für die Wahrheit der Erzählung überlassen bleiben muß. Die Scene ist an einen Ort im Innern Brasiliens gelegt, wo er während einer Reise rastete, und sein Bericht lautet wie folgt: „Ich war den Rest des Tages mit Wachteljagd beschäftigt, sowie mit philosophischen Betrachtungen über einen etwa dreizehnjährigen taubstummen und blödsinnigen Negerknaben mit einem Wasserkopfe, auf den nichts einen Eindruck machte ausgenommen das Krähen eines Hahnes, dessen Stimme er täuschend nachahmen konnte. Genau wie man Taubstumme sprechen lehrt, hatte dieser Thiermensch, durch Beobachtung und Nachahmung der Bewegungen des Halses und der Zunge des Hahns mit der Zeit krähen gelernt, und dies schien das einzige Vergnügen zu sein, welches er außer der Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse hatte. Er lag den größten Theil des Tages splintfasernackt am Boden und krähte wie um die Wette mit dem Hahne". [1])

Was das von Heinicke mitgetheilte Verzeichniß von Wörtern anlangt, so scheint es nicht leicht, auch nur eines derselben für Lippennachahmung gelten zu lassen, ausgenommen etwa „heschbefa", „Gott bewahre"! worin befa eine Nachahmung von bewahre sein kann. Es bleiben sodann verschiedene articulirte Laute übrig, wie „Patten", Geld, „Tutten", Kind, 2c., die als wirkliche Worte gebraucht worden zu sein scheinen, bezüglich deren es aber unmöglich scheint zu sagen, warum der stumme Knabe sie wählte, um die Bedeutung, die er ihnen gab, auszudrücken.

Die von Laura Bridgman gebrauchten Laute sind von großem Interesse des Umstands wegen, daß sie, die sowohl blind als taubstumm war, nicht einmal Worte durch Beobachtung der Redenden nachgeahmt haben konnte. Dennoch äußerte sie Laute, wie „ho-o-ph-ph" als Ausdruck der Verwunderung, und eine Art Kichern oder Grunzen als Ausdruck des Behagens.

---

[1]) Eschwege, Brasilien; Braunschweig, 1830, Th. I. S. 59.

Wenn sie sich nicht anrühren lassen wollte, sagte sie: f! Ihre Lehrer pflegten sie vom Hervorbringen inarticulirter Laute abzuhalten, aber sie empfand ein starkes Verlangen, sie hervorzubringen und schloß sich bisweilen ein, um nach Herzenslust in Tönen zu schwelgen. Sie übte diese Fähigkeit hauptsächlich, indem sie Personen, die sie kannte, Namenlaute, wie man es nennen könnte, ertheilte und die sie vernehmen ließ, wenn die Personen, denen sie sie gegeben hatte, ihr nahe kamen, oder wenn sie dieselben zu finden wünschte, oder auch wenn sie an sie dachte. Sie hatte wohl fünfzig oder sechzig dieser Namenlaute gemacht, von denen manche aufgeschrieben worden sind, wie fu, tu, pa, fif, pig, ts; viele derselben waren jedoch nicht geeignet, auch nur ungefähr durch Buchstaben ausgedrückt zu werden.

Läßt man auch Laura's Laute nicht als wirkliche Worte gelten, immerhin könnte ein Unterschied zwischen den articulirten Lauten, welche die Taubstummen für Kind, Wasser, Essen, Trinken u. s. w. brauchen, und den Worten der gewöhnlichen Sprache nicht leicht gemacht werden, mochten die Taubstummen diese Laute erfinden, oder sie von den Lippen Anderer nachahmen. Stellen wir uns auf die breiteste Grundlage: der bloße Umstand, daß Lehrer solche Kinder, die kein Mittel zur Aeußerung ihrer Gedanken als die Geberdensprache haben, vernehmen und sie lehren können, Worte zu articuliren, dieselben mit Hilfe des Auges, wenn sie von Andern geäußert werden, wieder zu erkennen, sie zu schreiben und sie als Aequivalente für ihre eigenen Geberden zu verstehen, dieser Umstand genügt den Abgrund zu überbrücken, der zwischen der Geberdensprache und mindestens einer rudimentären Form von Wortsprache liegt. Diese beiden Aeußerungsarten sind geeignet, mit mehr oder minder Genauigkeit in einander übersetzt zu werden; und die Wahrscheinlichkeit ist mehr dafür als dagegen, daß eine Aehnlichkeit walten möge zwischen dem Prozesse, durch welchen der menschliche Geist sich zuerst in Worten äußerte, und dem-

jenigen, durch den sich der nämliche Geist noch immer in Geberden äußert.

Wir wenden uns zu einem andern Gegenstande. Es fehlt an Nachweisen, daß der Mensch jemals in Gesellschaft gelebt habe ohne den Gebrauch geredeter Sprache; es giebt jedoch einige Mythen solcher Rassen und überdies sind von bedeutenden neuern Schriftstellern Behauptungen bezüglich eines Mittelzustandes zwischen Geberdensprache und Wortsprache aufgestellt worden, die eine sorgfältige Untersuchung verdienen.

In Aethiopien, jenseit der Wüste, sagt der Geograph Pomponius Mela, wohnen stumme Leute, welche Geberden statt der Sprache gebrauchen, andre, deren Zunge keinen Laut giebt; noch andre ohne Zunge, (muti populi, et quibus pro eloquio nutus est; alii sine sono linguae; alii sine linguis, etc.) [1]) Plinius giebt ziemlich den nämlichen Bericht. Einige der äthiopischen Stämme sollen keine Nasen haben, einige keine Oberlippen, einige keine Zungen. Einige haben statt der Sprache Winke und Geberden, (quibusdam pro sermone nutus motusque membrorum est).[2])

Eine gründliche Erörterung dieser Angaben würde eine Untersuchung über die sämmtlichen Sagen von monstrosen Stämmen erfordern; hier kann jedoch eine aus dem Stegreif versuchte Erklärung genügen. Die häufige Anwendung der Geberdensprache seitens wilder Stämme im Verkehr mit Fremden mag im Zusammenhang stehen mit der sehr gewöhnlichen Ansicht ungebildeter Leute, daß die Rede der Fremden gar keine wirkliche Sprache, sondern nur eine Art inarticulirten Zirpens, Bellens oder Grunzens sei. Vom Gebrauche der Ausdrücke „sprachlos", „zungenlos" im gleichen Sinn wie „Fremder", „Barbar", und vom Geschwätz von Stämmen, die keine Zunge haben (d. i. keine Sprache, no lingo, wie die englischen Matrosen sagen würden,) zu der entschiedenen Behauptung, daß

---

1) Mela, III. 9.
2) Plin. VI. 35.

es Menschenrassen ohne Sprache und ohne Zungen gebe, ist ein ganz dem Geiste der Mythologie entsprechender Uebergang.

In modernen Zeiten hören wir, wenigstens auf Seiten glaubwürdiger Schriftsteller, wenig von stummen Rassen; wohl aber finden wir zahlreiche Berichte über Leute, die sozusagen eine Mittelstellung zwischen den mythischen stummen Völkern und uns einnehmen und eine so unvollkommene Sprache haben, daß sie, selbst wenn sie von ganz gewöhnlichen Dingen reden, Geberden dabei zu Hilfe nehmen müssen. Beginnen wir im letzten Jahrhundert, so berichtet uns Lord Monboddo, ein gewisser Dr. Peter Greenhill habe ihm gesagt, daß es östlich vom Cap Palmas in Africa eine Nation gebe, deren Sprache im Finstern nicht zu verstehen sei und zur Ausgleichung ihrer Mängel der Geberden bedürfe. [1]) Wäre Lord Monboddo die einzige oder die bedeutendste Autorität für Erzählungen dieser Classe, so könnten wir seine mit halber Sprache begabten Menschen seinen menschlichen Affen und geschwänzten Menschen in den Regionen der Mythologie Gesellschaft leisten lassen; man wird jedoch sehn, daß er in dieser Beziehung sich, mit Recht oder Unrecht, in sehr guter Gesellschaft befindet.

Nachdem Spix und Martius bei Gelegenheit ihrer Schilderung der Puris und Coroados Brasiliens bemerkt, daß verschiedene Stämme sich in Zeichen unterreden, und nachdem sie die Schwierigkeit auseinandergesetzt, die sie fanden, indem sie den Leuten durch Zeichen die Gegenstände oder Begriffe angeben wollten, deren dortige Namen sie nicht kannten, sprechen sie sich über die Unvollkommenheit dieser Sprachen und deren Mangel an Biegung oder Construction aus. Um dieselben verständlich zu machen, sagen sie, sind Zeichen mit Hand oder Mund nothwendig. Um zu sagen, „ich will in den Wald

[1]) Lord Monboddo, Origin and Progress of Language, 2nd ed.; Edinburgh, 1774, vol. I. p. 253.

gehen", braucht der Indianer die Worte „Wald-gehen" und spitzt seinen Mund wie einen Rüssel in der Richtung, die er meint. [1]) Auch Frau Pfeiffer besuchte die Puris und sagt, daß sie für „heute", „morgen" und „gestern" nur das Wort „Tag" haben; das Uebrige drücken sie durch Zeichen aus. Für „heute" sagen sie „Tag" und berühren ihren Kopf oder zeigen gerade aufwärts; für „morgen" sagen sie ebenfalls „Tag" und zeigen mit dem Finger vorwärts; und für „gestern" zeigen sie bei dem nämlichen Worte hinter sich. [2])

Indem Mr. Mercer den niedrigen Zustand einiger der Veddahstämme Ceylons beschreibt, sagt er, daß nicht nur ihr Dialect für einen Singhalesen unverständlich ist, sondern daß selbst ihre Mittheilungen unter einander durch Zeichen, Grimassen und Kehllaute gemacht werden, die wenig oder gar keine Aehnlichkeit mit deutlichen Worten oder systematischer Sprache haben. [3])

Dr. Milligan sagt, indem er von der Sprache Tasmaniens und der raschen Veränderung ihrer Dialecte spricht: „Die Gewohnheit der Gesticulation und der Gebrauch von Zeichen, um die Bedeutung einsylbiger Ausdrücke zu ergänzen und den Lauten Kraft, Präcision und Charakter zu geben, übten eine fernere modificirende Wirkung, indem sie Fahrlässigkeit und Schlaffheit der Articulation und zugleich in der Anwendung und Aussprache der Wörter erzeugten". „Zu Mängeln in der Orthoepie gesellten die Ureinwohner Unzulänglichkeiten in der Syntax, denn sie beobachteten keine feste Ordnung der Wörter in ihrem Satzbau, sondern drückten in einer suppletorischen Weise durch Ton, Benehmen und Ge-

---

[1]) Spix und Martius, Reise in Brasilien, München, 1823 ꝛc., Bd. I. S. 385 ꝛc.

[2]) Ida Pfeiffer, Eine Frauenfahrt um die Erde; Wien, 1850, S. 102.

[3]) Sir J. Emerson Tennent, Ceylon, 3rd ed.; London, 1859; vol. II. 441.

berde diejenigen Modificationen der Wortbedeutung aus, die wir durch Modus, Tempus, Numerus ausdrücken, u. s. w." [1])

Capitain Burton macht eine ähnliche Bemerkung über einen Stamm nordamericanischer Indianer. „Diese Eingebornen, die, gleich den Arapahos, sehr arm an Wörtern sind, die sie in beinahe unverständlicher Weise aussprechen, können kaum mit einander im Dunkeln reden; um für einen Fremden verständlich zu sein, müssen sie stets des „pow-wow" wegen zum Lagerfeuer gehen". [2])

Mr. Schoolcraft, dessen Ansicht über die Sache schätzbar gewesen sein würde, wußte von diesem Umstande und setzte ihn mit auf die Liste von Fragen, die von indianischen Agenten zu beantworten u. s. w. Indem er Auskunft über die Sprache eines Stammes verlangt, stellt er die Frage Nr. 345: „Ist Gesticulation wesentlich, um manche ihrer Ausdrücke deutlich zu machen?" [3])

Der Vorrath an Beweismitteln zu Gunsten des Vorhandenseins von Stämmen, deren Sprache ohne die Hilfe der Geberdenzeichen selbst für Dinge von gewöhnlicher Bedeutung sich unvollständig erweist, ist sehr ansehnlich. Die Sache ist in ethnologischer Beziehung wichtig, denn könnte es für bewiesen gelten, daß es wirklich Völker gebe, deren Sprache ohne die Hilfe der Geberde nicht ausreicht um über die gewöhnlichen Gegenstände des alltäglichen Lebens zu sprechen, so würde der Umstand entweder so ziemlich den stärksten Fall von Degeneration nachweisen, den die Geschichte des Menschengeschlechts kennt, oder er würde ein sprechendes Argument zu Gunsten der Theorie liefern, daß die Geberdensprache die ursprüngliche Aeußerungsweise der Menschheit sei, woraus sich die Rede unter verschiedenen Stämmen mehr oder weniger vollkommen entwickelt habe. Aber die Beispiele liefern in keinem Falle

[1]) Milligan, in Papers and Proc. of Roy. Soc. of Tasmania, 1859; vol. III. part II.

[2]) Burton, City of the Saints, p. 151.

[3]) Schoolcraft, part. I. p. 564.

Alles, was erforderlich sein würde, um die Thatsache zu beweisen. Spix und Martius behaupten nicht, der Puri- und Coroado-Sprache völlig mächtig geworden zu sein. Die Coroado-Worte für „morgen" und „übermorgen", nämlich herinanta und hiaó herinanta, machen es unwahrscheinlich, daß ihre Nachbarn, die ziemlich auf gleicher Civilisationsstufe stehenden Puris, keine solchen Worte haben. (Es liegt mir kein Puri-Wörterbuch vor, welches wahrscheinlich die Frage entscheiden würde). Mr. Mercer scheint die gewöhnliche Ansicht der Fremden über die Veddahs angenommen zu haben, aber es ist hierbei wie hinsichtlich vieler anderer Schilderungen wilder Stämme geschehen, nämlich genauere Bekanntschaft hat gezeigt, daß sie mit Unrecht angeklagt worden sind. Mr. Bailey, welcher gute Gelegenheit gehabt hat, sie zu studiren, zeigt, daß sie in Cultur zwar tief stehen, jedoch keineswegs in einer außerordentlichen Weise, und ihrer vermeintlichen Unzulänglichkeit in der Sprache widerspricht er mit der Bemerkung, „mir ist keiner unter ihnen vorgekommen, dem es an hinreichend verständlichen Worten gefehlt hätte, um seine Meinung auszudrücken und zwar nicht blos seinen Kameraden, sondern auch den benachbarten Singhalesen gegenüber, die alle mehr oder weniger mit dem Veddah-Patois vertraut sind."[1]) Dr. Milligan ist, denk' ich, unsre beste Autorität hinsichtlich der Tasmanier und ihrer Sprache, aber er hatte sich in diesem Punkte auf die Auskunft der Eingebornen verlassen, die keineswegs immer zuverlässig ist.[2]) Was endlich Capitain Burton anlangt, so schenkte dieser den westlichen Indianern nur einen

[1]) J. Bailey, in Tr. Eth. Soc.; London, 1863, p. 300.

[2]) Wie wenig man sich auf die Auskunft Eingeborner in Betreff grammatikalischer Structur verlassen darf, zeigt sich in der Schwierigkeit, auf welche man beständig bei Erforschung der Sprachen roher Stämme stößt, von einem Eingebornen ein Substantiv ohne daran gehängtes persönliches Pronomen zu erlangen. So scheinen in Dr. Milligan's Wörterbuche die Ausdrücke puggan nina, nunalmina, die für „Gatte" und „Vater" gegeben werden, in Wahrheit „euer Gatte", „mein Vater" oder etwas Derartiges zu bedeuten.

flüchtigen Besuch und seine Dollmetscher konnten ihm nicht wohl wissenschaftliche Auskunft über einen solchen Gegenstand gegeben haben.

Ein Punkt, wie der in Rede stehende, ist nicht leicht mit vollkommener Bestimmtheit zu erledigen, da ja alle Leute, wilde und civilisirte, mehr oder weniger Zeichen gebrauchen. Wie bereits bemerkt worden, begleiteten viele wilde Stämme ihre Rede in reichem Maße mit Geberden und in der Unterredung mit Fremden werden Geberden und Worte gewöhnlich gemischt, um auszudrücken was gesagt werden soll. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Frau Pfeiffers Wilde die Strafe, als unzulänglich in der Sprache bezeichnet zu werden, keines schlimmern Fehlers wegen erdulden mußten, als daß sie Worte und Zeichen combinirten, um der Dame so deutlich als möglich zu machen, was sie meinten. Aber die Existenz einer ohne Hilfe von Geberdenzeichen selbst für gewöhnliche Zwecke unvollständigen Sprache könnte nur durch das Zeugniß eines gebildeten Mannes bewiesen werden, der so vertraut mit der fraglichen Sprache wäre, um nach entschieden persönlicher Kenntniß sagen zu können, nicht nur was sie vermag, sondern auch was sie nicht vermag, und auf eine so genaue Bekanntschaft mit dem Gegenstande würde wohl keiner der angeführten Schriftsteller Anspruch machen. Handelt es sich um Sprachen, die von sehr niedrigen Rassen, wie die Puris und die Tasmanier, gesprochen werden, so muß die Schwierigkeit, einen solchen Punkt zu entscheiden, sehr groß sein.

Es verknüpft sich mit der Frage ein Punkt von einiger praktischen Bedeutung, nämlich ob Geberden oder Worte sozusagen natürlicher sind. Wenn Zeichen ein leichteres Mittel für Auffassung und Kundgebung der Gedanken sind als Worte, dann müßten Blödsinnige auch Geberden leichter verstehen und brauchen lernen als Wortsprache. Ich habe auf die Frage, ob dem so sei, eine bestimmte Antwort nur von einem einzigen in solchen Dingen competenten Richter zu erlangen vermocht, nämlich von Dr. Scott in Exeter, der mir versichert, daß halb

blödsinnige Kinder, denen man nichts weiter als eben nur die Rudimente der Sprache zu lehren hoffen darf, dennoch fähig sind, eine beträchtliche Menge Kenntnisse mit Hilfe von Zeichen aufzunehmen und mittels derselben auszudrücken. Es ist wohlbekannt, daß eine gewisse Classe Kinder vielmehr aus Verstandesmangel als des fehlenden Gehörsinns wegen stumm sind und auf diese bezieht sich die Bemerkung. [1])

Der Gedanke, das Problem des Ursprungs der Sprache durch wirkliches Experiment zu lösen, muß sehr oft aufgetaucht sein. Es giebt verschiedene Erzählungen, wie ein solches Experiment versucht worden sei; die erste ist Herodots wohlbekannte Erzählung vom ägyptischen König Psammtichus, welcher zwei Kinder durch einen stillschweigenden Wärter aufziehen und von Ziegen säugen ließ. Das erste Wort, welches sie sagten, bekos, bewies natürlich, weil es in der phrygischen Sprache Brod bedeutet, daß die Phrygier die älteste Menschenrasse waren. Es ist eine sehr abgedroschene Bemerkung, daß nichts unbedingt Unglaubliches in dieser Geschichte sei und daß b e k, b e k, ein gutes imitatives Wort für blöcken sei, wie in *βληχάομαι, μηκάομαι*, blöken, meckern ꝛc. Schon der Name Psammitich, der als eine Gliederpuppe für so viele daran drapirte Märchen gedient hat, bringt die historische Glaubwürdigkeit einer solchen Geschichte ins Gedränge. Er sondirt mit einem tausend Faden langen Seile die Nilquellen und findet keinen Grund; er erfüllt die Vorhersagung eines Orakels, indem er eine Libation aus einem ehernen Helme gießt, und eines andern auf Hähne bezüglichen, indem er eine Armee mit Helmbüschen versehener Carier gegen den ägyptischen König Tementhes führt, und er figurirt in der griechischen Version der Geschichte von Aschenbrödels Pantoffel. Es ist interessant zu sehen, wie bereitwillig die Mythologie die Bekos-Sage in die Hand nimmt und sie auf einem neuen Schauplatze zu Tage

---

[1]) S. W. R. Scott, Remarks on the Education of Idiots; London, 1847.

bringt. Miß Goodman sagt: „Eine schottische Dame, die sich im Hause aufhielt, erzählte mir, daß einer der frühen Könige ihres Vaterlandes, welcher die Ursprache zu entdecken trachtete, zwei kleine Kinder auf eine unbewohnte Insel der Hebriden setzte, unter Obhut einer stummen alten Frau", ꝛc.[1])

Die dritte Geschichte wird vom Großmogul Akbar Khan erzählt. Sie wird von Purchas, nur 20 Jahre nach Akbars Tode, erwähnt[2]) und vom Jesuiten Pater Catrou wie folgt erzählt:

„Man kann fürwahr sagen, daß Wissensdurst Akbars vorherrschende Leidenschaft war und seine Neugier veranlaßte ihn, einen sehr seltsamen Versuch anzustellen. Er wünschte sich zu vergewissern, welche Sprache Kinder ohne Unterricht sprechen würden, da er gehört hatte, Hebräisch sei die natürliche Sprache derjenigen, denen keine andere gelehrt worden. Zur Entscheidung der Frage ließ er zwölf Säuglinge in ein Schloß sechs Meilen von Agra einschließen und von zwölf stummen Ammen aufziehen. Ein ebenfalls stummer Pförtner ward angestellt und ihm bei Todesstrafe verboten, die Schloßthür zu öffnen. Als die Kinder zwölf Jahr alt waren [es herrscht in der Geschichte eine entschiedene Vorliebe für das Duodecimalsystem], ließ er sie vor sich bringen und versammelte in seinem Palaste in allen Sprachen erfahrene Männer. Ein Jude, der sich zu Agra befand, sollte urtheilen, ob die Kinder hebräisch sprächen. Es hielt nicht schwer, Araber und Chaldäer in der Hauptstadt zu finden. Anderseits behaupteten die indischen Philosophen, die Kinder würden Hanscrit[3]) sprechen, welche Sprache die Stelle des Lateinischen unter ihnen einnimmt, nur unter den Gelehrten in Gebrauch ist und gelernt wird, um die altindischen philosophischen und

---

[1]) Margaret Goodman, Experiences of an English Sister of Mercy; London 1862, p. 51.

[2]) Purchas, His Pilgrimes; London, 1625—6, vol. V. (1626) p. 516.

[3]) D. i. Sanskrit, nach der persischen Form des Wortes.

theologischen Bücher zu verstehen. Als indeß die Kinder vor dem Kaiser erschienen, war jedermann erstaunt, zu finden, daß sie überhaupt gar keine Sprache redeten. Sie hatten von ihren Ammen ohne Sprache auskommen gelernt und drückten ihre Gedanken nur durch Geberden aus, welche die Stelle der Worte vertraten. Sie waren so wild und so scheu, daß es ein ziemlich mühsames Werk war, sie zu zähmen und ihre Zungen zu lösen, welche sie während ihrer Kindheit kaum gebraucht hatten." [1])

Dieser Erzählung mag möglicherweise etwas Thatsächliches zu Grunde liegen, denn sie stimmt sehr wohl mit dem überein, was man von Akbars rücksichtlosem Charakter und seiner heißen Wißbegier weiß. Zu ihren Gunsten spricht übrigens auch, daß, hätte sie ein Geschichtenerzähler erfunden, dieser sie schwerlich in der vorliegenden Weise zu Ende geführt hätte, denn es würde ihm gewiß als ein lahmer und kraftloser Schluß erschienen sein, daß die Kinder ganz und gar keine Sprache redeten.

---

[1]) Castrou, Hist. Gén. de l'Empire du Mogol; Paris, 1705, p. 259, etc.

Fünftes Capitel.

Bilderschrift und Wortschrift.

Die Kunst, Ereignisse aufzuzeichnen und Botschaften zu senden mittels Bildern, welche die fraglichen Dinge oder Handlungen darstellen, wird Bilderschrift genannt.

Die Bemerkung des Taubstummen, daß die Geberdensprache eine Bildersprache sei, findet ihr Gegenstück in einer Aeußerung Wilhelm von Humboldt's, daß „in der That Geberde, die des Schalles entbehrt, eine Art Schrift sei." Es ist allerdings eine sehr nahe Verwandtschaft zwischen diesen beiden Weisen, Gedanken auszudrücken und mitzutheilen. Geberde kann den Gedanken mit weit größerer Schnelligkeit und Vollkommenheit ausdrücken, als Bilderschrift, aber sie steht der letztern nach, insofern sie die verschiedenen Bestandtheile eines Satzes der Reihe nach, sozusagen im Gänsemarsch, aufstellen muß; durch ein Bild hingegen läßt sich das Ganze eines Ereignisses auf einen Blick und zwar bleibend darstellen, so daß es als Botschaft nach einem fernen Orte oder als Urkunde für eine künftige Zeit dienen kann. Die Nachahmung sichtbarer Eigenschaften als Mittel der Gedankenäußerung ist indeß beiden Methoden gemeinschaftlich und beide gehören ähnlichen Zuständen des menschlichen Geistes an. Beide werden in weit auseinanderliegenden Ländern und Zeiten gefunden und entwickeln sich unter günstigen Umständen von selbst, vor-

ausgesetzt daß ein höheres Mittel zur Befriedigung der nämlichen Bedürfnisse nicht bereits die Stelle eingenommen hat, die sie immerhin nur theilweise und unvollkommen auszufüllen vermögen.

Da eine so große Aehnlichkeit zwischen den Zuständen waltet, welche die Anwendung der Geberdensprache und der Bilderschrift veranlassen, so kann es nicht überraschen, die Eingebornen Nordamericas in der einen so weit vorgeschritten wie in der andern zu finden. Ihre Bilder, wie Schoolcraft und andre Schriftsteller sie gezeichnet und erklärt haben, geben die beste Auskunft, die über die niedrigere Entwickelungsstufe der Kunst zu haben ist. [1])

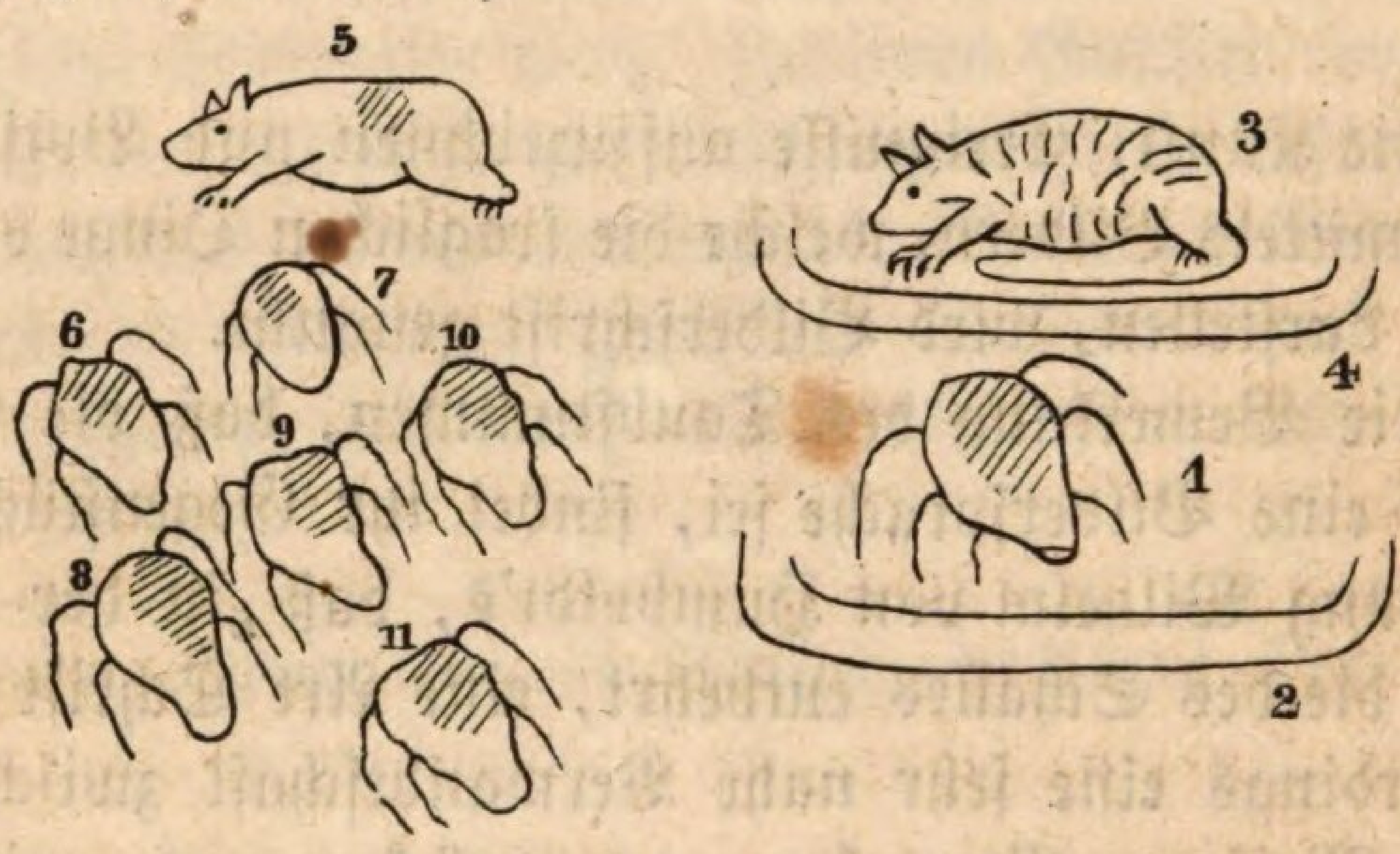


Fig. 2.

Fig. 2 ist eine indianische Aufzeichnung an einem entblößten Fichtenbaum [der Verfasser braucht nicht das entsprechende Wort für entblößt, sondern „blazed“ und fügt folgende Erklärung hinzu: einen Baum „to blaze“ bedeutet, seine Seite mit einer Axt verwunden (blesser), so daß ihn ein deutlich sichtbarer weißer Fleck markirt.] Rechts sind zwei Canoes (2 und 4) mit einer Robbe (1) in dem einen, und einem fabelhaften Thier, bekannt als der Kupferschwanz-Bär (3), in dem andern, links sind ein Bär und sechs Robben; und der Sinn des Bildes ist einfach, daß zwei Jäger, deren Namen

[1]) Die Figuren 2 bis 7 und deren Erklärungen sind entlehnt von Schoolcraft, Thl. I.

oder vielmehr Totems oder Stamm=Namen, „Kupferschwanz=Bär" und „Robbe" waren, in ihren Canoes auf die Jagd gingen und einen Bär und sechs Robben erbeuteten.

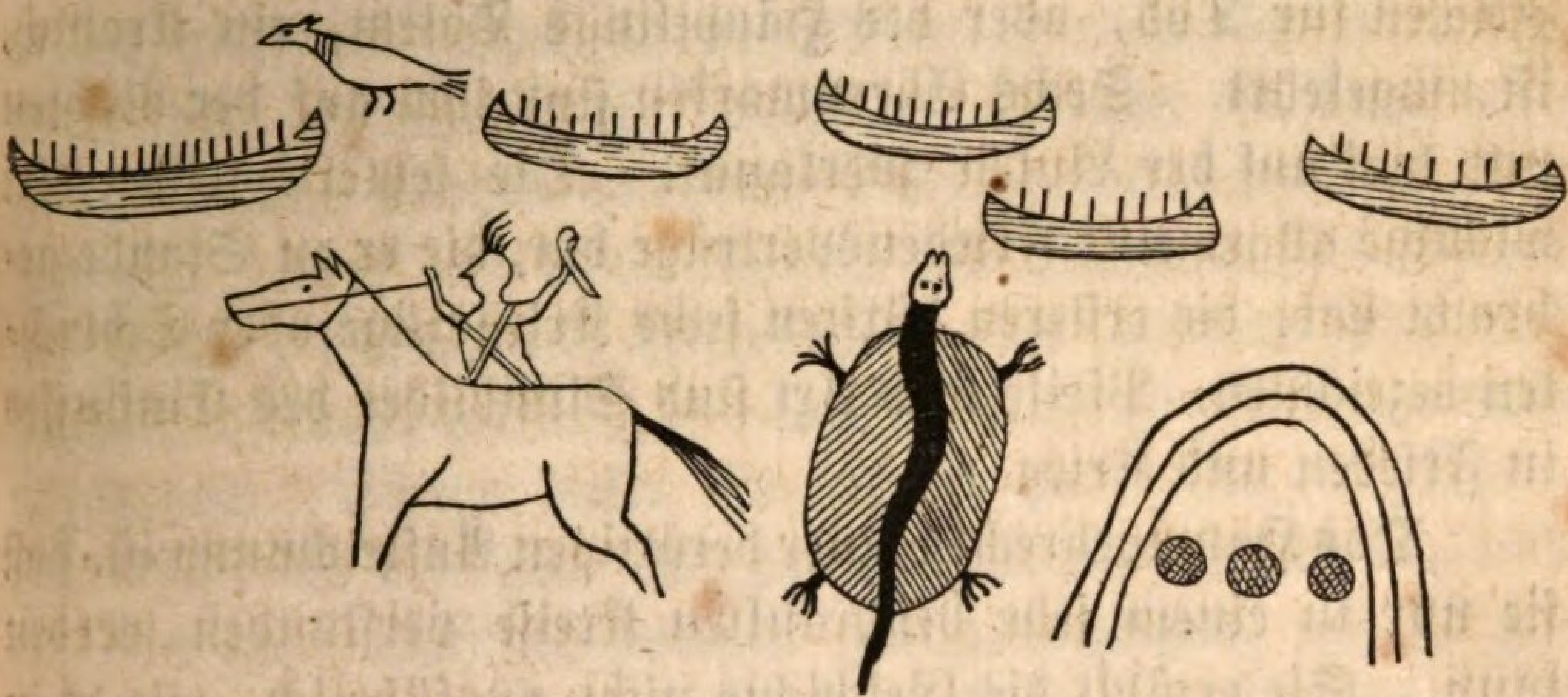


Fig. 3.

Fig. 3 ist ein Bild auf einer Felswand am Gestade des Obern See's und berichtet von einer Expedition über den See, welche Myingun oder „Wolf", ein berühmter indianischer Häuptling, anführte. Die Canoes mit den senkrechten Strichen darin stellen die Stärke der Expedition an Mannschaften und Booten dar, und Wolfs Hauptverbündeter Kischkemunasi, d. h. „Eisvogel", geht im ersten Canoe. Der Bogen mit drei Kreisflächen darunter zeigt, daß drei Sonnen unter dem Himmel waren d. h. daß die Reise drei Tage dauerte. Die Schildkröte scheint die Landung anzudeuten, während die Darstellung des Häuptlings selbst zu Pferde zeigt, daß die Expedition seit der Zeit stattfand, wo Pferde in Canada eingeführt waren.

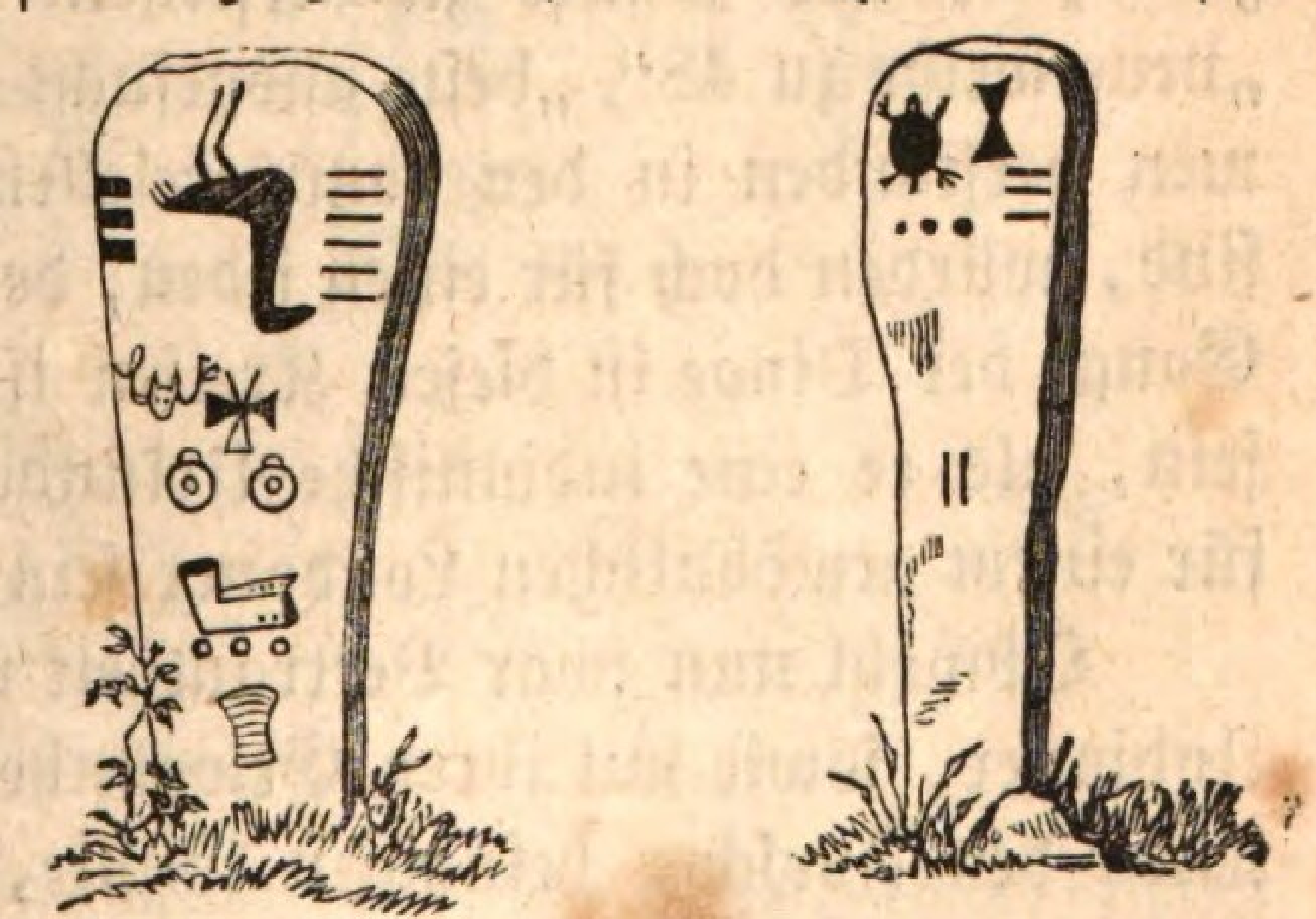


Fig. 4.

Die indianischen Grabsäulen (Fig. 4) erzählen ihre Geschichte in derselben kindlichen Weise. Auf einem ist eine Schildkröte, des todten Krie=

gers Totem, und eine Figur daneben stellt einen Mann ohne Kopf dar, was anzeigt daß er todt ist. Darunter sind seine drei Ehrenmarken. Auf der andern Säule ist kein besonderes Zeichen für Tod, aber des Häuptlings Totem, ein Kranich, ist umgekehrt. Sechs Ehrenmarken sind ihm auf der Rechten und drei auf der Linken zuerkannt. Die letztern stellen drei wichtige allgemeine Friedensverträge dar, die er zu Stande gebracht hat; die ersteren dürften sechs Kriegszüge oder Schlachten bezeichnen. Pfeife und Axt sind Sinnbilder des Einflusses in Frieden und Krieg.

Das Hauptgebrechen einer derartigen Aufzeichnung ist, daß sie nur in einem sehr beschränkten Kreise verstanden werden kann. Sie erzählt die Geschichte nicht ausführlich, wie es in Worten geschieht; sondern sie deutet nur ein Ereigniß an, wovon sie nur solche Umstände mittheilt als erforderlich sind, um einen geübten Beobachter in Stand zu setzen, ein vollständiges Bild zu construiren. Sie läßt sich in dieser Beziehung den ellyptischen Ausdrucksformen vergleichen, die in allen Gesellschaften üblich sind, deren Aufmerksamkeit vornehmlich auf einen beschränkten Gegenstand des Interesses gerichtet ist und wo, da aller Menschen Geister die nämliche Einrichtung in sich schließen, es nicht nothwendig ist, auf eine ausführliche Schilderung des ganzen Standes der Dinge einzugehen, sondern wo ein oder zwei Details genügen, um den Zuhörer in Stand zu setzen, das Ganze zu verstehen. Solche Ausdrücke wie „neue weiße zu 48", „beste ausgesucht zu 92", obwohl vollkommen verstanden in den commerciellen Kreisen, wo sie üblich sind, würden doch für einen jeden, der nicht vertraut mit dem Gange der Dinge in diesen Kreisen ist, ebenso unverständlich sein, als es eine indianische Urkunde von einem Kriegszuge für einem gewöhnlichen Londoner sein würde.

Obwohl nun zwar Vertrautheit mit der Bilderschrift der Indianer, sowie mit ihren Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten den Forscher befähigen könnte, die Bedeutung solcher Documente, wie die obigen, glücklich zu errathen, welche dar-

auf berechnet sind von Fremden verstanden zu werden, so giebt es doch eine andere Classe der Bilderschrift, deren sich hauptsächlich die Zauberer oder „Medicin-Männer" bedienen und welche nicht in solcher Weise gedeutet werden können. Die unter den Indianern Nordamericas üblichen Gesänge und Zaubersprüche werden aus dem Gedächtnisse gesprochen oder gesungen, aber zur Unterstützung des Sängers sind Bilder auf Stäbe, auf Stücke Birkenrinde oder anderes Material gemalt, die dazu dienen, dem Geiste die Verse der Reihe nach anzugeben. Einige dieser Documente nebst den Gesängen, worauf sie sich beziehen, sind bei Schoolcraft mitgetheilt, und ein oder zwei Beispiele werden genügend zeigen, wie sie gebraucht werden, und es deutlich machen, daß sie ihre volle Bedeutung nur für Diejenigen ausdrücken können, welche die Gedichte, worauf sie sich beziehen, bereits auswendig wissen. Sie sind bloße Simsonsräthsel und nur von denen zu errathen, die mit seinem Kalbe gepflügt haben. So soll z. B. die Zeichnung eines Mannes mit zwei Marken auf der Brust und vier auf den Beinen (Fig. 5), den Sänger erinnern, daß an dieser Stelle folgender Vers kommt.



Fig. 5.

„Zwei Tage mußt du fasten, mein Freund, —
Vier Tage mußt du sitzen still".

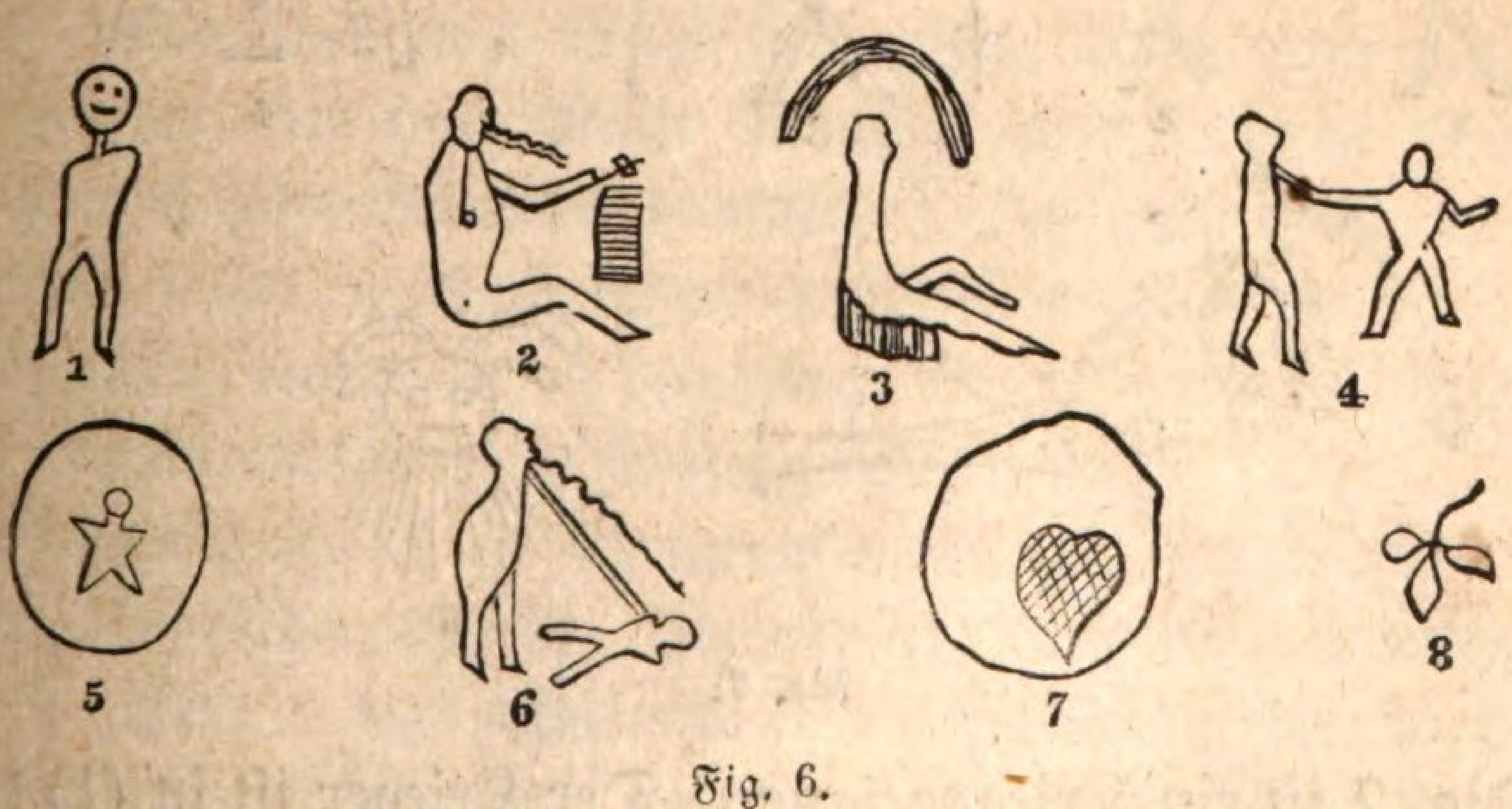


Fig. 6.

Fig. 6 ist die Aufzeichnung eines Liebesliedes — (1) stellt den Liebhaber dar; (2) während er singt und eine Zauber-

trommel schlägt; in (3) umgiebt er sich mit einer geheimnißvollen Hütte, die Wirkungen seiner Zauberkunst anzeigend; in (4) werden er und seine Geliebte durch einen einzigen Arm verbunden gezeigt, um den Bund ihrer Liebe anzudeuten; in (5) wird sie auf einer Insel gezeigt; in (6) schläft sie und seine Stimme wird gezeigt, während seine Zaubermacht ihr Herz erreicht; und das Herz selbst wird in (7) gezeigt. Jeder dieser Figuren entspricht ein Vers des Gesanges.

1. Meine Farbe ist es, was mich zu einem Gotte macht.
2. Höre den Klang meiner Stimme, meines Gesangs; es ist meine Stimme.
3. Ich will mich verhüllen, indem ich bei ihr sitze.
4. Ich kann sie erröthen machen, weil ich Alles höre, was sie von mir sagt.
5. Wäre sie auf einer fernen Insel, ich könnte sie herüber schwimmen lassen.
6. Wäre sie auch weit entfernt, selbst auf der andern Hemisphäre.
7. Ich spreche zu deinem Herzen.



Fig. 7.

Fig. 7 ist ein Kriegsgesang. Der Krieger ist in (1) dargestellt; er ist mit Flügeln gezeichnet, um anzuzeigen daß er gewandt und schnellfüßig ist. In (2) steht er unter dem Mor=

genstern; in (3) steht er unter dem Centrum des Himmels mit seinem Streitkolben und Klapper; in (4) fliegen die Adler des Schlachtfelds rings um den Himmel; in (5) liegt er erschlagen auf dem Schlachtfelde; und in (6) erscheint er als ein Geist in den Lüften. Die Worte sind folgende:

1. Ich wünsche den Leib des schnellsten Vogels zu haben.
2. Jeden Tag seh' ich dich an; den halben Tag sing' ich mein Lied.
3. Ich werfe meinen Leib weg.
4. Die Vögel schweifen durch die Lüfte.
5. Ganz glückselig bin ich, zu den Erschlagenen gezählt zu werden.
6. Die Geister in der Höhe wiederholen meinen Namen.

Catlin erzählt, wie der Häuptling der Kickapus, ein sehr begabter Mann, bekannt als der „Schawni-Profet", nachdem er, wie man sagte, die Lehren des Christenthums von einem Missionär gelernt hatte, sie seinem Stamme vortrug, indem er vorgab, eine übernatürliche Mission empfangen zu haben. Er verfaßte ein Gebet, das er auf einem flachen Stabe niederschrieb, „in Charakteren die ungefähr chinesischen Buchstaben glichen". Als Catlin den Stamm besuchte, pflegte jeder Mann, jedes Weib und Kind dies Gebet morgens und abends zu wiederholen, indem sie den Zeigefinger unter das erste Zeichen setzten, einen oder zwei Sätze hersagten, dann zum nächsten weitergingen, bis das Gebet beendigt war, dessen Wiederholung etwa zehn Minuten dauerte. [1]) Ich weiß nicht, ob jetzt noch einer dieser merkwürdigen Gebetstäbe zu sehen ist, aber wahrscheinlich waren sie in demselben Sinne wie die Suggestivbilder für die indianischen Gesänge angefertigt.

Bilderschrift findet sich unter wilden Rassen in allen Gegenden der Erde und ihr Princip ist, so weit wir urtheilen könnten, überall das nämliche. Die Bilder auf den lappländischen Zaubertrommeln, wovon wir Erklärungen besitzen,

[1]) Catlin, North American Indians, 7th ed.; London, 1848, vol. II. p. 98.

dienen ziemlich dem gleichen Zweck wie die americanische Schrift. Gemalte, eingekritzelte oder in Felsen gegrabene Bilder der Wilden haben eine Famlienähnlichkeit, mögen wir sie in Nord- oder Südamerica, in Sibirien oder in Australien finden. Die Auslegung der Felsenbilder, die meist aus wenigen Figuren bestehen, ist in der Regel eine hoffnungslose Aufgabe, wofern kein Schlüssel zu haben ist. Viele sind ohne Zweifel bloße bildliche Aeußerungen, Zeichnungen von Thieren und Dingen ohne irgend eine historische Bedeutung; manche sind Namen, wie die eingegrabenen Totems derjenigen, die auf den gefährlichen Sprungstein beim Rothpfeifensteinbruch (Red Pipestone Quarry) sprangen. [1]) Dupaix bemerkte in Mexico einen eingehauenen Adler, anscheinend auf der Grenze von Quauhnahuac, „dem Orte beim Adler", jetzt Cuernavaca genannt, [2]) und der Umstand läßt vermuthen, daß Felsensculpturen, wie diese, oft sinnbildliche Grenzmarken sein mögen. Aber selten ist ein Schlüssel zum Lesen der Felsensculpturen zu haben, von denen die Eingebornen gewöhnlich sagen, sie seien von Leuten der grauen Vorzeit gemacht. Ich habe sie in Mexico an Klippen gesehn, wo sich schwer begreifen ließ, wie die wilden Bildhauer hinaufgeklommen sein konnten. Als Humboldt die Indianer des Orinoco fragte, wer die Thierfiguren und sinnbildlichen Zeichen hoch oben an den Felswänden längs des Flusses gemacht habe, antworteten sie mit einem Lächeln, weil sie eine Thatsache berichteten, die nur einem Fremden, einem Weißen möglicherweise unbekannt sein könnte, „zur Zeit des großen Wassers seien ihre Väter in ihren Canoes bis zu dieser Höhe gekommen." [3])

Wie die Geberdensprache im Wesentlichen unter wilden Stämmen in der ganzen Welt und ebenso unter Kindern, die nicht sprechen können, die nämliche ist, so sind auch die Bilder-

[1]) Catlin, vol. II. p. 170.

[2]) Lord Kingsborough, Antiquities of Mexico; London, 1830, etc., vol. IV. part I., no. 31, und vol. V. Expl.

[3]) Humboldt & Bonpland, vol, II. p. 239.

schriften der Wilden nicht nur einander ähnlich, sondern gleichen auch dem, was Kinder ohne Unterricht selbst in civilisirten Ländern machen. Gleich der allgemeinen Geberdensprache dient auch die Kunst der Bilderschrift zum Beweise, daß der Geist des uncultivirten Menschen zu allen Zeiten und überall so ziemlich in der nämlichen Weise thätig ist. Als ein Beispiel, wie es für einen Beobachter, der sich diesen Umstand nie deutlich gemacht hat, möglich sei, sich durch eine solche allgemeine Aehnlichkeit irre führen zu lassen, kann das berühmte „Livre des Sauvages“ angeführt werden.

Dieses Bilderbuch hatte lange Jahre in einer Bibliothek zu Paris gelegen, bevor der Abbé Domenech es an's Licht brachte und es im Facsimile als ein americanisches Document von hohem ethnologischem Werthe veröffentlichte. Es enthält eine Menge roher Bleistift- und Rothstiftzeichnungen, die zum großen Theil über die Maßen unanständig sind, aber vielleicht weniger die Rohheit des Wilden als die des europäischen Schlingels bekunden. Viele der Zeichnungen stellen biblische Scenen und Ceremonien der römisch-katholischen Kirche dar, oft begleitet mit erläuternden deutschen Worten in Currentschrift, deren eins oder zwei, wie den dicht bei einer rohen Figur der Jungfrau Maria geschriebenen Namen „Maria“, dem Abbé zu lesen glückte, obwohl die meisten ein tiefes Geheimniß für ihn waren. Da findet sich ein unverkennbarer Adam und Eva im Garten, mit „Betrüger“ dazu geschrieben; Adam und Eva aus dem Paradiese getrieben, mit dem Worte „gebant“; ein Messe lesender Priester; Figuren mit den wohlbekannten Brezeln in den Händen und der Erklärung „faßdag“ (Fasttag.) u. s. w. Nichts in der ganzen Sache spricht für einen Zusammenhang mit America, ausgenommen daß das Document zugleich mit einem irokesischen Wörterbuch in die Hände eines Sammlers gekommen sein soll und daß der Herausgeber sagt, es sei auf canadisches Papier geschrieben, obwohl er keinen Grund für diese Annahme anführt. So viel sich nach der veröffentlichten Copie urtheilen läßt, kann es ein

deutscher Knabe in seiner eigenen Heimath gemacht haben. Eine der Figuren zeigt einen Mann mit einer Kopfbedeckung, die eine Bischofsmütze zu sein scheint, welcher zu drei ehrerbietig vor ihm stehenden Figuren spricht. Diese Person ist „Großhud" betitelt, ein gewöhnlicher Ausdruck unter deutschen Juden, die von ihren Rabbinern mit aller Ehrerbietung als den „Großhüten" sprechen.

Der Abbé Domenech hat viele Jahre in America zugebracht und war ohne Zweifel wohlbekannt mit indianischen Bildern. Ueberdies ist die Aehnlichkeit, deren Vorhandensein zwischen den Bildern, die er unter den Indianern gesehn, und jenen im „Buche der Wilden", ihm auffiel, keineswegs eine eingebildete. Ein großer Theil der Bilder könnte, wären sie auf Birkenrinde oder Hirschhäute gemalt, für indianische Arbeit gelten. Sein Mißgriff bestand darin, daß seine Generalisation zu eng war und daß er sein Argument auf eine Aehnlichkeit gründete, die ihre Ursache nur in der Gleichartigkeit der ersten Entwickelung des menschlichen Geistes hatte.

Landkartenmachen ist ein Zweig der Bilderschrift, womit der Wilde ganz vertraut ist, und häufig ist er geschickter darin, als die große Masse der civilisirten Menschen. In Tahiti z. B. waren die Eingebornen fähig, Karten behufs der Führung fremder Besucher zu machen.[1]) Man erwähnt Karten mit erhabenen Linien, die in Peru vor der Eroberung im Gebrauch waren,[2]) und die Geschicklichkeit der nordamericanischen Indianer und Eskimos in der Kunst ist außer Zweifel, wie eine Menge Stellen bei Schoolcraft und anderwärts zeigen.[3]) Die älteste Karte, von deren Existenz man weiß, ist die Karte der

---

[1]) Gustav Klemm, allgemeine Culturgeschichte der Menschheit; Leipzig, 1843—52, Bd. IV. S. 396.

[2]) Rivero und v. Tschudi, Antiguedades Peruanas; Wien 1851, S. 124. — Prescott, Peru; vol. I. p. 116.

[3]) Schoolcraft, part. I. pp. 334, 353; part. III. pp. 256, 485. Harmon, Journal; Andover. 1820, p. 371. — Klemm, C. G., Bd. II. S. 189. 280.

äthiopischen Goldminen, die aus der Zeit Sethos I., des Vaters Rameses II., datirt,[1]) also lange genug vor der Zeit der ehernen Tafel des Aristagoras, auf welcher der Umfang der ganzen Erde, das ganze Meer und alle Flüsse eingeschrieben waren.[2])

Am höchsten entwickelt findet man die Kunst der Bilderschrift unter den alten Mexicanern. Ihre derartigen Productionen sind weit besser bekannt, als die der rothen Indianer und sind in der That auch weit kunstreicher und zugleich systematischer und reichhaltiger. Einige der charakteristischsten Proben hat Alexander von Humboldt gezeichnet und beschrieben und Lord Kingsboroughs großes Werk enthält eine Masse derselben, die er im Facsimile veröffentlichte zur Unterstützung seiner Ansichten über jenes Lieblingsproblem der Ethnologen, die verlorenen Stämme Israels.

Die Masse der mexicanischen Malereien sind bloße Bilder, welche Wanderungen, Kriege, Opfer, Gottheiten, Künste, Tribute und dergleichen unmittelbar und in einer Weise darstellen, die ihrem Wesen nach nicht von jener der niedrigsten Wilden abweicht. Aber in den historischen Aufzeichnungen und Kalendern sind die Ereignisse mit einer regelmäßigen Notirung der Jahre und bisweilen Jahresabtheilungen begleitet, was ihnen Anspruch giebt, als regelmäßig datirte Geschichte betrachtet zu werden. Die Kunst, Ereignisse zu datiren, war allerdings auch den nördlichen Indianern nicht unbekannt. Ein Mann, der sich unter den Kristinaux (der Kürze wegen gewöhnlich Cris genannt) aufhielt und sie kannte, bevor sie sich in ihrem gegenwärtigen halbcivilisirten Zustande befanden, sagt, daß sie Namen für die Monde hatten, welche das Jahr bilden, nämlich den „Wirbelwindmond", den „Mond wenn die Vögel nach Süden gehn", den „Mond wenn die Blätter von den Bäumen fallen" u. s. w. Wenn ein Jäger einen Bericht über seine Jagd auf einem Stück

[1]) Birch, in Archaeologia, vol. XXXIV. p. 382.
[2]) Herod. V. 49.

Birkenrinde für diejenigen, die nach ihm dieses Wegs ziehen mochten, zurückließ, zeichnete er ein Bild, welches den Namen des Monats zeigte, und machte daneben eine Zeichnung von der damaligen Gestalt des Mondes so genau, daß ein Indianer darnach den Monat und den Tag des Monats bis auf zwölf oder vier und zwanzig Stunden angeben konnte, wo der Bericht aufgesetzt worden war. [1])

Von den Indianern Virginiens meldet man sogar, daß sie die Zeit mit gewissen hieroglyphischen Rädern aufzeichneten, die sie „Sagkokok Quiacosough“ oder „Tabelle der Götter“ nannten. Diese Räder hatten sechzig Speichen, als sollten sie die gewöhnliche Lebenszeit des Menschen bezeichnen, und waren auf Häute gemalt, die von den Oberpriestern in den Tempeln bewahrt wurden. Sie zeichneten auf jede Speiche oder Abtheilung eine hieroglyphische Figur, um die denkwürdigen Ereignisse des Jahres anzuzeigen. John Lederer sah eines in einem Dorfe Namens Pommacomek, worauf das Jahr der ersten Ankunft der Europäer mit einem Feuer und Rauch speienden Schwane angemerkt war. Das weiße Gefieder des Vogels und sein Aufenthalt auf dem Wasser bezeichnete die weißen Gesichter der Europäer und ihr Eintreffen zur See, während Feuer und Rauch ihre Feuerwaffen bedeuteten. [2]) Sonach können die alten Mexicaner (wie desgleichen die civilisirten Nationen Centralamerica's, die ein ähnliches System befolgten) nur darauf Anspruch machen, ihre Aufzeichnungen allgemeiner und systematischer als die rohen nordamericanischen Stämme datirt zu haben.

Die gewöhnliche Weise unter den Mexicanern, Reihen von Jahren aufzuzeichnen, ist oft beschrieben worden. Sie besteht in der Anwendung von vier Sinnbildern: tochtli, acatl, tecpatl, calli, d. i. Kaninchen, Stock, Schnei-

[1]) Harmon, p. 371.

[2]) Journal des Sçavans, 1681, p. 46. — Sir W. Talbot, The Discoveries of John Lederer; London, 1672, p. 4. — Humboldt, Vues des Cordillères; Paris 1810—12, pl. XIII.

destein, Haus; jedes Bild ist mit Punkten von 1 — 13 numerirt, so daß 52 bestimmte Zeichen entstehen. Jedes Jahr eines Cyclus von 52 hat solchergestalt ein genau numerirtes Bild, das ihm allein gehört, da die Numerirung natürlich nicht über 13 geht. Diese numerirten Bilder sind indeß nicht in ihrer regelmäßigen Ordnung, sondern die Zeichen wechseln zugleich mit den Nummern, bis alle 52 Combinationen erschöpft sind, die Ordnung ist nämlich: 1 Kanin, 2 Stock, 3 Messer, 4 Haus, 5 Kanin, 6 Stock, u. s. w. Ich habe anderswo hingewiesen auf die merkwürdige Uebereinstimmung eines mexicanischen yclus mit einem gewöhnlichen französischen oder englischen Spiel Karten, welches, nach diesem Plane geordnet, wie z. B. Coeur Aß, Pique 2, Carreau 3, Treffle 4, Coeur 5, u. s. w., das genaue Gegenstück eines aztekischen Jahrcyclus bildet. Die Tagerechnung machte man nach Serien, die in ähnlicher Weise combinirt, aber anders numerirt waren.[1])

Die außerordentliche Analogie zwischen dem mexicanischen System, die Jahre in Cyclen zu rechnen, und dem noch immer in einem großen Theile Asiens üblichen, bildet die Hauptstärke des Humboldt'schen Arguments für die Verbindung der Mexicaner mit Ostasien, und der merkwürdige Charakter der Uebereinstimmung gewinnt noch an Bedeutsamkeit durch den Umstand, daß dies complicirte Arrangement durchaus keinem nützlichen Zwecke entspricht, während bloßes Zählen mit Zahlen oder mit numerirten Zeichen in regelmäßiger Reihenfolge eine weit bessere Einrichtung gewesen sein würde. Vielleicht ist es zu einem astrologischen Zwecke eingeführt worden.

Uns, die wir die Geschichte der Mexicaner so wenig kennen und so wenig darnach fragen, erscheinen ihre historischen Bilderschriften großentheils dürftig und langweilig. Sie bestehen aus Aufzeichnungen von Kriegen, Hungersnöthen, Wanderungen, Opfern u. s. w., während Namen von Personen und

---

[1]) Tylor, Mexico and the Mexicans; London, 1861, p. 239.

Orten durch symbolische Bilder bezeichnet sind, z. B. König Itzcoatl oder „Messerschlange" durch eine Schlange mit Steinmessern auf ihrem Rücken; Tzompanco oder „der Ort eines Schädels", jetzt Zumpango, durch das Bild eines Schädels, aufgespeilert auf einer Querstange zwischen zwei aufrechten Pfählen, wie Feindesschädel aufgestellt zu werden pflegten; Chapultepec oder „Heuschreckenberg" durch einen Berg und eine Heuschrecke u. s. f., oder durch mehr eigentlich phonetische Charaktere, wie sie sogleich beschrieben werden sollen. Die Stellungen der Fußtapfen, Pfeile u. s. w. dienen als Fingerzeige für die Richtung der Märsche und Angriffe, ziemlich in derselben Weise, wie man es in Catlins Zeichnung des gemalten Rockes des Ma-to-tho-pa oder „Vier Bären" sehen kann. Die auf Religion und Astrologie bezüglichen mystischen Materien gestatten selten eine selbständige Interpretation, und zwar aus den nämlichen Gründen, die es unmöglich machen, die weiter im Norden üblichen gemalten Aufzeichnungen von Gesängen und Zaubern zu lesen, nämlich weil sie ihre Geschichten nicht ausführlich erzählen, sondern sie nur denjenigen ins Gedächtniß zurückrufen, die bereits bekannt mit ihnen sind. Die Bilder, welche das methodisch geordnete Leben der Azteken von der Kindheit bis zum Greisenalter darstellen, haben mehr menschliches Interesse als alle andern zusammengenommen. Wenn man die mexicanische Bilderschrift als Mittel historischer Aufzeichnung beurtheilt, sollte man nicht vergessen daß, obwohl wir sie in einem beträchtlichen Maße verstehen können, wir doch nur sehr wenig Fortschritte in ihrer Entzifferung gemacht haben würden, wären nicht eine Anzahl Interpretationen vorhanden, die nach den von Indianern gegebenen Erklärungen niedergeschrieben worden sind, so daß man die Traditionen der Kunst niemals gänzlich verloren hat. Manche der jetzt vorhandenen mexicanischen Bilder sind vielleicht vor Ankunft der Spanier gefertigte Originaldocumente, und ein großer Theil der seitdem gezeichneten ist sicherlich theilweis oder ganz nach solchen Originalbildern copirt.

Herrn Aubin in Paris, einem eifrigen Forscher mexicanischer Alterthümer, verdanken wir unsre erste klare Kenntniß einer Erscheinung von hohem wissenschaftlichem Interesse in der Geschichte der Schreibkunst. Es ist dies ein wohlgeordnetes System phonetischer Charaktere, wovon Clavigero und Humboldt nichts bemerkt zu haben scheinen, da es in ihren Beschreibungen der Kunst nicht vorkommt.[1]) Humboldt spricht allerdings von Spuren phonetischer Hieroglyphen unter den Azteken, aber die Beispiele, die er anführt, sind nur Namen, in denen vielmehr die Bedeutung als der bloße Klang dargestellt ist, wie in den Bildern eines Gesichts und Wassers für Axayacatl oder „Wassergesicht", fünf Punkten und einer Blume für Macuilxochitl oder „Fünf-Blumen". So giebt Clavigero in seinem Verzeichnisse den Namen des Königs Itzcoatl oder „Messerschlange" als dargestellt durch das Bild einer Schlange mit Steinmessern auf ihrem Rücken, wovon hier eine ächtere Zeichnung nach dem Le Tellier Codex gegeben wird (Fig. 8).



Fig. 8.

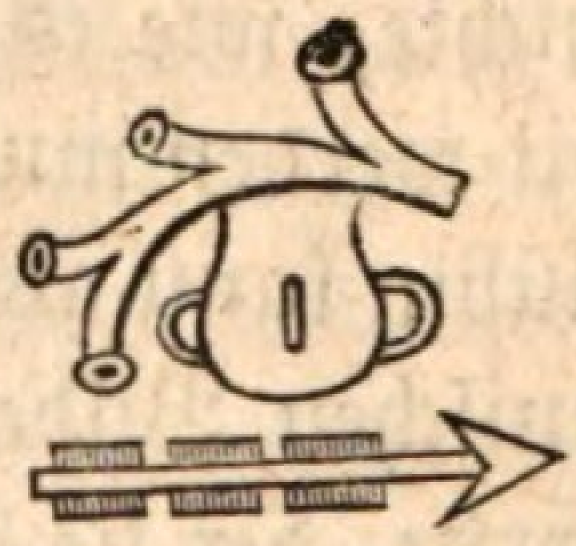


Fig. 9.

Dies ist bloße Bilderschrift, aber die Weise, in welcher des nämlichen Königs Name im Vergara Codex geschrieben ist und wie ihn Fig. 9 zeigt, ist etwas ganz anderes. Hier ist die erste Silbe, itz, in der That dargestellt durch eine Waffe, die mit Obsidianblättchen besetzt ist, itz (tli); aber der Rest des Wortes, coatl, ist, obwohl Schlange bedeutend, doch nicht durch das Bild einer Schlange ausgedrückt, sondern durch einen irdenen Topf, co (mitl), und darüber ist das Zeichen des Wassers, a (tl). Hier haben wir wirklich phonetische

[1]) Clavigero, Storia Antica del Messico; Cesena, 1780—81, vol. II. pp. 191, etc. 248, etc. — Humboldt, Vues des Cord., pl. XIII.

Schrift, denn der Name ist nicht nach dem Sinne „Messer-Kessel-Wasser", sondern nur nach dem Klange der aztekischen Worte Itz-co-atl zu lesen. In Fig. 10, in dem Namen Teocaltitlan, welcher „der Ort des guten Hauses" bedeutet, sind ebenfalls die verschiedenen Sylben (mit Ausnahme des nur des Wohlklangs wegen eingeschobenen ti) ausgedrückt durch (b) Lippen, (c) einen Weg (mit Fußtapfen darauf) (a) ein Haus, (d) Zähne. Was diese Combination von Bildern bedeutet, erklärt sich nur, wenn man weiß, daß Lippen, Weg, Haus, Zähne in der Aztekensprache heißen te (ntli), o (tli), cal (li) tlan (tli), und so zusammen das Wort Te-o-cal-(ti)-tlan bilden. Der Kunstgriff ist uns vollkommen vertraut in den sogenannten Rebus; und es erhalten uns in der That die derartigen Räthsel in Kinderbüchern bis auf den heutigen Tag die große Uebergangsstufe von Bilderschrift zu Wortschrift lebendig vor Augen, indem die höchste intellectuelle Anstrengung in einer Periode unserer Geschichte, wie es so oft geschieht, das Kinderspiel einer spätern Zeit werden muß.

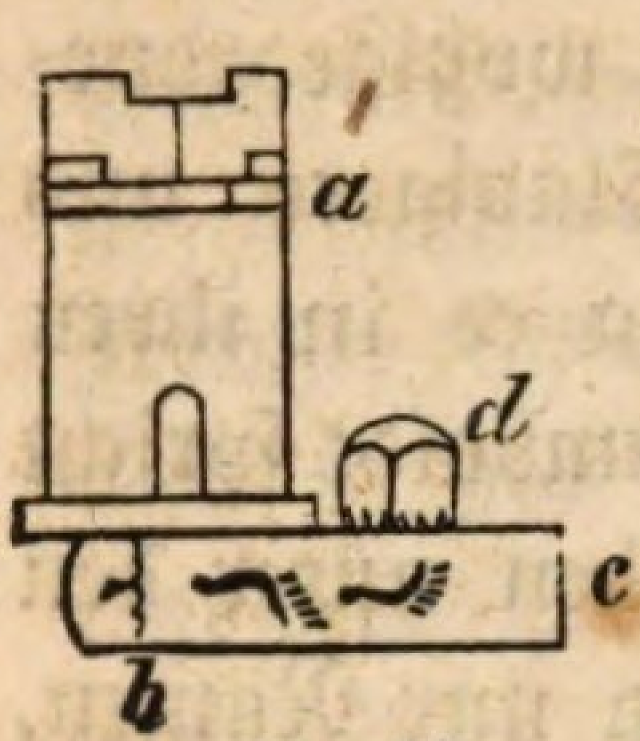
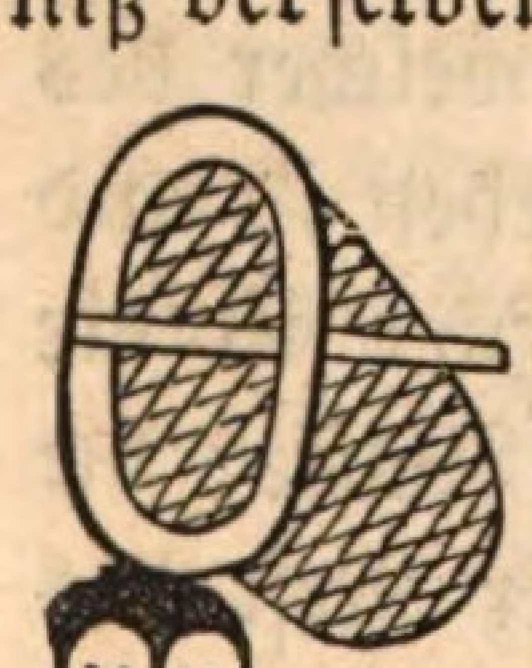


Fig. 10.

Herr Aubin kann als Entdecker dieser phonetischen Zeichen in den mexicanischen Bildern betrachtet werden, oder er ist wenigstens der Erste, der sie systematisch behandelt und ein Verzeichniß derselben veröffentlicht hat. [1]) Die alten schriftlichen Interpretationen haben zum Beweise ihres Vorhandenseins seit Jahrhunderten vorgelegen. So wird z. B. im Mendoza Codex der Name eines Ortes, welcher, wie Fig. 11 zeigt, durch das Bild eines Fischnetzes und Zähne ausgedrückt ist, interpretirt Matlatlan d. h. „Netz-Ort". Nun bedeutet


Fig. 11.

[1]) Aubin, in Revue Orientale et Américaine, vols. III.—V. Brasseur, Hist. de Nat. Civ. du Mexique et de l'Amérique Centrale; Paris, 1857—9, vol. I. Ein Versuch, die Existenz von etwas, was alphabetischen Zeichen näher kommt, zu beweisen (Rev., vol. IV. p. 276—7; Brasseur, p. LXVIII.) erfordert weit klarere Nachweise.

matla (tl) ein Netz und insofern ist der Name ein Bild, aber die Zähne, tlan (tli) sind nicht bildlich sondern phonetisch für tlan, Ort, gebraucht. Andere complicirtere Namen, wie Acolma, Quauhpanoayan u. s. w., sind in dem nämlichen Document in gleicher Weise in phonetischen Zeichen geschrieben. [1])

Wir haben keinen genügenden Grund zu bezweifeln, daß diese rein phonetische Schrift ächt mexicanischen Ursprungs war, und nach der spanischen Eroberung verwerthete man sie in einer neuen und merkwürdigen Weise. Als die spanischen Missionäre in Verlegenheit waren, wie sie die Bekehrten dazu bringen sollten, sich auf ihre Ave Maria und Paternoster zu besinnen, deren Worte natürlich reiner Unsinn für sie waren, halfen ihnen die Indianer selbst aus, welche nach Möglichkeit gleichlautende aztekische Wörter an Stelle der lateinischen setzten, was sie in Stand setzte, die erforderlichen Formeln zu merken. Torquemada und Las Casas haben zwei Beispiele dieses Verfahrens aufgezeichnet: das „Pater noster" wurde schriftlich ausgedrückt durch eine Fahne (pantli) und eine Stachelbirne (nochtli), während das Zeichen des Wassers, a (tl) verbunden mit dem der Aloe me (tl) ein zusammengesetztes Wort ametl ergab, welches „Wasser-Aloe" bedeuten würde, aber im Klange ein leidliches Surrogat für Amen lieferte. [2]) Herr Aubin hat indeß wirklich den Anfang eines Paternosters dieser Art in der Metropolitanbibliothek von Mexico gefunden (Fig. 12), geschrieben mit einer Fahne, pa (ntli), einem Steine, te (tl), einer Stachelbirne, noch (tli) und noch einem Steine te (tl), und welches lauten würde: Pa-te noch-te oder vielleicht Pa-tetl noch-tetl. [3])



Fig. 12.

Nach der Eroberung, als die Spanier eifrig beschäftigt waren, ihre eigene Religion und Civilisation unter den unter-

[1]) Kingsborough, vol. I., und Expl. in vol. VI.

[2]) Brasseur, vol. I. p. XLI.

[3]) Aubin, Rev. O. et A., vol. III. p. 255.

jochten Mexicanern einzuführen, fanden sie es passend, die alte Bilderschrift selbst in legalen Documenten immer noch anwenden zu lassen. Sie verschwand natürlich mit der Zeit, indem endlich das Alphabet an ihre Stelle trat; jener Uebergangsperiode verdanken wir aber viele, vielleicht die meisten der noch aufbewahrten Bilderdocumente. Copien alter historischer Malereien wurde gefertigt und fortgesetzt noch geraume Zeit nach der Ankunft Cortez', und der Gebrauch von Urkunden, die in Bildern oder in einer Mischung von Bildern und spanischen oder aztekischen Worten in gewöhnlicher Schrift geschrieben wurden und sich auf Processe, Erbschaften, Genealogien u. s. w. bezogen, fand noch viele Jahre später statt und die Regierung stellte besondere Beamte zur Interpretation solcher Documente an. Dieser Uebergangsperiode gehört offenbar die Schrift an, welcher der Name Teocaltitlan (Fig. 10) entnommen ist, wie aus der Zeichnung des Hauses mit seiner Bogenthür hervorgeht.

Ein Geschlechtsregister einer eingebornen Familie im Besitze Mr. Christy's ist eine so gute Urkunde jener Uebergangszeit, als nur zu finden sein möchte. Die Namen darin sind geschrieben, jedoch mit männlichen und weiblichen Köpfen begleitet, die in einem sicherlich aztekischen Style gezeichnet sind. Die Namen selbst erzählen die Geschichte der Veränderung, die im Lande vorging. Der eine Zweig der Familie, welcher die Namen Citlalmecatl oder „Stern-Halsband" und Cohuacihuatl oder „Schlangenfrau" aufweist, endigt mit einer Dame, die den spanischen Namen Justa führt; während ein anderer Zweig, der mit Namen wie Tlapalxilotzin und Xiuhcozcatzin beginnt, mit Juana und ihren Kindern Andres und Francisco endigt. Das am entschiedensten Aechtmexicanische in der ganzen Urkunde ist eine Figur, die sich auf einen Vorfahren Justa's bezieht und mit dessen Namen in ächtaztekischer Weise durch eine Linie von Fußtapfen verbunden ist. Die Figur selbst ist ein in mexicanischem Style gezeichneter Kopf, das Auge ganz en face, obwohl das Gesicht im Profil ist, so ziemlich wie es ein Aegypter

gezeichnet haben würde, und dasselbe ist als Zeichen der Würde in ein Haus gesetzt und oben drüber ist der hohe Titel Ompamozcaltitotzaqualtzinco geschrieben, welcher, wenn ich dem unvollkommenen Wörterbuche Molina's und meiner eigenen schwachen Kenntniß des Aztekischen trauen darf, „Seine Excellenz unser zwiefach geschickter Kerkermeister" bedeutet.

Die Wichtigkeit dieses mexicanischen phonetischen Systems in der Geschichte der Schreibkunst kann vielleicht deutlicher gemacht werden durch eine Vergleichung der aztekischen Bilder mit den ägyptischen Hieroglyphen.

Die ägyptischen hieroglyphischen Inschriften bestehen aus Figuren lebendiger und lebloser Gegenstände, Menschen und Thieren und Theilen derselben, Pflanzen, Himmelskörpern und einer gewaltigen Menge verschiedener Waffen, Werkzeuge und Artikel der mannichfaltigsten Art. Diese Figuren sind in senkrechten Columnen oder in horizontalen Bändern geordnet und der Reihe nach zu lesen, sie sind aber nicht darauf berechnet, sämmtlich in der nämlichen Weise auf den Geist zu wirken. Zerlegt man eine gewöhnliche Inschrift in Stücke, so findet sich, daß die sie bildenden Figuren in zwei große Classen zerfallen. Die einen sind als Bilder zu lesen und zu verstehen, die Zeichnung eines Pferdes für „Pferd", eines Astes für „Holz" u. s. w., nach derselben Art wie in jeder Bilderschrift der Wilden. Die anderen Figuren dagegen sind phonetische. So wird die Figur eines Riemens, dessen Name m-s ist, ein phonetisches Zeichen, um den Laut m-s damit zu schreiben. (Der Bindestrich steht hier für irgend einen Vocal, der in der koptischen Form des Wortes durch au ausgedrückt wird, maus). Sodann giebt es viele Charaktere, welche Champollion für reine Consonanten hielt, p, r, u. s. w. Sie sind sicherlich solche in der Schreibung fremder Namen wie Ptolemäus und Kleopatra, Tiberius und Hadrian, und selbst in der Niederschrift rein ägyptischer Worte zu einer weit früheren Zeit, wo sie an das Ende von Wörtern kommen, wie z. B. wo der Mund, ro oder ru, das Wort kar (unter, mit) endigt und

in diesem Falle nichts anderes als der Buchstabe r ist. Neuere Aegyptologen meinen indeß, Champollion sei zu weit gegangen, indem er phonetische Charaktere auf bloße Buchstaben reducirt habe; Mr. Birch z. B. liest als ka und pu die K- und P-Laute, die Champollion in seinem Alphabete als bloße Buchstaben k und p angiebt. In praktischer Hinsicht ist beim Interpretiren ägyptischer Inschriften diese Unterscheidung von sehr geringem Belang, denn Vocale sind im Altägyptischen und in dessen Nachfolger, dem Koptischen, sehr nebelhafte Dinge und es mag zulässig sein, immerhin ägyptische Worte, deren Vocale unbestimmt sind, so zu schreiben, als ob sie gar keine hätten. Aber die syllabische Theorie (wobei es sich um keine neue Ansicht handelt, denn Dr. Young hatte sie, bevor Champollion sie aufgab) ist von großem Interesse in der Geschichte der Schreibkunst, da sie den ganzen Entwickelungsgang giebt, nach welchem ein Bild, z. B. eines Mundes, zuerst einfach Mund bedeutete, dann den Namen des Mundes, ro, und endlich seinen Vocal fallen ließ und der Buchstabe r ward. Von diesen drei Schritten haben die Mexicaner die beiden ersten gethan.

In ägyptischen Hieroglyphen sind besondere Figuren nicht immer zu ausschließlich phonetischem Gebrauche bestimmt. Zum mindesten eine Anzahl Figuren sind bisweilen als Buchstaben und bisweilen als Bilder gebraucht, in welchem letztern Falle sie häufig mit einem Striche markirt sind. So ist z. B. der Mund, mit einem Striche dabei, gewöhnlich (obwohl nicht immer) ein Bildzeichen und bedeutet „einen Mund", während er ohne den Strich r oder ro ist; u. s. w. Die Worte eines Satzes sind gewöhnlich mit einer Combination dieser beiden Methoden geschrieben, d. h. indem das Wort erst in Buchstaben gegeben und dann ein Bilderzeichen hinzugefügt ist, um jeden Zweifel hinsichtlich des Sinnes zu beseitigen. So z. B. die Buchstaben fnti in einer Inschrift, denen die Zeichnung eines Wurms folgt, bedeuten „Wurm" (koptisch fent), und die Buchstaben kk, denen das Bild eines vom Himmel hän-

genden Sternes folgt, bedeuten „Dunkelheit" (koptisch kake). Ja, es lassen sich sogar in alten Hieroglyphen geschriebene Worte finden, die noch heute in unsern modernen Sprachen leben. So heißt z. B. hbn, worauf zwei Zeichen folgen, von denen das eine das Determinativwort für Holz ist, Ebenholz (englisch ebony); und tb, dem die Zeichnung eines Backsteins folgt, ist ein an der Sonne getrockneter Backstein, koptisch tôbe, tôbi, was ins Arabische übergegangen zu sein scheint, wo es tob oder mit dem Artikel attob heißt, von da durch die Mauren ins Spanische als adobe, in welcher Form, sowie als dobie, es noch unter der englisch redenden Bevölkerung Americas gangbar ist.

Die Aegypter scheinen ihre Determinativ-Bilder nicht einmal in der spätesten Form ihrer nationalen Schreibweise, der demotischen Schrift, gänzlich losgeworden zu sein. Wie es zuging daß sie, nachdem sie so früh zur Anwendung phonetischer Schrift gelangt waren, dennoch später als andre Nationen die Krücken der Bilderzeichen weggeworfen haben, ist eine interessante Frage. Wahrscheinlich ist die Armuth ihrer Sprache, die so viel Dinge durch ähnliche Consonantenverbindungen ausdrückte, und die Unbestimmtheit ihrer Vocale dabei im Spiele gewesen, gerade wie wir sehen, daß Spracharmuth und die daraus folgende Nothwendigkeit, ähnliche Worte für viele verschiedene Begriffe dienen zu lassen, die Chinesen veranlaßt hat, in ihrer Schrift Determinativzeichen, die sogenannten Schlüssel oder Radicale, anzuwenden, die ursprünglich Bilder waren, obwohl sie jetzt kaum als solche zu erkennen sind. Daß die ägyptischen Determinativzeichen kein blos nutzloses Gerüll waren, beweist nichts besser als der Umstand, daß, wären keine vorhanden gewesen, die Entzifferung der Hieroglyphen in neuern Zeiten schwerlich einen Schritt über die erste Stufe, das Lesen der Königsnamen, hinaus hätte thun können.

Wir sehen somit, daß die alten Aegypter und die Azteken den großen Schritt von Bilderschrift zu Wortschrift beinahe in

der nämlichen Weise machten. Das Bild eines Gegenstands gebraucht zu haben, um den Klang der Wurzel oder ungefähren Form seines Namens auszudrücken, wie die Mexicaner thaten, indem sie eine Hand zeichneten, ma (itl), nicht um eine Hand, sondern den Laut ma auszudrücken; oder Zähne, tlan (tli), nicht um Zähne, sondern den Laut tlan auszudrücken, obwohl sie es nicht anders als zum Schreiben von Eigennamen und Fremdwörtern angewendet zu haben scheinen, reicht schon hin, um zu zeigen, daß sie die Bahn betreten hatten, welche die Aegypter zu einem Systeme syllabischer und einigermaßen alphabetischer Schrift führte. Es ist sogar nachgewiesen, daß die Maya-Nation Youcatans, von deren Tempeln und Palästen die Ruinen aus Catherwood's und Stephens' Reisen so wohl bekannt sind, nicht nur ein System phonetischer Schrift hatte, sondern es auch zum Schreiben gewöhnlicher Worte und Sätze anwendete. Ein spanisches Manuscript, „Relacion de las Cosas de Yucatan", mit der Jahrzahl 1561 und dem Namen Diego de Landa, Bischof von Merida, ist jüngst vom Abbé Brasseur veröffentlicht worden[1]) und enthält nicht nur eine Reihe chronologischer Zeichen, die den Figuren der centralamericanischen Figuren und des Dresdener Codex gleichen, sondern auch ein Verzeichniß von über dreißig Charakteren, die theils alphabetisch, wie a, i, m, n, theils syllabisch sind, wie ku, ti, sowie einen mit ihnen geschriebenen Satz: ma in kati, „Ich will nicht". Die Aechtheit dieser Mittheilung und deren Werth für die Interpretation der Inschriften auf den Monumenten, sind natürlich Gegenstand künftiger Untersuchung.

Noch ein anderes Volk, die Chinesen, machte den Fortschritt von Bildern zu phonetischer Schrift und der Umstand, daß sie es in so verschiedener Weise thaten, beruht vielleicht auf dem eigenthümlichen Charakter ihrer gesprochenen Sprache.

---

[1]) Brasseur, Relation des Choses de Yucatan de Diego de Landa, etc. Paris & London, 1864.

Die ganze Geschichte ihrer Schreibkunst liegt uns noch offen vor. Sie begannen damit, die einfachsten Umrisse von Sonne, Mond, Schildkröte, Fisch, Knabe, Axt, Baum, Hund u. s. w. zu zeichnen und bildeten so Charaktere, die noch vorhanden und als die Ku-wăn oder „alten Bilder" bekannt sind.[1]) Solche Bilder, obwohl dermaßen verändert, daß man kaum mit Sicherheit sagen könnte, sie seien überhaupt jemals Bilder gewesen, wären nicht ihre alten Formen noch zu sehen, werden immer noch in gewissem Maße in chinesischer Schrift angewendet, wie in den Charakteren für Mann, Sonne, Mond, Baum u. s. w. Es giebt auch combinirte Bilderzeichen, wie Wasser und Auge für „Thränen" und andre Arten rein sinnbildlicher Charaktere. Aber die meisten der jetzt angewendeten Charaktere sind doppelt, sie bestehen aus zwei Zeichen, eines für Klang, das andre für Sinn. Sie heißen hing-sching d. i. „Bilder und Klänge". In einem der beiden Zeichen hat der Uebergang vom Bilde des Gegenstands zum Klange seines Namens stattgefunden; im andern ist dies nicht geschehn, sondern es ist noch ein Bild und dient dazu (ungefähr wie die Determinative in den ägyptischen Hieroglyphen) zu bestimmen, welche der dem gesprochenen Worte angehörenden Bedeutungen genommen werden soll. Ein Schiff z. B. heißt im Chinesischen tschow und daher steht das Bild eines Schiffes für den Laut tschow. Aber das Wort tschow bedeutet verschiedene andere Dinge, und um zu zeigen, welches in einem besondern Falle gemeint ist, wird ein Determinativzeichen oder Schlüssel hinzugefügt. So z. B. gilt das Schiff verbunden mit dem Zeichen des Wassers für tschow, „Wellenkräuseln", mit dem Zeichen der Rede für tschow, „Schwatzhaftigkeit", mit dem Zeichen des Feuers für tschow, „Flackern der Flamme"; und so desgleichen für „Wagendeichsel" und verschiedene andere Dinge, die außer dem Namen wenig mit

---

[1]) J. M. Callery, Systema Phoneticum Scripturae Sinicae, part I.; Macao, 1841, p. 29. — Endlicher, Chin. Gramm. S. 3 ꝛc.

tschow gemein haben. Kämen wir überein, daß z. B. die Bilder eines Fußes, eines Segels, eines Scepters Determinativzeichen der Dinge sein sollten, die etwas mit Laufen, mit Fahren und mit Befehlen zu thun haben, so könnten wir die Zeichnung eines Bootes mit Hilfe eines jener Determinativzeichen für Bote, Boot, Gebot dienen lassen. Bei einer Sprache, die so arm ist, wie die chinesische, die über einen so geringen Wörtervorrath zu verfügen hat und daher den nämlichen Laut für so viele verschiedene Begriffe anwenden muß, bedarf ein derartiges System keiner Erklärung.

Was nun die Geschichte der rein alphabetischen Schrift anlangt, so ist gezeigt worden, daß es ein Alphabet giebt, nämlich das der ägyptischen Hieroglyphen, dessen Entwickelung (wie natürlich auch die der davon abgeleiteten Formen) sich deutlich von der Stufe reiner Bilder bis zu derjenigen reiner Buchstaben verfolgen läßt. Einige dieser interessanten Charaktere sind selbst jetzt noch in Gebrauch. Die koptischen Christen behalten in ihren Kirchen noch ihre heilige Sprache bei, die ein directer Abkömmling des Altägyptischen ist; und das koptische Alphabet, in welchem sie geschrieben und gedruckt wird, wurde in früher christlicher Zeit gebildet, indem man dem griechischen Alphabete gewisse neue Charaktere beifügte, um Articulationen auszudrücken, die dem Griechischen nicht eigenthümlich sind. Unter diesen Ergänzungsbuchstaben scheinen mindestens vier deutlich genug den alten Hieroglyphen entnommen zu sein, wahrscheinlich ihrer heratischen oder Currentform, und somit eine ununterbrochene Tradition zugleich von der Periode der Bilderschrift bis zu der des Alphabets und von frühern Zeiten als denen des Pyramidenbaues bis zum heutigen Tage zu erhalten.

Was jedoch den ersten Ursprung der meisten Alphabete anlangt, die in der Welt im Gebrauche sind oder waren, so haben wir darüber keine so befriedigende Auskunft wie jene. Denn obwohl die große Familie der Alphabete, zu denen die römischen Buchstaben gehören sammt den griechischen, den

gothischen, den nordischen Runen u. s. w., leicht rückwärts bis zu ihrem Zusammenhange mit den phönizischen und althebräischen Charakteren verfolgt werden können, so ist es doch eine ganz andere Sache, zu sagen, wie diese alten semitischen Buchstaben entstanden seien. Die von Gesenius behauptete Theorie, daß die phönizischen und althebräischen Buchstaben rohe Bilder von Aleph der Ochse, Beth das Haus, Gimel das Kameel u. s. w. seien, läßt sich, denk' ich, als unsicher darthun. Einige der Aehnlichkeiten können möglicherweise wirkliche sein, obwohl sie meist sehr gering und unbestimmt sind; und während (nachdem man ganz abgesehn von Wörtern sehr zweifelhafter oder nur eingebildeter Etymologie, wie Zayin, Koph, He,) sich etwa elf Buchstaben finden, die mehr oder weniger den Bedeutungen ihrer Namen gleichen, läßt sich nachweisen, daß reiner Zufall ziemlich ebenso viele Uebereinstimmungen zu Wege bringen kann. Wenigstens scheint es mir, daß, wenn wir die Liste oberst zu unterst zu kehren und Tau zum Buchstaben Aleph stellen, sich ungefähr acht ebenso starke oder ebenso schwache Aehnlichkeiten herausstellen werden. Die Theorie sodann, daß die Namen der Buchstaben aus der Zeit datiren, wo diese Buchstaben zuerst gebildet wurden, und also den Prozeß ihrer Bildung selbst berichten, ist eine sehr gewagte, da wir ja aus Erfahrung wissen, wie schwach das Band sein kann, das den Namen an den Buchstaben knüpft. Zwei Alphabete, die wirklich von demjenigen abstammen, das auch durch das phönizische und hebräische vertreten wird, haben beiderseits neue Namen angenommen, die den Sprachen angehören, als deren Schrift sie dienten, indem einfach für jeden Buchstaben ein Wort gewählt wurde, das mit ihm anfing. Die Namen unserer angelsächsischen Runen sind Feoh (Vieh), Ur (Ur, Auerochs), Thorn (Dorn), Hägl (Hagel), Nead (Noth) u. s. w. für F, U, Th, H, N u. s. w., und diese englische Liste stimmt großentheils mit denjenigen der scandinavischen und deutschen Formen des Runenalphabets überein. Im altslavonischen Alphabete sodann haben die Buchstaben

D, Z, L, S die Namen Dobro (gut), Zemlja (Land), Liode (Leute), Slovo (Wort) erhalten.

Räumt man ein, daß sich eine bedeutende Aehnlichkeit zwischen den Buchstaben und ihren Namen in den alten semitischen Alphabeten zeigt, die in jenen spätern fehlt, so folgt daraus nicht, daß die Gestalt der hebräischen Buchstaben von ihren Namen herrühre. Buchstaben können in zwiefacher Weise benannt werden, akrostisch, wo die Namen gewählt sind, weil sie mit den entsprechenden Buchstaben anfangen, oder descriptiv, wie wenn wir gewisse Schriftzeichen als Haken und Schlingen bezeichnen. Eine Combination beider Methoden, indem man solche Worte wählt, die mit dem zu benennenden Buchstaben anfangen und zugleich geeignet sind seine Gestalt zu beschreiben, würde ungefähr ein solches Ergebniß liefern, wie es sich bei den hebräischen Buchstaben zeigt, und überdies den directen Nutzen haben, daß dadurch Kindern die Erlernung erleichtert würde. Es ist leicht, solche Namen in unsern Sprachen zu wählen, wie z. B. Alpenspitze für A, Bogen für B, Curve für C; und aus dem hebräischen Lexicon können wir sogar andere Namen aussuchen, die ebensogut passen wie die jetzigen.

Mag nun der Ursprung der semitischen Charaktere ein syllabischer oder irgend ein anderer sein, keinenfalls ist das in den hebräischen Sprachlehren so zuversichtlich aufgestellte Argument stark genug für das darauf gelegte Gewicht, da die Uebereinstimmungen, auf denen es beruht, sich als nicht primär und wesentlich, sondern als secundär und oberflächlich erklären lassen. Die Liste der Buchstabennamen Aleph, Beth, Gimel und das Uebrige ist sicherlich eine sehr alte und interessante Urkunde; ihr Werth aber dürfte nicht darin liegen, daß sie uns zum bildlichen Ursprunge der hebräischen Buchstaben zurückführt, sondern darin, daß sie für uns unter der semitischen Rasse die früheste bekannte Version der Fibelverse aufbewahrt.

Mr. Samuel Sharpe hat einen Versuch gemacht, die he-

bräischen Buchstaben von ägyptischen Hieroglyphen abzuleiten, und in seiner Liste sind allerdings zwei Buchstaben, beide auch dem koptischen Supplement angehörend, f und sch, welche sich durch die ganze Serie der hieroglyphischen, hieratischen, phönizischen, alten und neuen hebräischen Schrift (in Vau und Schin) in sehr ähnlichen Formen wiederholen, ein Punkt, welcher sorgfältige Untersuchung verdient. [1]) In Betreff dieser Speculationen mag indeß bemerkt werden, daß, obwohl es wahrscheinlich ist, daß die Juden oder Phönizier die Schreibkunst von den Aegyptern überkommen haben, deren Besitz derselben erwiesenermaßen bis zu einer so frühen Periode hinaufreicht, aus einer solchen Annahme doch nicht nothwendig folgt, daß die Charaktere ihres Alphabets sich Buchstabe für Buchstabe auf die ägyptischen Originale zurückführen lassen müßten. Die Möglichkeit, daß ein Volk die Schreibkunst von einem andern bekommt, ohne die Charaktere, die letzteres für besondere Buchstaben brauchte, anzunehmen, wird nicht blos vermuthet, sondern ist thatsächlich. Zwei Systeme von Buchstaben oder vielmehr Charakteren, welche Sylben ausdrücken, sind in neuern Zeiten von Männern erfunden worden, die auf den Gedanken gekommen waren, Klang durch geschriebene Charaktere auszudrücken, indem sie die Bücher civilisirter Leute gesehn hatten und das Verfahren nach ihrer eigenen Art auf ihre eigenen Sprachen anwendeten.

Vor etlichen vierzig Jahren erfand ein Tscherokese gemischter Abkunft Namens Sequoyah (alias George Gueß) ein sinnreiches System seine Sprache in syllabischen Zeichen zu schreiben, welches von den Missionären angenommen wurde und allgemein Anwendung fand. Die von Schoolcraft mitgetheilte Tabelle enthält fünf und achtzig solcher Zeichen, die großentheils nach denjenigen copirt oder modificirt sind, die Sequoyah aus Druckschrift gelernt hatte; der Buchstabe

[1]) Sharpe, Egyptian Hieroglyphics; London, 1861, p. 17.

D ist jedoch a zu lesen, der Buchstabe M, lu; die Ziffer 4, se; und so fort durch R, T, i, A und eine Anzahl mehr. [1])

Das von einem westafricanischen Neger, Momoru Doalu Bukere d. h. Mohammed Doalu der Buchmann, erfundene syllabische System fand man vor ungefähr funfzehn Jahren im Vei-Lande im Gebrauch. [2]) Wenn Europäer nach dessen Ursprunge fragten, sagte Doalu, die Erfindung sei ihm in einem Traume von einem großen ehrwürdigen weißen Manne in einem langen Rocke offenbart worden, welcher sagte, er sei von andern weißen Leuten gesendet, ihm ein Buch zu bringen, und der ihm einige Charaktere lehrte, um Worte damit zu schreiben. Doalu erwachte, aber erfuhr nie, wie es mit dem Buche stand. Er versammelte daher seine Freunde und einer derselben hatte hernach einen andern Traum, worin ihm ein weißer Mann erschien, und ihm sagte, das Buch sei von Gott gekommen. Wie es scheint, hatte Doalu, als er ein Knabe war, wirklich einen weißen Missionär gesehn und Verse aus der englischen Bibel von ihm gelernt, so daß es ziemlich klar ist, daß ihn der Anblick eines gedruckten Buches zuerst auf den Gedanken brachte, den er in seinem sehr vollständigen und originellen phonetischen Systeme ausbildete. Nach Fig. 13 ist es

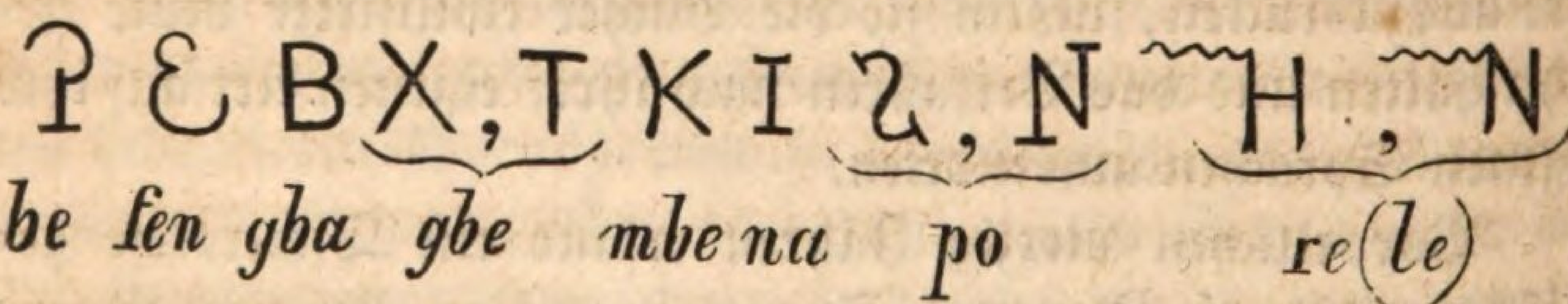


Fig. 13.

offenbar, daß ein Theil der von ihm gewählten Charaktere, natürlich ohne allen Bezug auf ihren Klang, den Buchstaben entlehnt wurde, die er im Druck gesehn hatte. Sein System zählt 162 Charaktere, die meist Sylben, z. B. a, be, bo, dso,

[1]) Schoolcraft, part II. p. 228. Bastian, Bd. I. S. 423.

[2]) Koelle, Grammar of the Vei Language; London, 1854, p. 229 etc.

fen, gba, doch bisweilen auch längere Articulationen ausdrücken, wie soli, sediya, taro. Obwohl es beinahe durchaus rein phonetisch ist, ist es doch interessant zu bemerken, daß es drei ächte Bilderzeichen einschließt: oo gba, „Geld", o°o bu, „Kanone" (durch Kugeln ausgedrückt,) und 〰 chi, „Wasser", welches letztere Zeichen mit jenem identisch ist, das in den ägyptischen Hieroglyphen für Wasser gebraucht ist.

Aus diesen Thatsachen erhellt, daß die Ueberlieferung der Schreibkunst nicht nothwendig eine detaillirte Ueberlieferung der angewendeten besondern Zeichen involvirt, und die Schwierigkeit, den Ursprung der semitischen Charaktere zu entdecken, mag darauf beruhen, daß sie großentheils oder ganz in der nämlichen Weise gebildet wurden, wie die americanischen und africanischen Syllabarien. Ist dem so, dann muß man die Hoffnung aufgeben, diesen Ursprung zu entdecken.

Schließlich mag bemerkt sein, daß die Kunst der Bilderschrift in allen Ländern bald verschwindet, sobald Wortschrift eingeführt ist; immer giebt es jedoch noch einige vereinzelte Formen, in denen sie sich, trotz Schreiben und Drucken, bis auf den heutigen Tag behauptet. Die sogenannten römischen Ziffern sind noch im Gebrauch und I II III sind so deutlich und unbestreitbar Bilderschrift, als irgend ein Zeichen auf einer indianischen Rolle von Birkenrinde. Warum V und X fünf und zehn bedeuten, ist nicht so klar; doch sprechen einige Umstände zu Gunsten der Ansicht, daß es daher gekommen sein möge, daß man Finger oder Striche bis neun gezählt und dann einen Strich mit einem andern querdurch gemacht habe, etwa wie der Taubstumme Massieu uns erzählt, daß ihn in seinem ungebildeten Zustande seine Finger bis zehn zählen lehrten, wo er dann ein Merkzeichen machte. Der mährische Missionär Loskiel sagt von den Irokesen, „sie zählen bis zehn und machen ein Kreuz, dann wieder bis zehn, und so fort, bis sie fertig sind; dann nehmen sie die Zehner zusammen und machen mit ihnen Hunderte, Tausende und

Hunderttausende".[1]) Ein neuerer Beobachter sagt von dem entfernten Stamme der Creeks, daß sie nach Zehnern rechnen und, indem sie auf Grabsäulen die Lebensjahre des Verstorbenen, die Skalpe, die er genommen, oder die Kriegszüge, die er geführt hat, aufzeichnen, für Einheiten senkrechte Striche und für zehn ein Kreuz machen.[2]) Das chinesische Zeichen für zehn ist ein aufrechtes Kreuz, und in einer alten chinesischen Beschreibung des Lebens Christi ist gesagt, „sie machten eine große und schwere Maschine von Holz, der Ziffer zehn gleichend," die er trug und woran er genagelt ward.[3]) Die Aegypter zählten in ihrer Hieroglyphenschrift mit senkrechten Strichen bis neun und machten dann ein besonderes Zeichen für zehn, so daß sie in dieser Hinsicht den modernen Creek-Indianern glichen; und der Umstand, daß die Chinesen nur I II III in Strichen zählen, mit einem X für vier und dann mit verschiedenen andern Zeichen fortfahren, bis sie zu + oder zehn kommen, steht nicht mit der Thatsache im Widerspruche, daß in drei oder vier, soviel uns bekannt von einander unabhängigen Zahlsystemen in Italien, China und Nordamerica mehr oder weniger der ersten Zahlen durch gezählte Striche und zehn durch einen gekreuzten Strich bezeichnet werden. Eine solcher Ursprung der römischen X steht ganz im Einklange mit der Anwendung einer halben X oder V für fünf, um eine Anzahl Striche zu ersparen, die mit einem Blicke schwer zu zählen sein würden.[4])

---

[1]) Loskiel, Gesch. der Mission der evangelischen Brüder; Barby, 1789, S. 39.

[2]) Schoolcraft, part I. p. 273.

[3]) Davis, The Chinese; London, 1851, vol. II. p. 176.

[4]) Ein daktylischer Ursprung der V, als sei sie eine rohe Figur der offenen Hand mit ausgestrecktem Daumen und an einander geschlossenen Fingern, die auf die mit aufrechten Fingern gemachten I II III IIII folge, ist von Grotefend vorgeschlagen worden und Andere haben daran gedacht. Er ist plausibel, entbehrt aber wirklichen Beweises.

Wie dem auch sei, der bildliche Ursprung der I II III steht außer Zweifel. Und zahlreiche Zeichen, die in technischer Schrift üblich sind, wie unter andern die astronomischen ☉, ☽ u. s. w., leben noch um zu zeigen, daß selbst inmitten der höchsten europäischen Civilisation der Geist der frühesten und rohesten Schreibform nicht ganz erloschen ist.

Sechstes Capitel.

Bilder und Namen.

Der vielgebrauchte Vergleich der Wilden mit „erwachsenen Kindern" ist im Grunde ganz richtig, nur darf man es damit nicht zu streng nehmen. Bei dem uncivilisirten Americaner oder Polynesier finden sich Körperkraft und Charakterstärke eines erwachsenen Mannes mit einer Geistesentwickelung verbunden, die in mancher Hinsicht nicht höher steht als diejenige des Kindes einer civilisirten Rasse. Es ist bereits bemerkt worden, wie leicht Kinder solche directe Gedankenäußerungen wie Geberdensprache und Bilderschrift würdigen und verstehen können. In gleicher Weise ist der Gebrauch von Puppen oder Figuren als eine Unterstützung der Operationen des Geistes allen Kindern vertraut, obwohl er unter denjenigen, die unter den Einflüssen civilisirter Gesellschaft aufwachsen, in der Folge meist verdrängt und vergessen wird. Wenig gebildete Europäer bringen sich jemals den Umstand völlig zum Bewußtsein, daß sie einst in einem Geisteszustande gelebt haben, aus welchem Rassen auf einer niedrigern Civilisationsstufe nie völlig herauskommen; doch ist dies sicher der Fall und das mit seiner Puppe spielende europäische Kind liefert den Schlüssel zu mehrern der Geistesphänomene, welche die höher cultivirten Rassen der Menschheit von denen auf einer niedrigern Stufe unterscheiden.

Wenn ein Kind mit einer Puppe oder einem Spielzeug

spielt, soll dieses im Geiste des Kindes gewöhnlich irgend einen imaginären Gegenstand vorstellen, dem es mehr oder weniger gleicht. Hölzerne Soldaten z. B., oder die Thiere in einem Kasten Noah, haben eine wirkliche, von jedermann sofort zu erkennende Aehnlichkeit mit Soldaten und Thieren und das Kind braucht sich dieselben nur größer und lebendig ;u denken und sich einzubilden, sie liefen, während es sie umherschiebt. Aber ein phantasiereiches Kind wird sich mit einer weit weniger wirklichen Aehnlichkeit als diese begnügen. Es wird ein stärkeres subjectives Element mitbringen und einen Hund statt eines Pferdes, einen Soldaten statt eines Hirten dienen lassen, bis endlich die objective Aehnlichkeit beinahe verschwindet und etwa ein Stück Holz umhergezogen wird, um ein Schiff auf der See oder eine Kutsche auf der Straße vorzustellen. Hier ist die Aehnlichkeit des Stückes Holz mit einem Schiffe oder einer Kutsche allerdings sehr gering; aber es ist ein Ding und kann in Bezug auf andere Gegenstände in entsprechender Weise umherbewegt und in eine passende Stellung gebracht werden. Wie ungleich das Spielzeug auch dem Gegenstande sein mag, den es in des Kindes Geiste vorstellt, immerhin entspricht es einem Zwecke und ist augenscheinlich eine Unterstützung für das Kind, welches es befähigt, seine Ideen zu ordnen und zu entwickeln, indem es die Gegenstände, Handlungen und Geschichten, womit es bekannt ist, zu einer Reihe dramatischer Bilder verarbeitet. Von wie großem Nutzen der materielle Gegenstand ist, indem er den Geist in Thätigkeit setzt, kann man sehn, wenn man ihn wegnimmt und das Kind spielen läßt, ohne daß es etwas hat, womit es spielen kann.

In zartem Alter lernen Kinder mehr durch Spiel als durch Unterricht; und der Nutzen der Spielsachen ist sehr groß für ihre geistige Entwickelung, indem sie dadurch das Mittel erhalten, eine Scene oder ein Ereigniß sozusagen in Stücke zu zerlegen und dessen Theile in neuen Combinationen zusammenzusetzen, ein Prozeß, welcher die Bestimmtheit der Vorstellungen des Kindes und seine Fähigkeit, Begriffe zu entwickeln, außer-

ordentlich steigert. Der Nutzen der Spielsachen besteht hauptsächlich darin, daß sie die subjective Seite des Geistes entwickeln, und daher haben die künstlich ausgearbeiteten Figuren und Modelle, womit man in neuester Zeit die Spielwaarenläden angefüllt sieht, so wenig Nutzen. Sie sind bis aufs Kleinste sorgfältig ausgearbeitet, aber sie sind Modelle oder Bilder, nicht Spielsachen, und Kinder, die ganz gut wissen was sie brauchen, werden ihrer nach wenig Stunden überdrüssig, es sei denn, daß sie sie zerbrechen und wirkliche Spielsachen aus den Stücken machen können. Was ein Kind braucht, ist nicht ein Bild, sondern das Mittel, deren tausend zu machen. Objective Kenntniß, wie sie sich mittels der ausgearbeiteten Puppenhäuser und Kramläden nebst Zubehör gewinnen läßt, kann im Ueberflusse anderswo durch bloße Beobachtung erlangt werden; Spielsachen aber sollten, um bei der ersten Erziehung von Werth zu sein, stets gesondert sein, so daß sie sich in den mannichfachsten Combinationen ordnen lassen; desgleichen sollten sie nicht zu sclavische und detaillirte Copien von Gegenständen sein, nicht reine Nachbildungen, sondern Symbole, die ein Kind mit Hilfe seiner Einbildungskraft für viele Gegenstände gelten lassen kann.

In spätern Jahren und unter hochgebildeten Völkern muß der geistige Prozeß, der in einem mit hölzernen Soldaten und Pferden spielenden Kinde vor sich geht, obwohl er nie verschwindet, inmitten mehr complicirter Phänomene gesucht werden. Vielleicht gleicht nichts im spätern Leben der Wirkung einer Puppe auf ein Kind so genau, als die Wirkung der Illustrationen einer Erzählung auf einen erwachsenen Leser. Hier ist die objective Aehnlichkeit sehr unbestimmt; zwei Künstler könnten Bilder der nämlichen Scene liefern, die einander sehr ungleich wären, selbst die dargestellten Personen und Orte sind imaginär, und welche Realität und Bestimmtheit erhält gleichwohl die Scene durch ein gutes Bild! Aber in diesem Falle complicirt sich die unmittelbare Wirkung eines Bildes auf den Geist mit den tiefsten Problemen der Malerei und

Sculptur. Der Vergleich der Geistesthätigkeit des uncivilisirten Mannes und des civilisirten Kindes ist weit weniger schwierig.

Mr. Backhouse bemerkte eines Tages in Van Diemens Land, wie ein eingebornes Weib mehrere Steine ordnete, welche flach, oval, etwa zwei Zoll lang und in verschiedenen Richtungen mit schwarzen und rothen Linien gezeichnet waren. Diese stellten, wie er erfuhr, abwesende Freunde vor und der eine, der größer als die übrigen war, galt für eine fette Eingeborne auf Flinders Island, die unter dem Namen Mutter Brown bekannt war.[1] Aehnliche Gebräuche finden sich unter weit höhern Rassen als den unglücklichen Tasmaniern. Unter einigen nordamericanischen Stämmen erhält sich eine Mutter, die ein Kind verloren hat, dessen Andenken stets lebendig, indem sie seine Wiege mit schwarzen Federn und Kielen füllt und diese ein Jahr oder länger mit sich umher trägt. Hält sie sich irgendwo auf, so stellt sie die Wiege auf und spricht zu ihr, während sie mit ihrer Arbeit beschäftigt ist, ganz wie sie es gethan haben würde, wenn das todte Kind noch lebendig darin gelegen hätte.[2] Hier haben wir keine Figur; aber in Africa finden wir eine das Kind vorstellende rohe Puppe als Denkzeichen aufbewahrt. Es ist wohl bekannt, daß in einem großen Theile Africas der Gebrauch herrscht, sobald Zwillinge geboren werden, einen oder beide auf der Stelle zu tödten. Unter den Wanyamwezi wird einer der beiden stets getödtet; und seltsam genug, „der allgemeine Brauch unter diesen Stämmen ist, daß die Mutter einen Flaschen-Kürbiß in Häute wickelt, den sie mit dem überlebenden Kinde schlafen legt und nährt.“[3] Unter den Betschuanen ist es Sitte für verheirathete Frauen, eine Puppe mit sich herumzutragen, bis sie ein Kind haben, wo dann die Puppe abgelegt wird. Eine dieser Puppen be-

[1]) Backhouse, Narrative of a Visit to the Australian Colonies; London, 1843, p. 104.

[2]) Catlin, vol. II. p. 133.

[3]) Burton, Central Africa, vol. II. p. 23.

findet sich im Londoner Missionsmuseum und sie besteht einfach aus einem langen Flaschenkürbiß, der mit Perlenschnuren umwickelt ist. Die Basuto-Frauen gebrauchen in derselben Weise Thonpuppen, denen sie die Namen von Schutzgottheiten geben und die sie wie Kinder behandeln.[1] Unter den Ostjaken Ostsibiriens findet sich ein noch lehrreicherer Fall, wobei wir den Uebergang von der Figur des todten Mannes zum wirklichen Götzenbilde sehen. Wenn ein Mann stirbt, stellen sie ein rohes hölzernes Bild von ihm auf, welches Opfer empfängt und dem Ehren gezollt werden, während die Wittwe es umarmt und herzt. In der Regel werden diese Bilder nach Ablauf von etwa drei Jahren begraben, bisweilen aber wird das Bild eines Schaman [2]) dauernd aufgestellt und bleibt für immer als ein Heiliger stehen.[3]

Der hauptsächliche Nutzen der Bilder für Rassen auf niedrigern Civilisationsstufen ist derjenige, worauf ihr Name, welcher „das Sichtbare" heißt, *εἴδωλον*, Idol, in neuern Sprachen meist beschränkt worden ist. Für den Wilden entspricht das Idol in einem Gebiete des Denkens demselben Zwecke, wie sein Analogon, die Puppe, für das Kind. Es befähigt ihn, den vagen Vorstellungen von höhern Wesen, die sein Geist ohne materielle Hilfe kaum zu fassen vermag, eine bestimmte Existenz und Persönlichkeit zu geben. Wie diese Vorstellungen in den Geist selbst der rohesten Wilden kommen, braucht hier nicht erörtert zu werden; es genügt zu wissen, daß sie, so weit wir genaue Kunde haben, überall mindestens in einem rudimentären Zustande vorhanden zu sein scheinen.

---

[1]) Casalis, p. 251.

[2]) Ein Schamane ist ein eingeborner Zauberer oder Arzt. Sein Name ist corrumpirt aus dem Sanskritworte çramana, ein Buddhistischer Ascet, ein Ausdruck, welcher einer von den vielen Resten des Buddhismus in Nordasien ist, die sich dort im wuchernden Fetischdienste der Ostjaken und Tungusen naturalisirt haben.

[3]) Erman, Reise um die Erde; Berlin, 1833—48, Bd. II. S. 677.

Es scheint nicht, daß Idole die religiösen Begriffe bis zu den untersten Schichten des Menschengeschlechts hinab begleiten, sondern daß sie vielmehr einer Periode des Uebergangs und Wachsthums angehören. Mindestens scheint dies die einzige vernünftige Erklärung der Thatsache, daß wir z. B. in America unter den niedrigsten Rassen, den Feuerländern und den Indianern der südlichen Wälder, wenig oder nichts von Idolen hören. Unter den sogenannten rothen Indianern des Nordens finden wir bisweilen, doch nicht allgemein, Idole verehrt und denselben Opfer gebracht, während in Mexico und Peru der ganze Götzenapparat, Tempel, Priester und Opfer, in einer höchst complicirten und ausgebildeten Form gefunden wird. Allerdings hat es nicht den Anschein, als könne die Zunahme des Gebrauchs der Idole als irgend ein directer Maßstab für die Zunahme religiöser Begriffe genommen werden, welche mit einer Menge anderer Dinge verflochten ist. Es scheint jedoch daß, wenn der Mensch einen Weg gefunden hat um das religiöse Element in sich zu entwickeln, er das Mittel ergreift, eine Puppe oder einen Stein als das Symbol und den Vertreter der Begriffe von einem höhern Wesen hinzustellen, die sich dunkel in seinem Geiste regen. Er erblickt darin, wie das Kind in einer Puppe, eine materielle Form, die seine Einbildungskraft mit all den Attributen eines Wesens bekleiden kann, das er nie gesehn hat, dessen Existenz und Natur er aber nach dem beurtheilt, was er für seine Werke hält. Er kann ihm den Ehrenplatz anweisen, kann es in die köstlichsten Gewänder hüllen und es mit solchen Opfergaben versöhnen, die ihm selbst annehmbar sein würden. Der christliche Missionär geht unter die Heiden, um die Lehren einer höhern Religion zu lehren und dem rohen Aberglauben des Wilden den Glauben an einen Gott zu substituiren, der das menschliche Fassungsvermögen so weit übersteigt, daß für den Menschen eine Definition der Gottheit nur mittels vager Prädicate, wie der unendlichen Macht, Dauer, Weisheit und Güte, möglich ist. Es ist vielleicht nicht zu

verwundern, wenn der Missionär im Götzendienste nur abscheuliche Thorheit und Nichtswürdigkeit sieht und ein Idol als eine eigene Erfindung des Teufels betrachtet. Ueberdies bestärkt ihn in einer solchen Ansicht der Umstand, daß durch die Operation eines gewissen Gesetzes des menschlichen Geistes (wovon sogleich mehr gesagt werden soll,) das Idol, welches einst einem bestimmten und wichtigen Zwecke in der Erziehung des Menschengeschlechts diente, mit dem Begriffe, dessen Symbol es war, verwechselt worden und solchergestalt zum Vater des gröbsten Aberglaubens und Trugs geworden ist. Der Forscher aber, der sich beschäftigt, die frühesten Stufen menschlicher Civilisation aufzusuchen, kann in dem rohen Bilde des Wilden eine wichtige Hilfe erster religiöser Entwickelung entdecken, während es oft geschieht, daß der Missionär ebenso unfähig ist, den Nutzen und Werth eines Idols zu würdigen, als der erwachsene Mann den Nutzen einer Puppe für ein Kind zu begreifen vermag.

Da der Mensch das höchste lebende Geschöpf ist, welches gesehn und nachgeahmt werden kann, so ist es natürlich, daß Idole meistens mehr oder minder rohe Nachahmungen der menschlichen Gestalt sind. Um anzuzeigen, daß die Wesen die sie vorstellen, größer und stärker als der Mensch sind, sind sie oft von gewaltiger Größe und bisweilen zeigen, als ein sehr natürliches Auskunftsmittel, mehrere Köpfe sowie mehre Arm- und Beinpaare, daß sie mehr Weisheit, Stärke und Schnelligkeit als der Mensch haben. Sonne und Mond, die im Natursysteme des Wilden oft für lebendige Wesen von ungeheurer Kraft gehalten werden, sind in Bildern dargestellt. Auch Thiere kommen oft zu der Ehre, übernatürliche Mächte zu vertreten, ein Brauch, der uns nicht wundernehmen darf, wenn wir erwägen, daß der Wilde die Thiere nicht so tief unter sich erblickt, als dies seitens des civilisirten Menschen geschieht, sondern ihnen den Besitz der Sprache und, nach seiner Art, auch der Seele zugesteht, während wir vielleicht in entgegengesetzter Richtung irren, indem wir die große Lücke, welche

den niedrigsten Menschen vom höchsten Thiere trennt, zu einem unüberschreitbaren Abgrunde ausdehnen. Da überdies Thiere manche Kräfte haben, die der Mensch nur in geringerem Grade oder gar nicht besitzt, so werden diese Kräfte einer Gottheit zugeschrieben, indem man dieselbe in Gestalt der Thiere personificirt, die jene Kräfte besitzen, oder indem man einem Bilde menschlicher Gestalt Theile solcher Thiere giebt; so können die Füße eines Hirsches, der Kopf eines Löwen oder die Flügel eines Vogels dienen, um die Schnelligkeit oder Wildheit eines Gottes auszudrücken oder zu zeigen, daß er in den Lüften fliegen kann, oder sie sind auch vielleicht, wie die Bocksfüße Pan's, nur Andeutungen seines Charakters und seiner Functionen.

Es ist nicht nothwendig, daß die Figur einer Gottheit das Charakteristische der Rasse hat, die sie verehrt; die Figur einer andern Rasse kann zweckdienlicher scheinen. Mr. Catlin brachte z. B. ein Zelt von den Krähen-Indianern mit zurück, auf dessen einer Seite, nach seiner Beschreibung, der Große oder Gute Geist, auf der andern aber der Böse Geist gemalt ist. Seine Zeichnung zeigt leider nur eine Figur deutlich in der unverkennbaren Uniform eines weißen Soldaten, mit einer Muskete in der einen und einer Pfeife in der andern Hand,[1]) und dies mag wohl wahrscheinlich die Figur des Guten Geistes sein, denn die Pfeife ist ein bekanntes Friedenszeichen.[2]) Aber der weiße Mann sitzt dem wilden Maler auch zum Bildnisse des Bösen Dämons, besonders in Africa, wo wir die Eingebornen von Mozambique ihren Teufel nach dem Ebenbilde eines weißen Mannes zeichnen sehen,[3]) während Römer, indem er von den Bewohnern der Guineaküste spricht, bemerkt, daß sie sagen der Teufel sei weiß und ihn mit ihren

[1]) Catlin, vol. I. p. 44.

[2]) Sir G. Simpson, Narrative of a Journey round the World; London, 1847, vol. I. p. 75.

[3]) Purchas, vol. V. p. 758. S. Livingstone, Missionary Travels, etc. in South Africa; London, 1857, p. 465.

weißesten Farben malen. Die Bilder von ihm werden von dem alten Weibe, welches sie macht, auf etwa eine Woche an Leute vermiethet, welche der Teufel nachts heimsucht. Wenn er sein Bild sieht, erschrickt er so sehr, daß er niemals wieder kommt. [1]) Mit dieser Personification braucht indeß keineswegs eine Beleidigung des weißen Mannes beabsichtigt zu sein. So sagt Capitain Burton von seinem africanischen Namen Muzungu Mbaya, „der böse weiße Mann", es würde nur ein erbärmliches Compliment gewesen sein, wenn man ihn den guten weißen Mann genannt hätte. Die Ehrerbietung des Wilden beruht weit mehr auf Furcht als auf Liebe und der weiße Colonist hat selten verfehlt zu begreifen, daß ihn der Wilde nur in dem Maße respectirt, als er ihm die Macht und zugleich den Willen ihm zu schaden zeigt.

Die Rohheit und Formlosigkeit mancher der Blöcke und Steine, die unter vielen Stämmen, und zwar nicht immer den niedrigsten, als Idole dienen, ist oft überraschend. Nur eine Grenze scheint der Formlosigkeit eines Idols gesetzt zu sein, welches die menschliche Gestalt noch vertreten soll, und dies ist die nämliche Grenze die ein Kind unbewußt beobachten würde: Länge, Breite und Stärke des Bildes nämlich dürfen nicht allzusehr von den Proportionen des menschlichen Körpers abweichen. Ein Holzscheitchen oder eine Baumwollhaspel, aufrecht gestellt oder liegend, wird für ein Kind gut genug dienen, einen Mann oder eine Frau liegend oder stehend vorzustellen, aber ein Würfel oder ein Ball würden dem Zwecke nicht so gut entsprechen und könnten, wenn sie einen Menschen bedeuteten, auch selbst der Phantasie eines Kindes wohl schwerlich mehr vorzustellen scheinen, als Stellung und Bewegung oder relative Größe, wenn mit größern oder kleinern Gegenständen verglichen. Ziemlich denselben Maßstab wendet der uncivilisirte Mensch in einer gewissen Classe Mythen oder

---

1) L. F. Römer, Nachrichten von der Küste Guinea's; Kopenhagen, Leipzig, 1769, S. 43.

Sagen an, die auf diese Weise gemacht werden. Wir Alle haben mehr oder weniger die Gabe, Menschen- und Thiergestalten in leblosen Gegenständen zu sehen, deren Umrisse bisweilen wirklich eine bedeutende Aehnlichkeit mit demjenigen zeigen, an was sie uns gemahnen, die aber in manchen Fällen den Dingen, zu welchen die Einbildungskraft sie gestaltet, nur ungefähr in den Verhältnissen ihrer längern und kürzern Durchmesser gleichen. Mythen, die an solche eingebildete Aehnlichkeiten angeknüpft werden oder aus ihnen erwachsen sind, kann man aus allen Theilen der Welt und unter allen, hoch oder tief auf der Stufenleiter der Cultur stehenden Rassen sammeln.

Unter den Riccaras war einst ein junger Indianer, der ein Mädchen liebte, dessen Eltern jedoch ihre Einwilligung zur Ehe versagten; so ging der Jüngling hinaus in die Prärie, sein Schicksal beklagend, und das Mädchen wanderte hinaus nach dem nämlichen Orte, und der treue Hund folgte seinem Herrn. Dort irrten sie umher, ohne alle andere Nahrung als wilde Trauben, und endlich wurden sie in Stein verwandelt, zuerst ihre Füße, dann nach und nach der Obertheil ihrer Körper, bis zuletzt nichts unverwandelt geblieben war, als eine Traube, die das Mädchen noch bis diesen Tag in der Hand hält. Und diese ganze Geschichte ist aus der eingebildeten Aehnlichkeit dreier Steine mit zwei menschlichen Figuren und einem Hunde erwachsen. In der Nähe wachsen viel Trauben und die Riccaras verehren diese Figuren und lassen kleine Opfergaben zurück, wenn sie vorüberkommen. [1])

Es war einmal ein Maori-Krieger Namens Hau, und sein Weib Wairaka verließ ihn. So folgte er ihr denn, indem er von einem Flusse zum nächsten ging, und endlich kam er zu einem, wo er arglistig aus dem Winkel seines Auge spähte, um zu sehn, ob er sie entdecken könnte. Er athmete schwer, als er den Ort erreichte, wo Wairaka mit ihrem Geliebten saß.

---

[1]) Lewis and Clarke, Expedition; Philadelphia, 1814, p. 107.

Er sprach zu ihr: „Wairaka, ich bin durstig, hole mir etwas Wasser." Sie stand auf und ging hinab zur See mit einer Kürbisflasche in jeder Hand. Er ließ sie gehen, bis ihr die Wellen bis über die Schultern strömten, dann sprach er einen Zauber, der sie in einen Fels verwandelte, welcher noch ihren Namen trägt. Darauf zog er fröhlich seines Wegs. [1])

So konnte man die Gestalt der weinenden Niobe, in einen Stein verwandelt, auf dem Berge Sipylus sehen. [2]) So haben die Kreise aufrechter Steine, aufgestellt in grauer Vorzeit auf Höhen und Hügelspitzen in England und anderwärts, und deren Zweck nicht mit Sicherheit ermittelt ist, den Gedanken an einen Ringeltanz eingegeben und es hat sich, vielleicht in puritanischen Zeiten, die Geschichte ausgebildet, daß ein solcher Ring eine Schaar Mädchen gewesen, die in Stein verwandelt wurden, weil sie an einem Sonntage tanzten.

Eine Sage, die in Palästina wahrscheinlich noch erzählt wird, spricht von einer Stadt zwischen Petra und Hebron, deren Einwohner wegen ihrer Gottlosigkeit in Stein verwandelt wurden. Diese Sage mag in jene Geschichte der Tausend und einen Nacht von der Stadt der Feueranbeter übergegangen sein, welche den Islam nicht annehmen wollten und in Stein verwandelt wurden. Der Reisende Seetzen besuchte den Ort, wo die Reste der versteinerten Einwohner der gottlosen Stadt noch zu sehn sind, und er fand ihre Köpfe, eine Menge steiniger Klumpen, am Boden umhergestreut. [3])

Die Mythen von Fußtapfen, die von Göttern oder mächtigen Menschen in den Fels gedrückt worden, gehören nicht unter die am wenigsten merkwürdigen dieser Classe, nicht nur der starken Einbildungskraft wegen, die dazu gehörte, in blos runden oder langen Höhlungen Fußtapfen zu sehen, sondern auch der Einmüthigkeit wegen, mit welcher Aegypter, Griechen

[1]) W. B. Baker, On Maori Popular Poetry, Trans. Eth. Soc.; London 1861, p. 49.

[2]) Pausanias, I. 21.

[3]) Kenrick, Essay on Primaeval History; London, 1846, p. 41.

Brahmanen, Buddhisten, Christen und Moslems, alle unter ihrem eigenen Gesichtspunkt, dieselben als Reliquien angenommen haben. Typus in dieser Beziehung ist die heilige Fußtapfe von Ceylon, eine 5 Fuß lange, 2 ½ Fuß breite Höhlung im Felsen auf dem Gipfel von Adams Peak, der man durch Mörtelabtheilungen für die Zehen einigermaßen die Gestalt eines ungeheuren Fußeindrucks gegeben hat. Brahmanen, Buddhisten und Muselmänner erklimmen noch immer den Berg, um die Fußtapfe zu verehren, aber der Brahman schreibt sie Siva zu, der Buddhist dagegen dem großen Stifter seiner Religion, Gautama Buddha, und dem Muselmann gilt sie für den Ort, wo Adam stand, als er aus dem Paradiese getrieben war; die Gnostiker dagegen hielten sie für die Fußtapfe Ieu's und die Christen waren getheilt zwischen den widerstreitenden Ansprüchen des heiligen Thomas und des Eunuchen der äthiopischen Königin Candace. [1]) Die Anhänger jener verschiedenen Glaubenslehren haben in vielen Ländern der alten Welt heilige Fußspuren gefunden und die Christen haben die Idee in verschiedene Theile Europa's verpflanzt, wo Heilige den Eindruck ihrer Füße zurückgelassen haben; ja, selbst in America ließ St. Thomas, als ein Denkzeichen seiner mythischen Reise, seine Fußtapfen auf dem Gestade von Bahia. [2])

Möglicherweise kann die ganze Masse der Fußtapfen-Sagen der alten Welt einen einzigen Ursprung gehabt haben und von einem Volke zum andern gewandert sein. Man findet die Geschichte auch auf den Südseeinseln, denn auf Samoa werden zwei etwa sechs Fuß lange hohle Stellen in einem Felsen als die Fußtapfen Tiitii's gezeigt, wo er stand, als er den Himmel von der Erde emporstieß. [3]) Es giebt indeß Gründe,

---

[1]) Tennent, Ceylon; vol II. p. 132. Scherzer, Voy. of the Novara, Engl. Tr.; London, 1861, etc. vol. I. p. 413.

[2]) Southey, History of Brazil; London, 1822, vol. I.; Sup. p. XX.

[3]) Rev. G. Turner, Nineteen Years in Polynesia; London, 1861, p. 245.

die uns abhalten können, die große polynesische Mythologie als unabhängig von asiatischem Einflusse zu betrachten. Selbst in Nordamerica, am Rande des großen Pfeifensteinbruchs, wo der Große Geist stand, als das Blut der Büffel, die er verzehrte, auf den Stein herabfloß und ihn roth machte, sind seine Fußtapfen, tief in den Fels eingedrückt, in Gestalt der Spur eines großen Vogels zu sehen. [1])

Es giebt drei Arten Eindrücke im Felsen, die als Grundlage für derartige Märchen gedient haben können. In vielen Gegenden der alten Welt finden sich fossile Fußtapfen von Vögeln und Vierfüßlern, deren viele von ungeheurer Größe sind. Die nordamericanischen Indianer, die auf Fußtapfen von Menschen und Thieren ganz besonders aufmerksam sind, graben auch sehr oft solche auf Felsen ein und zwar bisweilen sammt den Figuren der Thiere, denen sie angehören. Diese Fußtapfen sind manchmal so natürlich gemacht, daß man sie für wirkliche halten kann. Der Felsen, von welchem Andersson in Südafrica hörte, „worauf die Spuren all der verschiedenen im Lande heimischen Thiere deutlich sichtbar sind", [2]) ist wahrscheinlich solch ein künstlich bearbeiteter Fels. Drittens giebt es solche formlose Höhlungen wie jene, an welche sich die meisten oder alle derartigen Sagen der alten Welt zu knüpfen scheinen. Will man nun den Ursprung dieser Mythen ermitteln, so liegt die Schwierigkeit darin, daß, wenn die Spuren wirklich fossile oder gute Sculpturen sind, Erzählungen von den Wesen, die sie machten, irgendwo selbständig entstehen konnten; aber es läßt sich nicht wohl annehmen, daß Menschen an vielen verschiedenen Orten unabhängig von einander auf den wunderlichen Gedanken kommen konnten, sechs Fuß lange bloße Höhlungen für ungeheure Fußtapfen anzusehn, wofern nicht die Kunde, daß man sonstirgendwo ungeheure Fußtapfen gefunden habe, bereits verbreitet war. Wir

---

[1]) Catlin, vol. II. p. 165, etc.

[2]) C. J. Andersson, Lake Ngami, etc., p. 327.

verweisen in der Anmerkung auf einige den Gegenstand betreffende Stellen. [1])

Es ist oben bemerkt worden, daß es einen gewissen Prozeß des menschlichen Geistes gebe, durch welchen unter Menschen auf einer niedrigen Bildungsstufe der Gebrauch von Bildern zu grobem Aberglauben und Trug führe. Niemand wird leugnen, daß ein augenscheinlicher Zusammenhang zwischen einem Gegenstande und einer Figur oder einem Bilde desselben sei; aber wir civilisirten Menschen wissen wohl, daß dieser Zusammenhang nur subjectiv d. h. nur im Geiste des Beobachters sei, während kein objectiver Zusammenhang zwischen ihnen stattfindet. Unter objectivem Zusammenhang verstehe ich einen solchen, wie er etwa zwischen dem Eimer im Brunnen und der Hand, die ihn emporzieht, stattfindet: hält die Hand inne, so halt der Eimer auch inne; oder zwischen einem Menschen und seinem Schatten: wenn sich der Mensch bewegt, bewegt sich der Schatten auch; oder zwischen einem Electromagneten und den Eisenfeilspänen in dessen Nähe: wenn der Strom durch den Drath geht, erfolgt eine Veränderung in der Lage der Eisenfeilspäne. Dies sind freilich plumpe Beispiele; wird indeß größere Genauigkeit verlangt, so könnte man sagen, der Zusammenhang sei gewissermaßen, was ein Mathematiker ausdrückt, wenn er sagt, y sei eine Function von x, so daß, wenn x sich verändert, sich auch y verändert. Der Zusammenhang zwischen einem Menschen und seinem Bildniß ist nicht objectiv, denn was dem Menschen geschieht, hat keine Wirkung auf das Bildniß und umgekehrt.

Einem gebildeten Europäer klingt dies heutzutage wie eine so selbstverständliche Wahrheit, daß man sie gar nicht

---

[1]) Lyell, Second Visit to U. S.; London, 1850, vol. II. p. 313. C. Hamilton Smith, Nat. Hist. of Human Species; Edinburgh, 1848, p. 35. Schoolcraft part III. p. 74. Burton, Central Africa; vol. I. p. 288. Squier and Davis, Anct. Mon. of Mssi. Valley, vol. I. of Smithsonian Contr.; Washington, 1848, p. 293. Rawlinson, Herodotus; book II. 91. IV. 82.

erst förmlich auszusprechen braucht; trotzdem mag bemerklich zu machen sein, daß dies einer der Fälle ist, hinsichtlich deren die angehäufte Erfahrung und der lange Erziehungsgang der civilisirten Rassen diese dahin gebracht haben, nicht nur die Ansicht des Wilden umzustoßen, sondern gemeiniglich auch zu glauben, ihre eigenen Ansichten seien die einzigen, die sich im Geiste eines vernünftigen menschlichen Wesens natürlich bilden könnten. Es bedarf keiner sehr umfassenden Bekanntschaft mit dem Leben und der Denkweise des Wilden, um nachzuweisen, daß sich überall in der Welt, besonders aber unter Rassen auf einer niedrigen geistigen Stufe, eine Anschauungsweise bezüglich dieses Gegenstandes findet, die sehr von derjenigen abweicht, zu welcher eine vorgeschrittenere Bildung uns geführt hat. Auf einer niedern Culturstufe glaubt der Mensch gemeiniglich, daß zwischen dem Gegenstande und dem Bilde desselben ein wirklicher Zusammenhang statthabe, der nicht auf einem bloß subjectiven Prozesse im Geiste des Beobachters beruhe, und daß es demgemäß möglich sei, dem Originale einen Eindruck durch die Copie mitzutheilen. Wir können diesen irrigen Glauben bis zu Perioden hoher Civilisation verfolgen, während seine Spuren schwächer werden je nachdem die Bildung fortschreitet, und es ist nicht nur diese Verwechselung subjectiver und objectiver Verbindung die erste Ursache der meisten Täuschungen des Götzendienstes, sondern es läßt sich auch ein anscheinend so dunkler Gegenstand wie Magie und Zauberei großentheils in helles Licht setzen, wenn man sie als aus jenem Geistesprozesse hervorgegangen betrachtet.

Ein früher Beobachter der Eingebornen Australiens berichtet, daß sie bei ihren imitativen Tänzen Gebrauch von einer aus Gras gefertigten Figur eines Känguruh machten, und man glaubte, daß ihnen die Ceremonie Macht über die wirklichen Känguruhs im Busche gäbe.[1]) Wenn in Nordamerica ein Alconquin-Zauberer ein besonderes Thier zu

---

[1]) Collins, New South Wales; London, 1798, vol. I. p. 569.

tödten wünscht, macht er ein Gras- oder Leinwandbild desselben und hängt es in seinem Wigwam auf. Dann wiederholt er mehrmals die Zauberformel! „Sieh, wie ich schieße", und läßt einen Pfeil auf das Bild fliegen. Sitzt der Pfeil fest, so ist das ein Zeichen, daß das Thier am nächsten Tage getödtet werden wird. Ferner, während ein Pfeil, der vom magischen Medawin berührt und dann auf die Fährte des Thieres geschossen ist, den Lauf desselben hemmen oder es sonst wie afficiren soll, bis der Jäger hinzukommen kann, so glaubt man auch eine ähnliche Kraft auszuüben, wenn nur die Figur des gesuchten Thieres auf Holz oder Rinde gezeichnet und alsdann den Einflüssen der magischen Medicin und Zauberformel unterworfen wird. [1]) In ihren Bilderschriften deuten sie an, daß ein Mensch oder Thier unter magischem Einflusse sei, indem sie eine Linie vom Munde nach dem Herzen ziehen, wie in der beifolgenden Figur, die einen Wolf unter dem Zauber des Magiers vorstellt und der vom „Medicinmann" gesungenen Zauberformel entspricht: „Lauf, Wolf, dein Leib ist mein."[2]) Charlevoix, der im vorigen Jahrhundert schrieb, bemerkt, daß die Illinesen und einige andere Stämme kleine Puppen machen, welche diejenigen vorstellen, deren Leben sie zu kürzen wünschen, und daß sie diese Bilder durch die Brust stoßen. [2])



Fig. 14.

Solchergestalt finden wir unter den Indianern Nordamericas eine der gewöhnlichsten Zauberkünste, die in Europa im Alterthum und im Mittelalter geübt wurde. Die Kunst, ein Bild zu machen und es wegzuschmelzen, auszutrocknen, darnach zu schießen, Nadeln oder Dornen hineinzustechen, damit ein gleiches Uebel der Person zustoßen soll, die es vorstellt,

---

[1]) Schoolcraft, part I. pp. 372, 380—382.

[2]) Charlevoix, vol. VI. p. 88.

ist zu wohl bekannt, um hier einer ausführlichen Beschreibung zu bedürfen,[1]) und wird übrigens in verschiedenen Ländern noch in Anwendung gefunden. So sollen die peruanischen Zauberer Lumpenpuppen machen, Cactusdornen hineinstecken und sie in geheimen Löchern in Häusern oder in der Wolle der Betten und Kissen verbergen, um Leute dadurch zu verkrüppeln oder auch krank oder wahnsinnig zu machen.[2]) In Borneo existirt noch der bekannte europäische Brauch, eine Wachsfigur des zu behexenden Feindes zu machen, dessen Leib hinschwinden wird, wie das Bild allmählich geschmolzen wird,[3]) wie man von Margery Jordane's wächsernem Bilde Heinrichs VI. erzählt. Die Hindu-Künste beschreibt der Abbé Dubois wie folgt: „Sie kneten Erde, von den vier und sechzig unsaubersten Orten genommen, mit Haar, Haarabschnitzeln, Lederstückchen u. s. w., und daraus machen sie kleine Figuren, auf deren Brust sie den Namen des Feindes schreiben; über diesen sprechen sie magische Worte und Mantrams und weihen sie durch Opfer. Kaum ist dies gethan, als die Grahas oder Planeten die gehaßte Person ergreifen und ihr tausend Uebel zufügen. Bisweilen bohren sie diese Figuren mit einer Ahle mittendurch oder verstümmeln sie auf mancherlei Weise in der Absicht, den Gegenstand ihrer Rache in Wirklichkeit zu tödten oder zu verstümmeln."[4]) Ferner, die Karens Birmah's formen das Bild einer Person aus der Erde ihrer Fußtapfen und bestecken es über und über mit Baumwollsamen, um die vorgestellte Person auf diese Weise stumm zu machen.[5]) Hier haben wir die Fertigung der Figur ver-

[1]) Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, Göttingen, 3. Aufl.; 1854, S. 1045 ꝛc. Brand, Popular Antiquities, Bohn's Series; London, 1855, vol. III. p. 10 etc.

[2]) Rivero und Tschudi, S. 181.

[3]) St. John, vol. II. p. 260.

[4]) Dubois, Moeurs etc., des Peuples de l'Inde; Paris, 1825, vol. p. 63.

[5]) Mrs. Mason, Civilizing Mountain Men; London, 1862, p. 121.

bunden mit dem in Deutschland als Erdschnitt bekannten Brauche: man schneidet nämlich die Erde oder den Rasen aus, worauf der Mann, der vernichtet werden soll, gestanden hat, und hängt sie in den Schornstein, damit er umkommen möge, wie seine Fußtapfe vertrocknet und einschrumpft. [1])

In diesen Fällen hat man den Zweck im Auge, das Original durch das Bild zu beschädigen; aber es ist auch möglich, ein Bild zu machen, den bösen Geist der Krankheit, welche die Person, die das Bild vorstellt, befallen hat, hinein zu versetzen und es dann wie einen Sühnbock hinaus in die Wüste zu schicken. In Westafrica bannt man Teufel in Puppen; [2]) in Siam macht der Doctor ein Bild aus Lehm, schickt seines Patienten Krankheit hinein, trägt es dann in den Wald und vergräbt es; [3]) während der Tunguse sein Bein oder sein Herz heilt, indem er ein geschnitztes Modell des leidenden Theiles bei sich trägt. [4])

Die Uebertragung des Lebens oder der Eigenschaften eines lebendigen Wesens auf ein Bild kann geschehn indem man letzterem einen Namen giebt oder eine Ceremonie darüber vollzieht. So berührt beim Feste des Durga Puja der fungirende Brahmine Wangen, Augen, Brust und Stirn jedes der in Bereitschaft gehaltenen Bilder und spricht: „Laß die Seele Durga's lange in Glückseligkeit in diesem Bilde verbleiben.“ Bis ihnen solchergestalt Leben gegeben ist, können sie nicht verehrt werden. [5]) Aber die bloße Anfertigung des Bildes eines lebendigen Geschöpfs ist unter Rassen, die noch nicht völlig aus dem Geisteszustande, dem diese Gebräuche angehören, herausgetreten sind, sehr häufig genügend, den Zusammenhang desselben

---

[1]) Grimm, D. M., S. 1047.

[2]) Hutchinson, in Tr. Eth, Soc.; London, 1861, p. 336.

[3]) Bowring, Siam; London, 1857, vol. I. p. 139.

[4]) Ravenstein, The Russians on the Amur; London; 1861, p. 351.

[5]) Coleman, The Mythology of the Hindus; London, 1832, p. 83.

mit dem Lebendigen sofort mit sich zu bringen. Der Muhamedaner, welcher die Sache aus einem sehr verschiedenen Gesichtspunkte und doch mit dem nämlichen Gefühle eines nothwendigen Zusammenhanges zwischen Leben und dem Bilde des lebendigen Geschöpfes betrachtet, ist des Glaubens daß, demjenigen, der in dieser Welt ein Bild macht, dasselbe am Tage des Gerichts mit der Aufforderung vorgehalten werden wird, ihm Leben zu geben, aber er wird das solchergestalt halbfertig gelassene Werk nicht vollenden können und zur Büßung seines Vergehens in die Hölle geschickt werden.

Während uns vorstehende Beispiele zeigen, wie weit verbreitet und tief gewurzelt der Glaube ist, daß ein wirklicher Zusammenhang zwischen dem Gegenstand und seinem Bilde bestehe, können wir zugleich sehen, wie beinahe unvermeidlich ist, daß der Mensch auf einer niedern Bildungsstufe dazu komme, das Bild mit dem zu verwechseln, was es vorstellen soll. Das starke Verlangen des menschlichen Geistes nach einer materiellen Unterstützung für das religiöse Gefühl hat Idole und Fetische in den meisten Ländern der Erde und in allen Zeitaltern hervorgebracht; und während die Intelligenteren, selbst unter vielen niedrigen Stämmen, oft klar genug erkannt haben, daß die Bilder bloße Symbole übermenschlicher Wesen seien, hat das gemeine Volk meist geglaubt, die Idole selbst hätten Leben und übernatürliche Kräfte. Missionäre haben diesen Unterschied in den Ansichten mehr oder minder intelligenter Mitglieder des nämlichen Stammes bemerkt; und es ist entschieden wahr von einem großen Theile der Christenheit, daß die Bilder und Gemälde, die dem Unterrichtetern nur als eine Unterstützung dienen, um religiöse Ideen faßlich zu machen und andächtige Gedanken einzuflößen, von der ungebildeten und abergläubischen Menge als Wesen betrachtet werden, die nicht nur mit einer Art Leben, sondern auch mit wunderthätigen Kräften begabt seien.

Die Grenzlinie zwischen den Fällen, wo der Zusammenhang zwischen Gegenstand und Figur für wirklich gehalten

wird, und denen, wo man ihn als imaginär erkennt, ist oft sehr schwer zu ziehen. So werden z. B. Idole und Heiligenbilder geschlagen und geschimpft, wenn sie die Gebete ihrer Verehrer nicht erhören, was ein bloßer Ausdruck des Trotzes gegen ihre Originale sein kann; ferner können aber auch zwei rivalisirende Götter zusammengestoßen werden, wenn ihre Orakel nicht übereinstimmen, und derjenige, der zuerst zerbricht, kann abgeschafft werden, und hier muß sicherlich der Glaube an einen materiellen Zusammenhang existiren. Zu der schwierigsten Classe gehören die symbolischen Opfer von Menschen- und Thierfiguren in Italien und Griechenland und die öconomischen Papier-Opfer Ostasiens. Die Chinesen beobachten den Ritus, Geld und Kleider zum Gebrauche der Todten zu verbrennen; da aber die wirklichen Dinge zu werthvoll sind, um von einem sparsamen Volke verschwendet zu werden, so müssen Papierfiguren dafür dienen. So lassen sie brennende Dschonken auf dem Wasser treiben als Opfer, um günstigen Wind zu erlangen, es sind jedoch nur papierene Fahrzeuge. Vielleicht das hübscheste Beispiel derartiger Opfer und der Geistesverfassung, in welcher der Opfernde sie bringt, findet sich in Huc und Gabets Geschichte der tibetanischen Lamas, die in einem Windsturm vom Bergesgipfel fliegende Rosse sendeten, zur Hilfe für erschöpfte Pilger, die nicht weiter kommen könnten. Die Pferde waren Stücke Papier, auf deren jedem ein mit Sattel und Zaum versehenes Pferd im gestreckten Galopp abgedruckt war. [1])

Hängen und Verbrennen in effigie ist ein Verfahren, welches schließlich, und zwar jedenfalls in civilisirten Ländern, immer auf einen bloßen Symbolismus hinausläuft. Der Gedanke, daß das Verbrennen des Stroh- und Lumpenkörpers auf den Körper des Originals wirken werde, fällt wohl schwerlich irgend jemand ein, der einer solchen Ceremonie beiwohnt.

---

[1]) Huc et Gabet, Voy. dans la Tartarie, etc.; Paris, 1850, vol. II. p. 136.

Es ist jedoch nicht leicht zu bestimmen, in wie weit dies der Fall bei den Neuseeländern sei, in deren Geiste große Verwirrung zwischen Gegenstand und Bild herrscht, wie wir aus ihrer Hexerei ersehen können, und die auch großes Gewicht auf ihre Bildnisse legen und eine Beleidigung derselben aufs Grimmigste rächen. Ein sehr seltsamer Gebrauch ist aus ihrer Anschauungsweise in dieser Beziehung hervorgegangen. Sie trugen um ihre Hälse sehr gern kleine häßliche Figuren aus grünem Stein, mit den Köpfen sehr auf einer Seite, welche Tiki heißen und oft in Museen zu sehen sind. Wahrscheinlich sind sie bloße Bilder Tiki's, des Gottes der Todten. Sie werden als Andenken an todte Freunde getragen und bisweilen werden sie abgenommen und ein Kreis von Eingebornen weint und singt dann über ihnen; aber ein Tiki gehört in der Regel nicht dem Andenken eines einzelnen Individuums, sondern einer Folgereihe verstorbener Personen, die ihn ihrer Zeit getragen haben, so daß er wohl nicht viel von der Natur eines Porträts haben kann.[1]) Es wurden indeß einige Neuseeländer, die unlängst in London waren, gefragt, warum diese Tikis gewöhnlich, wo nicht immer, nur drei Finger an ihren Händen haben, und sie antworteten, wenn das Bild eines Mannes gemacht sei und jemand beleidige es, so müsse der Schimpf gerächt werden, und um einen solchen Fall zu vermeiden, mache man die Tikis mit blos drei Fingern, so daß, da sie niemands Bild seien, auch niemand verpflichtet sei, sich darum zu bekümmern was ihnen zustoße.

In der Medicin hat sich die Idee des wirklichen Zusammenhanges zwischen Gegenstand und Bild in alten und in neuern Zeiten vielfach bekundet. Plinius spricht von der Thorheit der Zauberer, die Catananche (*κατανάγκη*, Zwang) zu Liebestränken zu brauchen, weil sie beim Trocknen zur Ge-

---

[1]) Hale, in U. S. Exploring Exp.; Philadelphia, 1846, vol. VI. p. 23. Rev. W. Yate, Account of New Zealand; London, 1835, p. 151.

stalt der Klauen eines Geiers zusammenschrumpft (und folglich den Patienten festhält); aber es fällt ihm nicht auf, daß die Kräfte des Lithospermum oder „Steinsamens" zur Heilung vom Blasenstein wahrscheinlich ganz in der nämlichen Weise deducirt waren. [1]) In neuern Zeiten wurden derartige Ideen zu jener alten Theorie der Heilkunde ausgebildet, die unter dem Namen „Signaturenlehre" bekannt ist und derzufolge Pflanzen und Mineralien durch ihre äußerlichen Merkmale die Krankheiten anzeigten, zu deren Heilmitteln die Natur sie bestimmt hatte. Euphrasia oder Augentrost z. B. galt und gilt noch als gut für die Augen, weil die Blüthe einen schwarzen pupillenartigen Flecken hat; Gelbwurz hielt man für gut gegen die Gelbsucht und der Blutstein wird wahrscheinlich noch heutigentags zum Blutstillen gebraucht. [2]) Auf Grund einer ähnlichen Ideenassociation wurde die Kraftwurzel (Ginseng), die in China noch häufig gebraucht wird, auch von den Indianern Nordamericas angewendet und in beiden Ländern deducirte man ihre Kräfte vou der Gestalt der Wurzel, die dem menschlicheu Körper gleichen soll. Ihr irokesischer Name, Abesoutchenza, bedeutet „ein Kind", während sie in China Dschinseng genannt wird, d. h. „Menschen-Ebenbild". [3])

Fälle wie die angeführten beweisen klar den Glauben an einen wirklichen und materiellen Zusammenhang zwischen einem Gegenstande und dessen Bilde. Auf Grund ihrer Aehnlichkeit asiociirt man die Beiden im Gedanken und während sie solchergestalt im Geiste in Zusammenhang gebracht werden, gelangt man zu dem Glauben, daß sie auch in der Außenwelt in Verbindung stehen. Nun erfolgt zwar die Verbindung eines Gegenstandes mit seinem Namen auf eine sehr verschiedene Weise, gleichwohl aber erzeugt sie eine Reihe sehr ähnlicher Resultate. Abgesehen von imitativen Wörtern, ist die objective Aehnlich-

---

1) Plin. XXVII 35, 74.

2) Paris, Pharmacologia; London, 1843, p. 47.

3) Charlevoix, vol. VI. p. 24. Bezüglich eines ähnlichen Falls s. die Penny Cyclopaedia, Art. Atropa Mandragora (Alraun).

keit zwischen Ding und Wort, wenn sie überhaupt jemals existirte, jetzt nicht mehr erkennbar. Ein Wort kann nicht mit einem Bilde verglichen werden, welches, wie jedermann zu sehn vermag, dem gleicht, was es vorstellt; daß aber Idee und Wort durch Gewohnheit im Geiste zusammenkommen, reicht hin, um die Menschen glauben zu machen, daß ein wirkliches Band der Verknüpfung zwischen dem Dinge und dem Namen existire, den es in ihrer Muttersprache führt. Prof. Lazarus erzählt in seinem „Leben der Seele" einen hübschen Fall von einem Deutschen, der die Pariser Ausstellung besuchte und gegen seinen Begleiter bemerkte, welch seltsames Volk die Franzosen seien, „anstatt Brod sagen sie du pain!" „Ja", sagte der andere, „und wir sagen Brod". „Freilich", erwiederte der erste, „aber Brod ist es ja auch." [1])

Da nun die Menschen das Wort und den Begriff ziemlich in der nämlichen Weise verwechseln, wie sie das Bild mit dem, was es vorstellt, verwechseln, so entsteht eine Reihe Gebräuche und abergläubische Meinungen in Bezug auf Namen, die den auf Bilder bezüglichen sehr ähnlich sind. Man glaubt z. B., daß die Aeußerung eines Wortes, die in einer Entfernung von zehn Meilen erfolgt, eine directe Wirkung auf den Gegenstand hat, den das Wort bezeichnet. Ein Mensch kann ebenso gut durch seinen Namen, wie durch sein Bild verflucht und behext werden. Man lege einen Kittel auf die Thürschwelle und spreche den Namen des Mannes darüber, gegen den man einen Groll hat: wenn man alsdann den Kittel schlägt, wird der Feind jeden Schlag fühlen, wie wenn er leibhaft darin stäke. [1]) Wenn man die Wurzel der Taubnessel pflückte, die als Zauber gegen Wechselfieber getragen werden sollte, so war es dabei auch nothwendig, zu sagen, zu welchem Zwecke und für wessen Sohn sie ausgerissen werde, und andere magische Pflanzen

---

[1]) Lazarus, Leben der Seele; Berlin, 1856—7, Bd. II. S. 77.

[2]) Kuhn, die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks; Berlin, 1859, S. 227.

erforderten gleichfalls die Nennung des Namens des Kranken, wenn sie wirken sollten. [1])

Wie der Name für einen Theil des wahren Wesens des Menschen gehalten wird, der ihn führt, so daß durch ihn seine Persönlichkeit entführt und sozusagen anderswohin gepfropft werden kann, zeigt sich in der Weise, in welcher ihn der Zauberer als Mittel gebraucht, um das Leben seines Opfers in das Bild zu versetzen, auf welches er wirkt. So sagt König Jacob in seiner „Dämonologie", „der Teufel lehret, Bilder von Wachs oder Thon zu machen, auf daß durch Rösten derselben die Personen, deren Namen sie tragen, durch beständige Krankheit hinwegschmelzen oder vertrocknen." [2]) Eine Predigt des Mittelalters spricht von der Taufe eines „Wachses", um damit zu behexen; und im elften Jahrhundert machten, wie man glaubte, gewisse Juden ein wächsernes Bild des Bischofs Eberhard, bestachen einen Geistlichen es zu taufen und zündeten es an diesem Sabbath an; während selbiges Bild in der Mitte wegbrannte, erkrankte der Bischof schwer und starb. [3])

Eine ähnliche Anschauungsweise zeigt sich in dem Glauben, daß die Aeußerung des Namens einer Gottheit dem Menschen ein Mittel directer Communication mit dem Wesen, dem der Name gehört, verleihe oder ihm selbst die übernatürliche Macht dieses Wesens in seine Hände gebe, um sie beliebig zu brauchen. Die Muhamedaner glauben, daß der „große Name" Gottes (nicht Allah, welcher ein bloßer Beiname) nur den Propheten und Aposteln bekannt sei, die durch Aussprechen desselben sich beliebig von Ort zu Ort versetzen, die Lebendigen tödten, die Todten erwecken und jedes andere Wunder thun können. [4])

Die Verschweigung des Namens der Schutzgottheit Roms,

---

[1]) Plin., XXII. 16, 24; XXIII. 54.
[2]) Brand, vol. III. p. 10.
[3]) Grimm, D. M., S. 1047.
[4]) Lane, Mod. Eg. vol. I. p. 361.

für dessen Verbreitung Valerius Soranus mit dem Tode bestraft worden sein soll, ist ein hierher gehöriger Fall. Was den Grund seiner Geheimhaltung anlangt, so sagt Plinius, Verrius Flaccus berichte nach Autoren, die er für glaubwürdig halte, wenn die Römer eine Stadt belagerten, hätten ihre Priester vor allen Dingen den Gott, unter dessen Schutze der Ort stand, anrufen und ihm die nämliche oder eine höhere Stelle und Verehrung unter den Römern anbieten müssen. Dieser Brauch, fügt Plinius hinzu, besteht noch fort in der pontificalischen Disciplin, und jedenfalls hat man aus diesem Grunde geheimgehalten, unter dem Schutze welches Gottes Rom selbst stand, damit seine Feinde nicht ein gleiches Verfahren anwenden möchten.[1])

Wie der Mensch sich mit Geistern durch ihre Namen in Communication setzt, so kennen sie ihn durch seinen Namen. In Borneo wechselt man den Namen eines kränklichen Kindes, um die bösen Geister zu täuschen, die es gequält haben.[2]) In Südamerica, unter den Abiponen und Lenguas, veränderten, wenn ein Mann starb, dessen Familie und Nachbarn ihre eigenen Namen,[3]) um den Tod zu betrügen, wenn er kommen sollte, nach ihnen zu sehen. Neben diesen extremen Beispielen der Innigkeit, womit Name und Gegenstand im Geiste des Wilden verwachsen sind, ist es vielleicht kaum am Orte, den Brauch des Namenaustausches zum Zeichen gleichen Fühlens und Denkens zu erwähnen, der zu Columbus' Zeit in Westindien[4]) und in der Südsee vom Capitain Cook gefunden

---

[1]) Plin., XXVIII. 4 Plut., Q. R. Macrob. Sat., III. 9. S. Bayle, Art. Soranus.

[2]) St. John, Borneo, vol. I. p. 197.

[3]) Dobrizhoffer, The Abipones, Engl. Tr.; London, 1822, vol. II. p. 273. — Southey, History of Brazil; London, 1819, vol. III. p. 394.

[4]) Letters of Columbus (Hakluyt Soc.); London, 1847 p. 217.

wurde, welcher letztere Ori genannt ward, während sein Freund Ori den Namen Cooki führte. [1])

Aber Cadwallader Colden's Bericht über seinen neuen Namen beweist aufs Trefflichste, welches Gewicht im Geiste des Wilden auf einem Namen liegt. „Als ich das erste Mal unter den Mohawks war, ward mir dies Compliment von einem ihrer alten Sachems, das er mir ausdrückte, indem er mir seinen eigenen Namen Cayenderongue gab. Er war ein rühmlich bekannter Krieger gewesen und sagte mir, daß ich nun ein Recht hätte, mir alle tapfern Thaten, die er vollbracht, zuzuschreiben und daß mein Name nun von Berg zu Berg unter allen Fünf Nationen wiederhallen werde." Als Colden zehn oder zwölf Jahre später in die nämliche Gegend zurückkam, fand er, daß man ihn noch immer unter dem Namen kannte, den er solchergestalt empfangen, und daß der alte Häuptling einen andern angenommen hatte. [2])

Die Macht der Association erstreckt sich aber noch viel weiter und bemächtigt sich nicht nur des gesprochenen Wortes, sondern auch seines geschriebenen Stellvertreters. Man hat gesehn, wie die Hinduzauberer den Namen ihres Opfers auf die Brust des Bildes schreiben, das sie von ihm gemacht hatten. Wenn ein chinesischer Arzt die Arznei, die er für seinen Patienten braucht, nicht hat erlangen können, schreibt er die Verordnung auf ein Stück Papier und läßt dessen Asche oder einen Aufguß des Geschriebenen in Wasser verschlucken. [3]) Dieser Gebrauch ist ohne Zweifel sehr alt und mag selbst bis in die Zeit hinaufreichen, wo das jetzt beinahe verwischte Bilderelement in chinesischer Schrift noch deutlich zu unterscheiden war, so daß der Kranke wenigstens die Genugthuung hatte, ein Bild und nicht ein bloßes geschriebenes Wort zu essen. Ich

---

[1]) Cook, First Voy. H., vol. II. p. 251. Second Voyage; London, 2nd ed., 1777, vol. I. p. 167.

[2]) Colden, Hist. of the Five Nations of Canada; London, 1747, part I. p. 10.

[3]) Davis, vol. II. p. 215.

weiß nicht, ob die Muhamedaner die Idee von jenen überkamen oder nicht, aber ein Vers des Korans, in Wasser abgewaschen und getrunken oder auch nur Wasser aus einem Becher, in welchen der Vers gravirt ist, gilt unter ihnen für ein wirksames Heilmittel.[1]) Hier ist der Zusammenhang zwischen den beiden Enden der Kette freilich sehr weit hergeholt. Die willkürlichen Schriftzeichen, die den Klang des Wortes vertreten, welches wiederum die Idee vertritt, müssen statt der Idee selbst dienen. Das Beispiel ist ein schlagendes und giebt einen Maßstab an die Hand für das starke Verlangen des ungebildeten Geistes, seinen innerlichen Prozessen eine äußerliche materielle Realität zu geben.

Diese Verwechselung des objectiven mit subjectivem Zusammenhang, die sich im Princip so gleichförmig, obwohl so verschieden in einzelnen Fällen in dem manichfachen Verfahren mit Bildern und Namen zeigt, um durch sie auf ihre Originale oder ihre Besitzer zu wirken, kann dazu dienen, um einen Zweig nach dem andern von den Künsten des Zauberers und Wahrsagers zu erklären, bis es beinahe scheint, als näherten wir uns dem Ende seiner Liste und könnten Gebräuche, die nicht auf jenem geistigen Prozesse beruhen, als Ausnahmen von einer allgemeinen Regel bezeichnen.

Wird eine Haarlocke als ein Andenken abgeschnitten, so ist der subjective Zusammenhang zwischen ihr und ihrem frühern Besitzer nicht aufgehoben. Im Geiste des Freundes, der sie aufbewahrt, vergegenwärtigt sie den Andern, sie ist immer noch etwas zu ihm Gehöriges. Wir wissen indeß, daß der objective Zusammenhang mit der Scheere zerschnitten wurde und daß, was diesem Haare später geschieht, nicht von dem Kopfe empfunden wird, auf welchem es wuchs. Das ist es aber eben, was der Wilde noch nicht weiß. Er fühlt, daß das subjective Band in seinem eigenen Geiste noch unzerrissen

---

1) Lane, Mod. Eg., vol. I. p. 347—8. Petherik, Egypt, etc., Edinburgh, 1861, p. 221.

ist, und er glaubt, das objective Band, welches sein Geist von jenem nie loszutrennen weiß, sei auch unzerrissen. Daher verschafft sich in den verschiedensten Ländern der Welt der Zauberer Abschnitzel vom Haar oder von den Nägeln seines Feindes, oder Reste seiner Speise, und sucht darauf zu wirken, damit ihr früherer Besitzer krank werden und sterben möge. Deßhalb ließen Häuptlinge der Südseeinseln sich stets von Dienern mit Spucknäpfen begleiten, um den Speichel an einem geheimen Orte vergraben zu können, wo ihn kein Zauberer zu finden vermochte, und deßhalb hatten selbst Brüder und Schwestern ihre Nahrungsmittel in besondern Körben. Auf der Neuhebrideninsel Tanna war eine Colonie Krankheitsmacher, die von ihrer Kunst lebten. Sie sammelten allerhand Nahak oder Abfälle, die irgend jemand gehört hatten, z. B. die Schale einer Banane, die er gegessen, wickelten sie in ein Blatt, wie eine Cigarre, und verbrannten sie langsam an einem Ende. Während sie brannte, ward es dem Eigenthümer schlechter und schlechter und wenn sie zu Ende gebrannt war, starb er. Wenn ein Mann krank ward, so wußte er, daß ein Zauberer etwas von seinen Kehricht verbrannte, und Muscheltrompeten, die meilenweit gehört werden konnten, wurden geblasen zum Zeichen für die Zauberer, inne zu halten und die Geschenke abzuwarten, die am nächsten Morgen gesendet werden würden. Allnächtlich pflegte Mr. Turner das melancholische Heulen der Muscheln zu hören, welches die Zauberer bat, mit der Qual ihrer Opfer inne zu halten. Und wenn ein Krankheitmacher selber krank ward, so glaubte er, es verbrenne jemand seinen Kehricht und ließ gleichfalls seine Muscheln um Erbarmen blasen.[1]) Nach dieser Beschreibung bedarf es keiner andern, denn der Proceß ist im Princip überall, wo er gefunden wird, vollkommen derselbe in ganz Polynesien,[2])

---

[1]) Turner, Polynesia pp. 18, 89, 424.

[2]) Polack, Manners and Customs of the New Zealanders; London, 1840, vol. I, p. 282. Ellis, vol. II. p. 228. Williams, Fiji, vol. I. p. 249. Purchas. vol. II. p. 1652, etc.

in Africa, [1]) in Indien,[2]) in Nord- und Südamerica,[3]) und in Australien. [4]) Er lebt auch heutigentags noch in Italien, wo ein Mann nicht gern eine Locke seines Haars den Händen eines andern anvertraut, um nicht behext oder gegen seinen Willen verliebt gemacht zu werden. [5])

Eine der besten Schilderungen der Kunst, den Tod durch Zauberei zu bewirken, finden wir in Sir James Emerson Tennent's großem Werke über Ceylon. Nicht als ob die darin beschriebenen Verfahrungsarten viel Eigenthümliches hätten, ganz im Gegentheil; ihre Bedeutung liegt in dem Umstande, daß sie, und zwar unter einer ziemlich isolirten Rasse, ein System der Zauberei zeigen, welches förmlich ein kleines Museum der Künste ist, die unter den unähnlichsten Stämmen in den verschiedensten Regionen der Welt geübt werden. Die Beschreibung lautet wie folgt: „Der Vidahu berichtete dem Magistrate, es herrsche unter den Tamils [von Ceylon] ein allgemeiner Glaube an die tödtlichen Wirkungen einer Ceremonie, die mit dem Schädel eines Kindes in der Absicht vollzogen werde, den Tod einer Person zu verursachen, gegen welche der Zauber gerichtet ist. Der Schädel eines männlichen und namentlich eines erstgebornen Kindes wird vorgezogen und die Wirkungen werden als sicherer betrachtet, wenn es ausdrücklich für die Gelegenheit getödtet ist; für gewöhnliche Fälle aber hält man den Kopf eines Kindes, das natürlichen Todes gestorben, für genügend. Die Form der Ceremonie ist, daß man, nachdem das Fleisch völlig vom Schädel abgeschabt worden, gewisse Figuren und kabalistische Zeichen darauf zeichnet, wozu auch der Name der Person gefügt wird, auf welche der Zauber wirken soll. Dann wird ein Teig bereitet,

---

[1]) Casalis, p. 276.

[2]) Roberts, Or. Illustr. p. 470.

[3]) Klemm, C. G., Bd. II. S. 168. Fitz Roy, in Tr. Eth. Soc.; London, 1861, p. 5.

[4]) Stanbridge, id., p. 229.

[5]) Story, Roba di Roma; London, 1863, vol, II. p. 342.

bestehend aus Sand von den Fußtapfen des erlesenen Opfers und einem Theil seines Haars, mit seinem Speichel befeuchtet, und dies nimmt man, nachdem es auf einem bleiernen Teller ausgebreitet worden, sammt dem Schädel nach dem Begräbnißplatze des Dorfes, wo vierzig Nächte die bösen Geister angerufen werden, die solchergestalt angezeigte Person zu vernichten. Es ist der allgemeine Glaube der Eingebornen, daß, während die Ceremonie vorschreitet und der Teig auf dem Bleiteller trocknet, der Dulder hinschwinden und abnehmen werde und der Tod als unvermeidliche Folge eintreten müsse."[1]) Hier haben wir auf einmal beisammen den Namen, den Erdschnitt, das Haar und den Speichel, das Verfluchen und das Vertrocknen. Die Anwendung des Schädels beruht auf dessen Association mit dem Tode und wir werden ihn sogleich in der nämlichen Weise an einem sehr verschiedenen Orte angewendet finden.

Selbst auf die Geister der Todten kann durch die Reste ihrer Leiber eingewirkt werden. Obwohl der Wilde gemeiniglich dafür hält, die Seele gehe nach dem Tode ihren eigenen Weg, unabhängig von dem Leibe, zu dem sie einst gehörte, so sind in seinem Geiste dennoch die Seele und der Leib seines Feindes oder seines Freundes unzertrennlich verbunden und daher kommt er in seiner sich selbst widersprechenden Weise zu dem Glauben, daß ein Band des Zusammenhanges zwischen ihnen am Ende doch fortleben müsse. Daher befestigt der Africaner die Kinnlade seines erschlagenen Feindes an eine Handtrommel oder ein Horn und seinen Schädel an die große Trommel, damit jeder Hornstoß und jeder Trommelschlag den Geist ihres todten Eigenthümers peinlich berühren möge.[2])

Der Zusammenhang zwischen einer abgeschnittenen Haarlocke und ihrem frühern Eigenthümer ist, im Geiste mindestens, weit enger, als für diese Zwecke nothwendig ist. Wie man

[1]) Tennent, Ceylon, vol. II. p. 545.

[2]) Römer, Guinea; S. 112. Klemm, C. G., Bd. III. S. 352.

gesehn hat, genügen die Ueberreste der Speise einer Person, um sie dadurch zu behexen. In einem Hexenprozesse des siebzehnten Jahrhunderts bekannte die vermeintliche Zaubrerin, daß „ein Handschuh des besagten Lord Henry im Boden vergraben ward, und wie dieser Handschuh verfaulte und hinschwand, so faulte und schwand die Leber des besagten Lord." [1]) In der That, eine jede Ideenassociation in eines Menschen Geiste, die entfernteste Aehnlichkeit in Form oder Stellung, selbst ein bloßes Zusammentreffen in der Zeit, reicht hin den Zauberer in Stand zu setzen, von Association in seinem eigenen Geiste auf Association in der materiellen Welt zu wirken. Auch findet kein wesentlicher Unterschied im Verfahren statt, mag seine Kunst die des Wahrsagers oder die des Zauberers sein, d. h. mag sein Zweck sein, nur etwas vorauszusagen, was einer Person begegnen wird, oder zu bewirken, daß ihr etwas begegne; und wenn er sich blos mit der Erforschung der dunkeln Zukunft befaßt, so bleibt das Verfahren ziemlich das nämliche, nur die Absicht ist verschieden.

Aus dem unerschöpflichen Vorrathe an Beispielen will ich nur einige typische Fälle auswählen. Auf den Südseeinseln hängt man Zauber auf, um Diebe aus Pflanzungen fernzuhalten; einige Cocosnußblätter, in Form eines Haifisches geflochten, verursachen, daß der Dieb, der sie mißachtet, von einem wirklichen gefressen wird; zwei kreuzweis übereinandergelegte Stäbe jagen ihm einen Schmerz mitten durch den Leib und der bloße Anblick dieser Tabus vermag Diebe und Uebertreter zu verscheuchen. [2]) In Kamtschatka warf man, wenn etwas gestohlen worden war und der Dieb nicht entdeckt werden konnte, Flechsen oder Sehnen ins Feuer, damit, wie sie sich vor Hitze krümmten und schrumpften, dem Leibe des Diebes ein Gleiches begegnen möchte. [3]) Wenn in Neuseeland

---

[1]) Brand, vol. III. p. 29.

[2]) Turner, p. 294.

[3]) Kracheninnikow, Descr. du Kamtchatka; Paris, 1768, p. 22. Klemm, C. G., Bd. II. S. 297.

ein Knabe nach der Weise der Eingebornen getauft worden ist und seinen Namen empfangen hat, steckt man ihm kleine Steinchen, vom Umfange großer Nadelköpfe, in die Gurgel hinab, um sein Herz starr, hart und des Mitleids unfähig zu machen.[1]) Der indianische Jäger trägt Zierrathen von den Klauen des grauen Bären, um mit dessen Muth und Wildheit begabt zu werden,[2]) ein einfacherer Zauber als jener, womit die Zauberer zu Plinius Zeit Männer unüberwindlich machten und wobei Kopf und Schwanz eines Drachen, Mark eines Löwen und Haar von seiner Stirn, Schaum eines siegreichen Rennpferds und Krallen eines Hundes in ein Stück Rehhaut abwechselnd mit Sehnen von einem Reh und einer Gazelle zusammengebunden wurden.[3]) Viele der Speisenvorurtheile wilder Rassen beruhen auf der zu dieser Gattung des Aberglaubens gehörenden Ansicht, daß die Eigenschaften des Gegessenen in den Esser übergehen. So enthalten sich unter den Dayaks junge Männer bisweilen des Rehfleisches, um dadurch nicht schüchtern gemacht zu werden, und vor einer Schweinsjagd vermeiden sie Oel, damit ihnen das Wild nicht durch die Finger schlüpfe;[4]) ebenso darf das Fleisch langsam gehender und furchtsamer Thiere von den Kriegern Südamericas nicht gegessen werden, aber sie lieben das Fleisch der Tiger, Hirsche und Eber, weil es Muth und Schnelligkeit giebt.[5]) Zur Zeit des Angriffs der Taipings traf ein englischer Kaufmann in Shangai seinen chinesischen Diener, der ein Herz nach Hause trug, und fragte ihn, was er da habe. Er antwortete, es sei das Herz eines Rebellen und er trage es nach Hause, um es zu essen und tapfer dadurch zu werden.

Wenn ein Kriegszug der Maoris aufbrechen will, stecken die Priester in den Boden Stäbe, welche die Krieger vorstellen,

---

1) Yate, p. 83.
2) Schoolcraft, part III. p. 69.
3) Plin. XXIX. 20.
4) St. John, vol. I. p. 176.
5) Dobrizhoffer, Bd, I, S. 258.

und wessen Stab umgeblasen wird, der wird in der Schlacht fallen.[1]) Auf den Fidschi-Inseln schüttelt der Wahrsager ein Büschel trockener Cocosnüsse, um zu sehn, ob ein krankes Kind sterben werde; fallen alle ab, so wird es genesen; fallen nicht alle, so wird es sterben. Er läßt eine Cocosnuß sich im Wirbel drehen und eine Frage je nach der Richtung entscheiden, wohin das Auge der Nuß sieht, sobald sie wieder ruht; oder er setzt sich auf den Boden und nimmt Omen von seinen Beinen: zittert das rechte Bein zuerst, so ist's gut; zittert das linke erst, ist's schlimm; oder er entscheidet darnach, ob ein Blatt süß oder bitter schmeckt, oder ob er es auf einmal gleich völlig durchbeißt, oder ob Wassertropfen an seinem Arme bis zum Handgelenk herabrinnen und eine gute Antwort geben, oder auf halbem Wege abfallen und eine schlechte geben.[2]) Wenn in Britisch-Guiana junge Kinder verlobt werden, pflanzen die respectiven Parteien zur Bestätigung des Contractes Bäume, und wofern einer der Bäume eingeht, so wird das Kind, dem er gehört, sicherlich sterben.[3]) Einer wenig abweichenden Idee begegnet man nördlich von der Landenge in der central-americanischen Erzählung, wo die beiden Brüder, als sie ihre gefährliche Reise nach dem Lande Xibalba antreten, wo ihr Vater umgekommen war, jeder ein Rohr in die Mitte des Hauses ihrer Großmutter pflanzen, damit sie an deren Blühen oder Welken erkennen möge, ob sie lebend oder todt sind.[4]) So lassen sich auch Geschichten aus der alten Welt anführen: Als Devasmita sich nicht von Guhasena trennen wollte, der im Begriff war, mit seinen Waaren nach dem Lande Kathay zu gehen, erschien ihnen Siva in einem Traume und gab jedem einen rothen Lotus, der welken würde, wenn das Andere treulos wäre;[5]) und als, im deutschen Märchen,

---

[1]) Polak, vol. I. p. 270. [2]) Williams, Fiji, p. 228.

[3]) Rev. J. H. Bernau, Missionary Labours in British Guiana; London, 1847, p. 59.

[4]) Brasseur, Popol Vuh; Paris 1861, p. 141.

[5]) Somadeva Bhatta, vol. I. p. 139.

die beiden Töchter der Königin Wilowitte in Blumen verwandelt waren, erhielten die beiden Prinzen, die ihre Liebhaber waren, jeder ein Reischen von der Blume seiner Geliebten, welches frisch bleiben sollte, so lange sie ihre Treue wahrten.[1])

Auf Grund dieses Princips der Association ist es leicht zu begreifen, wie in der alten Welt die Namen der Himmelskörper und deren Stellung zur Zeit der Geburt eines Menschen mit dessen Charakter und Schicksal zu thun haben konnten; während in der Astrologie der Azteken die astronomischen Zeichen einen ähnlichen Zusammenhang mit den Theilen des menschlichen Körpers haben, so daß das Zeichen des Schädels mit dem Kopfe und das Zeichen des Feuersteins mit den Zähnen zu thun hat.[2]) Warum der Fischfang am ergiebigsten, sobald die Sonne im Zeichen der Fische steht, ist ebenso klar wie der Grund, weßhalb man Bäume fällen, Pflanzen einsammeln, oder Dünger anwenden soll, während der Mond im Abnehmen ist, denn diese Dinge sollen fallen, oder verzehrt werden oder verwesen; während anderseits Pfropfreiser bei zunehmendem Monde zu setzen sind,[3]) und ein Unternehmen läßt sich auch nur im zunehmenden Monde mit Glück beginnen, wie selbst in neuern Zeiten geglaubt worden ist. Ebenso klar ist, weßhalb der chinesische Doctor die Köpfe, Mittelstücke und Wurzeln der Pflanzen als Medicin für respective Köpfe, Leiber und Beine seiner Patienten verordnet, und warum, von Westeuropa bis Ostasien, in alten und neuen Zeiten, Stellen in Büchern, auf die der Blick fiel, während des Lesers Geist ein gewisser Gedanke beschäftigte, als Omen genommen wurden. Erinnert man sich, daß die Tahitier ihre innerlichen Schmerzen Dämonen zuschreiben, die in ihnen sind und ihre Eingeweide

---

[1]) J. und W. Grimm, Kinder- und Hausmärchen; Göttingen, 1856—7, Bd. III. S. 328.

[2]) Kingsborough, Vatican M. S., vol. II. pl. 75; vols. V. and VI. Expl.

[3]) Plin, IX. 35; XVII. 24; XVIII. 75.

in Knoten binden, so wird es leicht zu verstehen, warum die Lapländer unter gewissen Umständen keine Knoten in Kleider knüpfen mögen, und so reiht sich eine Phase der Hexerei und des Aberglaubens an die andere.

Nach diesem Princip wird es ganz verständlich, daß der Zauberer für möglich hält, seinen eigenen Geist auf die Außenwelt wirken zu lassen, auch ohne irgend ein äußerliches Communicationsglied. Das bloße Vorhandensein des Gedankens in seinem Geiste könnte genügen, um, so zu sagen durch Reflection, eine entsprechende Realität zu verursachen. Gewöhnlich findet man indeß, daß er seinen Willen durch ein materielles Mittel, oder zum wenigsten durch eine Kundgebung desselben in der Welt, ausführt. Dies scheint mit dem Regenmacher oder Wetterveränderer überall der Fall zu sein, wo man ihn findet, d. h. unter den meisten Menschenrassen die nicht auf der höchsten Culturstufe stehen. Bisweilen wirkt er nach klarer Ideenassociation, wie die samoanischen Regenmacher mit ihrem heiligen Steine, den sie anfeuchten, wenn sie Regen brauchen, und den sie am Feuer trocknen, wenn sie trockenes Wetter haben wollen; [1]) oder die lappländischen Zauberer mit den Winden, die sie unsern Seecapitainen in einem geknüpften Stricke zu verkaufen pflegten, um sie dann durch Lösung eines Knotens nach dem andern loszulassen. Bei dem bemerkenswerthen Verfahren, einen Feind zu tödten durch die Prophezeiung, daß er sterben werde oder auch durch die Aeußerung des Wunsches, daß er sterben möge, kommt der äußere Act der Rede zwischen den Gedanken und die Wirklichkeit, doch kann vielleicht auch ein unausgesprochener Wunsch für genügend gehalten werden. Diese Art des Behexens findet sich beinahe so weit verbreitet, wie die Künste der Regenmacher und erstreckt sich gleich ihnen bis in die obern Regionen des Menschengeschlechts.

---

[1]) Turner, p. 347; s. auch p. 428.

„Es wohnt' ein Weber in Moffat, der sprach,
Der Pfarrer werde sterben bald;
Der Pfarrer starb; und die Leute verbrannten
Mit dem Webstuhlholz den Weber, und nannten
Dies guten Schutz vor des Zaubrers Tücke."[1])

Diese beiden Künste finden, wie oft bemerkt worden ist, Aufmunterung durch das unausbleibliche Eintreffen der Vorhersagung, wenn sie nur Zeit genug haben, und die letztere rechtfertigt sich, indem sie den Patienten durch seine eigene Einbildungskraft tödtet. Hört er, daß es ihm jemand „angewünscht" habe, so geht er nach Hause und legt sich sogleich zu Bette. Man kann sich unmöglich den Geisteszustand deutlich machen, in den die beständige Furcht vor Hexerei den Wilden versetzt. Viele Stämme halten dies für die nothwendige Ursache des Todes. In einem großen Theile Africa's, in Südamerica und Polynesien ist, wenn ein Mann stirbt, sogleich die Frage: „wer hat ihn getödtet?" und man wendet sich an den Wahrsager, um den Mörder zu finden, damit der Todte gerächt werden kann. Die Abiponen glaubten, es gäbe gar keinen natürlichen Tod und wären die Zauberer und die Spanier nicht, so würde kein Mensch sterben, es sei denn, daß er getödtet würde. Der Gedanke, daß am Ende doch ein Mensch von selbst sterben könne, tritt merkwürdigerweise zu Tage in der Anrede eines alten Australiers an den Leichnam bei einem Begräbnisse: „Wenn du zu den andern schwarzen Brüdern kommst und sie fragen dich, wer dich tödtete, so antworte: niemand, sondern ich starb."[2])

Es giebt natürlich Zweige der Kunst des wilden Zauberers, die nicht mit dem geistigen Prozesse in Verbindung stehen, auf den sich so viele seiner Werke zurückführen lassen. Oft ist er ein Doctor mit einiger Geschicklichkeit in Wundarzneikunst und Medicin und ein geübter Gaukler; und oft, ob-

---

[1]) R. Chambers, Popular Rhymes of Scotland; Edinburgh, 1826, p. 23.

[2]) Lang, Queensland; London, 1861, p. 360.

wohl Spitzbüberei nicht die Grundlage seines Gewerbes ist, ein schlauer Spitzbube. Ein besonders merkwürdiger Aberglaube der Menschen auf hoher und niederer Stufe ist der Glaube an den bösen Blick. Da wir alle die seltsame Macht kennen, womit ein Geist auf einen andern durch das Auge zu wirken vermag, eine Macht, die deswegen nicht weniger gewiß ist, weil man sie noch nicht völlig erklärt hat, so darf man wohl nicht mit Unrecht annehmen, daß der Glaube an die geheimnißvollen Einflüsse des bösen Blicks auf der Kenntniß dessen beruht, was das Auge als Werkzeug des Willens zu thun vermag, während die Erfahrung uns noch keine erkennbaren Grenzen für die Tragweite seiner Wirkung gezeigt hat. Das Grauen, welches Wilde so oft empfinden, wenn ihnen voll ins Gesicht gesehn wird, steht ganz im Einklange mit jenem Gefühle. Man kann ihn oder die Seinigen ansehn, nur darf man ihn nicht starr anblicken und vor Allem darf man ihm nicht voll ins Gesicht sehn d. h. man muß nicht thun, was eben der stärkere Geist thut, wenn er das Auge als Werkzeug braucht, um seinen Willen dem schwächern aufzuzwingen.

Es ist klar, daß der vielfache Aberglaube, der in diesem Capitel cursorisch beschrieben worden, keineswegs aus zufälligen Extravaganzen des menschlichen Geistes besteht. Die Weise, in welcher die magischen Künste sich das Wort thuen angeeignet haben, als beanspruchten sie die Fähigkeit des „Thuens" par excellence, giebt uns bisweilen eine Gelegenheit, ihre Bedeutung im Geiste des Volkes zu erproben. Wie in Madagascar die Zauberer und Wahrsager von Matitanana den Namen Mpiasa d. i. „Wirker" erhalten haben,[1]) so zeigen Worte in den Sprachen unserer aryanischen Rasse einen gleichen Uebergang. Im Sanskrit hat die Magie sich einer ganzen Familie von Wörtern bemächtigt, die von Kr, „thun", abgeleitet sind, Krtya, Zauberei, Krtvan, bezaubernd (buchstäblich: wirkend), Kârmana, Bezauberung (von Karman,

[1]) Ellis, Madagascar; voi. I. p. 73.

eine That, Werk) u. s. f., während das lateinische facere in den romanischen Sprachen hervorbrachte: italienisch fattura, Bezauberung, altfranzösisch faiture, portugisisch feitiço (woher Fetisch) und ein Dutzend andere; und Grimm meint, die wahrscheinlichste Ableitung des Wortes Zauber, althochdeutsch zoupar, sei von zouwan, gothisch taujan, thun;[1]) und so lassen sich noch andere derartige Ableitungen finden. Der Glaube und die Gebräuche, worauf sich solche Worte beziehen, bilden ein compactes und organisches Ganze, meist entwickelt aus einem Geisteszustande, in welchem subjective und objective Verbindungen noch nicht klar geschieden sind. Was zeigt nun vom Gesichtspunkte des Ethnologen diese Masse von Beispielen? welche Stellung hat die Zauberei in der Geschichte der Menschheit?

Als Dr. Martius, der baierische Reisende, während der Nacht einst in seiner Hängematte in einer indianischen Hütte in Südamerica lag und alle Einwohner zu schlafen schienen, jede Familie an ihrem eigenen Orte, wurden seine Betrachtungen durch ein seltsames Schauspiel unterbrochen. „In einem dunkeln Winkel erhob sich ein altes Weib, nackt, mit Staub und Asche bedeckt, ein Jammerbild des Hungers und Elends; sie war die Sclavin meiner Wirthe, eine Gefangene, die man einem andern Stamme entführt hatte. Sie schlich vorsichtig zum Herde und blies das Feuer an, brachte einige Kräuter und Abschnitzel von Menschenhaar zum Vorschein, murmelte etwas in ernstem Tone, und grinste und gesticulirte seltsam gegen die Kinder ihrer Herren. Sie kratzte einen Schädel, warf Kräuter und Haar zu Kugeln geballt ins Feuer u. s. f. Eine Zeitlang konnte ich nicht begreifen, was dies Alles bedeutete bis ich endlich, aus meiner Hängematte springend und dicht zu ihr hingehend, aus ihrem Schrecken und ihrer

[1]) Pictet, Origines; part II. p. 641. Diez, Wörterbuch s. d. Wort fattizio. Grimm, D. M. S. 984 ꝛc. S. Diefenbach, Vergl. Wörterb. I. 12; II. 659.

flehenden Geberde, sie nicht zu verrathen, erkannte, daß sie Zauberkünste übte, um die Kinder ihrer Feinde und Unterdrücker zu vernichten." „Dies", fährt er fort, „war nicht das erste Beispiel von Zauberei, dem ich unter den Indianern begegnet war. Wenn ich erwog, welche Täuschungen und welche Finsterniß im menschlichen Geiste gewirkt haben mußten, bevor der Mensch dazu kommen konnte, unbekannte dunkle Mächte zu fürchten und zu eines Andern Schaden anzurufen, — wenn ich erwog, daß ein so complicirter Aberglaube nur der Rest einer ursprünglich reinen Naturanbetung war und welche Kette von Complicationen einer solchen Erniedrigung vorausgegangen sein mußte", u. s. w., u. s. w. [1])

Ich vermag nur zu glauben, daß des Dr. Martius Deduction das entschiedene Gegentheil der Wahrheit sei. Betrachtet man die Zauberbräuche unter den niedern Rassen als ein Ganzes, so sehen sie keineswegs aus wie verstümmelte oder misverstandene Ueberreste eines höhern Systems des Glaubens und Wissens. Unter wilden Stämmen finden wir ganze Familien abergläubischer Gebräuche, die sich zum großen Theil auf das nämliche Princip zurückführen lassen, nämlich auf die Vermengung der Einbildung und Wirklichkeit, des Subjectiven und Objectiven, des Geistes und der Außenwelt. Unter den höhern Rassen finden wir allerdings viele der nämlichen Gebräuche, aber sie sind verstreut, werden vom gemeinen Volke mit wenig Kenntniß von ihrer Bedeutung ausgeübt, von den Unterrichtetern mit Verachtung betrachtet oder als mystische Symbolismen erklärt und werden endlich, in dem Maße als die Welt klüger wird, nach und nach fallen gelassen. Einige merkwürdige Züge, die an den Aberglauben der Wilden gemahnen, finden sich unter den Regeln, die der römische Flamen Dialis zu beobachten hatte. Es war ihm nicht nur verboten, einen Hund, eine Ziege, rohes Fleisch, Bohnen und

[1]) Dr. v. Martius, Vergangenheit und Zukunft der Americanischen Menschheit; 1839.

Epheu zu berühren, sondern er durfte sie auch nicht einmal nennen, er durfte in seinen Kleidern keinen Knoten knüpfen und die Abschnitzel seiner Nägel und seines Haars wurden gesammelt und unter einem glücklichen Baum vergraben. [1]) Der bloße Gang der Zeit bewirkt so wenig Unterschied in dergleichen Dingen, daß ein moderner Missionär bei einem wilden Stamme sie besser verstehen lernen kann, als die Römer, die sie vor zweitausend Jahren ausübten.

Es ist ganz richtig, daß sich unter den abergläubischen Gebräuchen der niedrigern Rassen Anomalien finden, manches Verfahren, dessen Bedeutung nicht klar ist, Zeichen des Verfalls oder des Erstarrens in Formalismus bei manchem Glauben, der durch Tradition fernab von seiner Quelle geführt worden ist; und überdies kann sich der Ritus einer alten Religion, nachdem eine neue eingeführt worden, mit Gebräuchen vermischen, wie sie hier beschrieben worden sind, während die Anhänger der einen Religion geneigt sind, die Glaubenslehren und Wunder einer andern der Zauberei zuzuschreiben, wie die Christen von Odin und die Römer von Moses glaubten, dieselben seien mächtige Zauberer alter Zeiten gewesen. Sehen wir aber das ganze System der Zauberei und Wahrsagung vergleichsweise compact und verständlich unter wilden Stämmen, weniger compact und weniger verständlich unter den niedrigern civilisirten Rassen, und noch weniger so unter uns selbst, so scheint Grund zu der Annahme vorhanden, daß solche Unvollkommenheit und Inconsistenz, wie sich unter dieser Classe abergläubischer Erscheinungen in den untern Schichten unserer Rasse finden, Zeichen einer Degeneration (so zu sagen) von einem Systeme des Irrthums sind, welches vollkommener und harmonischer in einem noch niedrigern Zustande der Menschheit war, wo der Mensch eine minder klare Vorstellung hatte von dem Unterschiede zwischen dem was in ihm und was außer ihm war, als die niedrigsten Wilden, die wir jemals

---

[1]) Aulus Gellius, Noctes Atticae, X. 15. Plut., Q. R., CIX. etc.

studirt haben, — wo sein Leben einem langen Traum ähnlicher war, als selbst das Leben, welches die Puris tief in den Wäldern Südamerica's gegenwärtig führen.

Es giebt eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, durch welche die Zauberei des Wilden den Gedanken, als stamme sie von etwas Höherem her, zurückzuweisen und sich vielmehr von der Kindheit des Menschengeschlechts zu datiren scheint. Es giebt ein musicalisches Instrument (wenn man es so nennen darf), welches wir kleinen Kindern geben, die es in der That vollkommen würdigen und sich daran erfreuen — die Klapper.

„Sieh, wie das Kind — Natur will's freundlich so —
Die Klapper freut, ja selbst ein Hälmchen Stroh."

Wenn die Würde der Mannheit einem siamesischen Prinzen ertheilt wird, indem man sein Haar verschneidet und ihm ein neues Kleid giebt, so schüttelt man, während er hingeht, eine Klapper vor ihm, um anzudeuten daß er, bis die Ceremonie vorüber, noch ein Kind ist. Wie wenn er uns beständig an seine Stelle in der Geschichte erinnern wollte, klammert sich der wilde Zauberer mit bewundernswerther Hartnäckigkeit an das nämliche Instrument. Es ist ein Büschel zusammengebundener Hufe, eine luftgefüllte Blase mit Erbsen darin oder am allerhäufigsten eine Kürbißflasche, mit Steinen, Muscheln oder Knochen darin. Es ist sein großes Instrument beim Heilen der Kranken, die Begleitung seiner Medicingesänge und das Zeichen seiner Profession unter den rothen Indianern, unter den südamericanischen Stämmen und in Africa. Beim Werke des Zauberers behauptet es sich gegen weit höhere Instrumente, gegen die verschiedenen Pfeifen des Americaners und selbst die vergleichsweise hochstehenden Flöten, Harmonicas und Saiteninstrumente des Negers. [1]) Das Nächste über der

[1]) Catlin, vol. I. p. 39, 109. Schoolcraft, part I. p. 310; part II. p. 179. Charlevoix, vol. VI. p. 187. Burton, Central Africa; vol. I. p. 44; vol. II. p. 295. Purchas, vol. IV. p. 1339, 1520, etc. etc. Dobrizhoffer, vol. II. p. 72. Klemm, C. G. Bd. II. S. 169, 171—2. S. Strabo, XV. 1, 22.

Klapper auf der Stufenleiter musicalischer Instrumente ist die Trommel und sie auch ist vielfach vom Zauberer adoptirt worden und bildet, oft mit magischen Figuren bemalt, ein wichtiges Werkzeug für ihn in Lappland, in Sibirien, unter einigen nordamericanischen und einigen südamericanischen Stämmen. [1]) Das Anklammern der Zauberei der Wilden an diese kindischen Instrumente steht ganz im Einklange mit der Theorie, daß beide der Kindheit des Menschengeschlechts angehören. Weniger wahr gegen Natur und Geschichte, hat der moderne Geisterklopfer, obwohl sein Herbeibringen der Geister Verstorbener durch Hokuspokus unter einem Tische oder in einem dunkeln Zimmer dem Verfahren des africanischen Mganga oder des indianischen Medicinmannes so ähnlich ist, doch die eigentliche Begleitung seines Gewerbes abgeworfen und gaukelt mit Geigen und Accordions.

Die Frage, ob es einen historischen Zusammenhang unter den abergläubischen Gebräuchen der niedrigern Rassen gebe, ist verschieden von derjenigen ihrer Entwickelung aus dem menschlichen Geiste. Die Aehnlichkeit, die sich in des Zauberers Kunst in den verschiedensten Ländern, nicht allein im Princip, sondern oft auch in Details zeigt, z. B. in dem besondern Vorherrschen des Gebrauchs, durch Haarlocken und Abfälle zu behexen, die einst dem Opfer angehört haben, diese Aehnlichkeit spricht im Ganzen genommen zu Gunsten der Ansicht, daß diese Uebereinstimmungen nicht von einander unabhängige Früchte des nämlichen Princips, sondern Gebräuche seien, die sich von einer geographischen Quelle aus verbreitet haben. An einer andern Stelle habe ich einige Nachrichten über eines der verbreitetsten Phänomene der Zauberei zusammengestellt, nämlich die angebliche Herausziehung kleiner Stückchen Holz, Stein, Haar und derartiger Dinge aus den Körpern der

---

[1]) Regnard, Lapland, in Pinkerton, vol. I. p. 168, 180. Ravenstein, p. 93. Molina, Hist. of Chile, E. Tr.; London, 1809, vol. II. p. 106, etc. etc.

Kranken, ein Verfahren, welches auf dem Glauben beruht, daß die Krankheit durch derartige in den Körper hineingezauberte Gegenstände verursacht sei. Für den Ethnologen bestimmt sich der Werth dieses Glaubens besonders durch den Umstand, daß er schwer zu erklären und daher auch schwer als solcher zu betrachten ist, der oft selbständig im menschlichen Geiste entstanden. Aber von den verständlichen und mit Rücksicht auf einen besondern Geisteszustand beinahe vernünftig zu nennenden Glauben und Gebräuchen, die im gegenwärtigen Capitel beschrieben worden sind, darf man wohl kaum wagen Schlüsse zu ziehen, was Abstammung und Verkehr der Rassen anlangt, unter denen sie gefunden werden, zum wenigsten während die auf Glauben und Gebräuche gegründete ethnologische Beweisführung noch in ihrer Kindheit liegt.

Indem wir uns nun einem andern Gegenstande zuwenden, finden wir, daß der nämliche geistige Zustand, der einen so reichen Antheil an der Entwickelung der Hexerei gehabt, sich auch in einer sehr merkwürdigen Classe von Regeln in Bezug auf gesprochene Worte bekundet hat, welche die Nennung des Namens gewisser Leute, ja bisweilen auch gewisser Thiere und Sachen verbieten. Ein Mann spricht seinen eigenen Namen nicht aus; Gatte und Gattin sprechen wechselseitig ihre Namen nicht aus; Schwiegersohn und Schwiegertochter erwähnen die Namen der Schwiegerltern nicht, und umgekehrt; es dürfen nicht ausgesprochen werden die Namen der Häuptlinge, gewisser anderer Personen, der übermenschlichen Wesen, sowie der Thiere und Sachen, denen übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden. Diese verschiedenen Verbote finden sich nicht alle stets beisammen, aber ein Stamm kann mehrere derselben beobachten. Einige Beispiele werden genügen, einen Begriff von dem Umfange und der Manichfaltigkeit dieser Classe abergläubischer Gebräuche zu geben.

Die starke Abneigung der Wilden, ihren eigenen Namen auszusprechen, ist oft von Reisenden bemerkt worden. So sagt Capitain Mayne von den Indianern Britisch-Columbia's:

„eines ihrer seltsamsten Vorurtheile, das unter allen Stämmen gleichmäßig zu herrschen scheint, ist ein Widerwille, ihre Namen auszusprechen; so erfährt man nie den richtigen Namen eines Mannes von ihm selber; wechselseitig nennen sie aber ihre Namen unbedenklich.“ [1]) Dobrizhoffer sagt, die Abiponen Südamericas halten es für eine Sünde, ihre eignen Namen auszusprechen, und wenn ein Mann nach seinem Namen gefragt wurde, winkte er seinem Nachbar, für ihn zu antworten, [2]) und ebenso erzählt man von den Fidschianern und den Sumatranern, daß sie sich durch einen Freund aus der Verlegenheit helfen lassen, wenn diese indiscrete Frage an sie gerichtet wird. [3])

Die Abneigung, gewöhnliche Personennamen zu nennen, bleibt auch nicht stets an dieser Grenze stehen. Unter den Algonquinstämmen erhalten Kinder in der Regel ihren Namen von der alten Frau der Familie und zwar gewöhnlich mit Bezug auf einen Traum, aber dieser wirkliche Name wird streng geheimgehalten und was gewöhnlich für den Namen gilt, ist ein bloßer Spitzname, wie z. B. „Füchschen“ oder „Rothkopf“. Der wahre Name wird kaum jemals offenbart, nicht einmal durch die Grabsäule, sondern man hält den Totem oder das Zeichen des Clans für genügend. Der wahre Name der Belle Sauvage war nicht Pocahontas, „ihr wahrer Name war Matokes, den sie vor den Engländern aus einer abergläubischen Furcht, von ihnen Schaden zu erleiden, wenn ihr Name bekannt wäre, geheim hielt.“ [4]) „Es ist beinahe unmöglich, einen Indianer zum Aussprechen von Personennamen zu bewegen; er wird allerhöchstens, wenn eine in Rede stehende Person gegenwärtig ist, ohne zu sprechen seine Lippen in der Richtung dieser Person bewegen.“ Schoolcraft sah einen

---

[1]) Mayne, British Columbia, etc.; London, 1862, p. 278.

[2]) Dobrizhoffer, Bd. II. S. 444.

[3]) Seemann, Viti; London, 1862, p. 190. Marsden, Hist. of Sumatra; London, 1811. p. 286.

[4]) Schoolcraft, part. II. p. 65.

Indianer vor Gericht, wo man in ihn drang, einen anwesenden Mann zu recognosciren, aber er war zu weiter nichts zu bewegen, als daß er seine Lippen gegen denselben richtete. [1]) So erzählt Mr. Backhouse, wie eine Eingeborne von Van Diemen's Land Stöcke nach einem freundlichen Engländer warf, welcher in seiner Unkenntniß dortiger Sitten ihren Sohn nannte, der in der Schule zu Newtown war. [2])

In verschiedenen Ländern werden eine Menge merkwürdiger Gebräuche zwischen Männern und Frauen und deren Schwiegereltern beobachtet. Von diesen wird anderswo die Rede sein, es ist jedoch nothwendig hier zu erwähnen, daß unter den Dayaks von Borneo ein Mann den Namen seines Schwiegervaters nicht aussprechen darf; [3]) unter den Omahas Nordamerica's sprechen die Schwiegereltern nicht von ihrem Schwiegersohne, erwähnen auch seinen Namen nicht [4]) und ebenso rufen weder sie ihn noch er sie beim Namen unter den Dacotahs. [5]) Ferner ist es der Frau an manchen Orten verboten, ihres Mannes Namen zu nennen. „Eine Hindufrau darf niemals, unter keinen Umständen, den Namen ihres Gatten erwähnen. „Er", „der Herr", „Swamy" u. s. w. sind die Titel, die sie gebraucht, wenn sie von oder zu ihrem Gemahl spricht. Ein Weib vermag das andre nicht heftiger und bitterer zu kränken, als wenn sie ihr vorwirft, ihres Gatten Namen genannt zu haben. Es ist ein Verbrechen, das nicht leicht vergeben wird." [6]) In Ostafrica, unter den Barea, spricht das Weib nie den Namen ihres Gatten aus, ißt auch in seiner Gegenwart nicht, und selbst unter den Beni Amer, wo die Frauen ausgedehnte Privilegien und große sociale Macht haben, ist der Frau doch nicht gestattet, in des Gatten Gegenwart zu

---

[1]) Schoolcraft p. 433. S. auch Burton, City of the Saints, p. 141.
[2]) Backhouse, Australia, p. 93.
[3]) St. John, vol. I. p. 51.
[4]) Long's Exp., vol. I. p. 253.
[5]) Schoolcraft, part II. p. 196.
[6]) F. de W. Ward, India and the Hindoos; Lond. 1853, p. 189.

essen, und seinen Namen nennt sie nur vor Fremden.[1]) Die Kaffernsitte verbietet Frauen, die Namen der Verwandten ihrer Gatten und Schwiegerväter auszusprechen. In Australien gehören unter die Namen, die in einigen Stämmen nicht genannt werden dürfen, die der Schwiegereltern, des Schwiegersohnes und der irgendwie durch Verheirathung verwandten Personen. Ein anderes der australischen Verbote ist nicht nur an sich sehr merkwürdig, sondern auch deshalb, weil es nirgends ein Analogon zu haben scheint. Unter gewissen Stämmen im Murray-River-Districte unterziehen sich die Jünglinge, anstatt der Beschneidung, einer Operation, genannt Wharepin, und darnach dürfen die Eingebornen, welche die Ceremonie vollzogen, und diejenigen, welche Gegenstand derselben gewesen sind, zwar wohl zusammenkommen und mit einander sprechen, aber einander nicht beim Namen nennen, auch darf eine dritte Person den Namen des einen in Gegenwart des andern nicht aussprechen.[2])

Besonders in Ostasien und Polynesien finden wir, daß die Namen der Könige und Häuptlinge heilig gehalten und nicht leicht ausgesprochen werden. In Siam muß man vom König unter einem Beinamen sprechen;[3]) in Indien und Birmah wird der königliche Name als etwas Heiliges und Geheimnißvolles vermieden; und in Polynesien hat das Verbot, Häuptlingsnamen zu nennen, sich sogar in der Sprache der Inseln, wo es herrscht, tief ausgeprägt.[4])

Aber unter den einander fernsten und verschiedensten Rassen finden wir eine Namenclasse mit geheimnißvoller Scheu vermieden: die Namen der Todten. In Nordamerica darf man auf die Todten anspielen, aber sie nicht beim Namen

---

[1]) Munzinger, Ostafricanische Studien; Schaffhausen, 1864; S. 325, 526.

[2]) Eyre, vol. II. pp. 336—9. Das Wharepin ist ein ceremoniales Haarausziehen.

[3]) Bowring, p. 38.

[4]) Polack, vol. I. p. 38.

nennen, besonders in Gegenwart eines Verwandten.[1]) In Südamerica muß unter den Abiponen der Todte als „der Mann der jetzt nicht existirt" oder mit einer ähnlichen Umschreibung erwähnt werden;[2]) und die Feuerländer scheuen eine jede Anspielung auf ihre todten Freunde, und wenn ein Kind nach seinem todten Vater oder Mutter fragt, sagen sie: „Still! rede keine bösen Worte."[3]) Der Samojede spricht nur mit Anspielung von den Todten, denn es würde sie beunruhigen, wenn man ihre Namen spräche.[4]) Die Australier stellen, wie die Nordamericaner, den gemalten Federbusch oder das Clan-Zeichen des Todten auf, aber sein Name darf nicht gesprochen werden. Dr. Lang versuchte von einem Australier den Namen eines Eingebornen zu erfahren, der getödtet worden war. „Er sagte mir, wer des Jünglings Vater war, wer sein Bruder war, wie er aussah, wie er ging als er noch lebte, wie er den Tomahawk in seiner linken Hand statt in der rechten hielt (denn er war links gewesen) und mit wem er umzugehen pflegte; aber der gefürchtete Name kam nicht über seine Lippen, und ich glaube, keine Versprechungen oder Drohungen hätten ihn zum Aussprechen desselben bewegen können."[5]) Die Papuanen des östlichen Archipels vermeiden es, die Namen der Todten zu nennen, und in Africa begegnet man dem nämlichen Vorurtheile unter den Masai.[6]) In der alten Welt sagt Plinius von der römischen Sitte, „warum erklären wir, wenn wir die Todten erwähnen, daß wir ihr Andenken nicht stören?"[7]) und der Aberglaube findet sich in der That noch im modernen Europa und zwar besser markirt als im alten Rom,

---

[1]) Simpson, Journey, vol. I. p. 130. Schoolcraft, part III. p. 234.

[2]) Dobrizhoffer, Bd. II. S, 273.

[3]) Despard, Fireland, („Sunday at Home" Oct. 31, 1863.)

[4]) Klemm, C. G., Bd. II. S. 226.

[5]) Lang, Qneensland, pp. 367, 387. Eyre, l. c.

[6]) Bastian, Bd. II. S. 276 ꝛc.

[7]) Plin., XXVIII. 5.

nirgends aber vielleicht auffälliger als in Shetland, wo es beinahe unmöglich ist, eine Wittwe dahin zu bringen, den Namen ihres todten Gatten, wie lange er auch schon gestorben sein mag, zu nennen, obwohl sie allezeit bereit ist von ihm zu sprechen. Keine todte Person darf genannt werden, denn ihr Geist würde zu demjenigen kommen, der ihren Namen ausspricht. [1])

Die Abneigung, die Namen geistiger oder übermenschlicher Wesen und alles desjenigen zu nennen, dem übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden, ist, wie jedermann weiß, sehr allgemein. Der Dayak nennt die Pocken nicht mit Namen, aber er nennt sie „den Häuptling" oder „Dschongel-Blätter", oder er sagt: „Hat er euch verlassen?" [2]) Der Euphemismus, die Furien die Eumeniden oder „Anmuthigen" zu nennen, illustrirt dieses Gefühl besonders deutlich und die Euphemismen für Feen und den Teufel sind zu bekannt, um der Erwähnung zu bedürfen. Die Yezidis, die den Satan anbeten, haben eine Scheu, seinen Namen nennen zu hören. Die Lappländer nennen den Bären „den alten Mann mit dem Pelzrocke", aber sie erwähnen seinen Namen nicht gern. In Asien findet man die nämliche Abneigung vom Tiger zu sprechen unter den Tungusen; [3]) desgleichen in Annam, wo er „Großvater" oder „Herr" genannt wird, [4]) während man sie in Sumatra als die „wilden Thiere" oder „Vorfahren" bezeichnet. [5]) Der Name Brahma ist in Indien etwas Heiliges, wie der Name Jehova für die Juden, und darf nur bei feierlichen Gelegenheiten ausgesprochen werden. Der Muhamedaner hat allerdings den Namen Allah immer im Munde, doch ist dieser auch, wie erwähnt, nur ein Beiname, nicht der „große Name."

---

[1]) Mrs. Edmondston, Shetland Islands; Edin., 1856, p. 20.

[2]) St. John, vol. I. p. 62.

[3]) Ravenstein, p. 382.

[4]) Mouhot, Travels in Indo-China, etc.; London, 1864, vol. I. p. 263.

[5]) Marsden, p. 292.

Unter dieser Classe von Verboten scheinen mehrere Fälle, ebenso wie das Verbrennen in effigie unter den Gebräuchen mit Bildern, blos der Ideenassociation anzugehören und frei von jedem abergläubischen Gedanken. Die Namen der Gatten, der Häuptlinge, der übernatürlichen Wesen können etwa vermieden werden, weil man Bedenken trägt, sich mit dem Eigenthume eines Höhern Freiheiten zu nehmen, auch wohl, weil man sich scheut, Namen des Heiligen mit dem gemeiuen Leben in Verbindung zu bringen oder verhaßte Gedanken an Tod und Schmerz wieder zu wecken. In andern Fällen tritt die Ansicht sehr deutlich zu Tage, daß das bloße Aussprechen eines Namens auf dessen Eigenthümer einwirke, möge dieser nun ein Mensch, ein Thier oder Geist, möge er nah oder fern sein. Bisweilen läßt sich das Verbot vielleicht daraus erklären, daß man übernatürlichen Wesen die Fähigkeit zuschreibt, ihre Namen zu hören, wo sie auch ausgesprochen werden, und daß man annimmt, sie könnten bisweilen, wenn sie solchergestalt gestört werden, kommen, um die Lebenden zu plagen. Wo dieser Glaube Geltung hat, da haben Sprichwörter wie „Sprich vom Teufel und du siehst seine Hörner", „Parlez du Loup" u. s. w. eine weit ernstere Bedeutung, als jetzt für uns. So erklärte ein alter Indianer vom Michigansee, warum die Wundergeschichten der Eingebornen nur im Winter erzählt werden dürften, denn dann liegt der tiefe Schnee auf dem Boden und das dicke Eis bedeckt die Gewässer, und daher können die darin wohnenden Geister das Gelächter der Menge nicht hören, die ihren Geschichten um das Feuer in der Winterhütte lauscht. Aber im Frühling ist die Geisterwelt ganz munter und der Jäger spielt auf die Geister nie anders als in gesetzter ehrerbietiger Weise an, indem er sich vor dem geringsten anstößigen Worte hütet. [1]) In andern Fällen indeß scheint die Wirkung der Aeußerung des Namens auf dessen Eigenthümer eine andere als die angegebene zu sein. Die Erklärung paßt

---

[1]) Schoolcraft, part. III. pp 314, 492.

nicht in dem Falle, wo sich ein Mann weigert, seinen eignen Namen auszusprechen, auch dürfte er wohl schwerlich glauben, daß seine Schwiegermutter es hören werde, wenn er den ihrigen erwähnte.

Einige dieser Namenverbote haben ein seltsames Phänomen in der Sprache verursacht. Wenn der verbotene Name ein übliches Wort ist oder oft auch, wenn er einem solchen Worte nur ähnlich klingt, so muß das Wort aufgegeben und ein neues an dessen Stelle erfunden werden. Von mehrern Sprachen weiß man, daß sie durch dieses Verfahren besonders afficirt worden sind, und es ist zu bemerken, daß in ihnen die Ursachen des Verbots verschieden gewesen sind. Auf den Südseeinseln sind Worte für Tabu erklärt worden wegen ihrer Verwandtschaft mit Häuptlingsnamen; in Australien, Van Diemen's Land und unter den Abiponen Südamerica's wegen ihrer Verwandtschaft mit den Namen der Todten; während in Südafrica das Meiden der Namen gewisser Verwandten durch Verheirathung eine einigermaßen ähnliche Folge gehabt hat.

Capitain Cook bemerkte, daß in Tahiti, wenn ein Häuptling zur königlichen Würde gelangte, alle Worte verändert wurden, die seinem Namem glichen. Selbst ein Pferd oder einen Hund „Prinz" oder „Prinzessin zu nennen, widerstrebte dem Gefühle des Eingebornen. [1]) Polack sagt, weil ein Neuseeland-Häuptling „Wai" genannt war, was „Wasser" bedeutet, habe dem Wasser ein neuer Name gegeben werden müssen. Ein Häuptling wurde Maripi oder „Messer" genannt, und demzufolge erhielten Messer einen andern Namen, Nekra. [2]) Hale, der Philolog der Forschungsexpedition der Ver. Staaten, berichtet über den ähnlichen tahitianischen Gebrauch, bekannt als Tepi, kraft dessen z. B. die Sylbe tu selbst in gleichgiltigen Wörtern verändert wurde, weil es einen

---

[1]) Cook, Third Voyage, vol. II. p. 170.

[2]) Polak, vol. I. p. 38; vol. II. p. 126.

König gab, welcher Tu hieß. So wurde aus fetu (Stern) fetia gemacht, tui (schlagen) wurde tiai, u. s. w. [1])

Bezüglich des australischen Verbots, die Namen der Todten auszusprechen, sagt Mr. Eyre: „In Fällen wo der Name eines Eingebornen der beinahe täglich vorkommende eines Vogels oder Säugethiers gewesen ist, wird dem Gegenstande ein neuer Name gegeben und in der Sprache des Stammes adoptirt. So erhielt zu Moorunde der Sohn des Eingebornen Tenberry den Namen Torpool oder die Kriechente; als das Kind starb, wurde die Kriechente Tilquaitch genannt und die Benennung Torpool ließ man unter dem Moorunde-Stamme gänzlich fallen." [2]) Die in Tasmania in Folge des Fallenlassens der Namen der Todten eingetretene Sprachveränderung beschreibt Mr. Milligan wie folgt: die von Zeit zu Zeit vorkommende Elision und unbedingte Beseitigung von Wörtern ist als Ursache einer Veränderung in den Dialecten der Ureinwohner angegeben worden. Es verhielt sich damit folgendermaßen: Männer- und Frauennamen wurden natürlichen Gegenständen oder Ereignissen entlehnt, z. B. dem Känguruh, dem Gummibaum, dem Schnee, Hagel, Donner, Winde, der See, der Waratah oder Blandifordia oder Boronia zur Blüthezeit, u. s. w.; aber es war feststehender Brauch in jedem Stamme, nach dem Tode einer Person sich fortan auf das Gewissenhafteste der Nennung des Namens des Verstorbenen zu enthalten, eine Regel, deren Verletzung, wie sie meinten, schreckliches Unglück zur Folge haben mußte; sie bedienten sich daher großer Umschreibungen, wenn sie von einem Verstorbenen sprachen, um das Aussprechen des Namens zu vermeiden. Wenn z. B. Wilhelm und Marie, Mann und Frau, beide gestorben waren und Lucie, die verstorbene Schwester Wilhelms, war an den gleichfalls jetzt todten Isaak

---

[1]) Hale, in U. S. Exp., vol. VI. p. 288. Max Müller, Lectures, 2nd series; London, 1864, pp. 34—41.

[2]) Eyre, vol. II. p. 354.

verheirathet gewesen, dessen Sohn Jaköbchen noch lebte, und man wünschte von Marie zu sprechen, so sagte man „Jaköbchen's Vater's Frauen Bruder's Frau", u. s. w. Solch ein Brauch mußte natürlich wesentlich beigetragen haben, die Zahl ihrer Hauptwörter zu vermindern und neue phonetische Bezeichnungen für alte Begriffe nothwendig zu machen, welche neuen Wörter höchst wahrscheinlich bei jeder Gelegenheit und in jedem besondern Stamme differirten; die einzige Chance einer Fusion der Wörter zwischen Stämmen beruhte darauf, daß man von feindlichen und fremden Völkerschaften Frauen entführte, um sie zu heirathen, ein allgemein herrschender Gebrauch, der ohne Zweifel sich in seinen Wirkungen ebenso wohlthätig für die Rasse erwies, als er barbarisch hinsichtlich seiner Ausführung war." [1])

Der Jesuiten-Missionär Martin Dobrizhoffer schildert folgendermaßen die Weise, in welcher zu seiner Zeit diese Veränderung in der Sprache der Abiponen vor sich ging. „Die abiponische Sprache wird in neue Schwierigkeiten verwickelt durch einen lächerlichen Gebrauch der Wilden, indem sie beständig Worte, die der ganzen Nation geläufig sind, abschaffen und neue an deren Stelle setzen. Begräbnißceremonien sind der Ursprung dieses Gebrauchs. Die Abiponen lassen sich nicht gern durch irgendetwas an die Todten erinnern. Daher werden Appellativa, die irgend eine Verwandtschaft mit den Namen der Verstorbenen haben, sogleich abgeschafft. Während der ersten Jahre meines Aufenthalts unter den Abiponen pflegte man zu sagen, Hegmalkam Kahamatek? „Wann wird ein Ochsenschlachten sein?" Wegen des Todes eines Abiponen wurde das Wort Kahamatek verboten und es wurde Allen durch die Stimme eines Ausrufers anbefohlen, statt dessen zu sagen: Hegmalkam negerkata? Das Wort nihirenak, ein Tiger, wurde vertauscht mit apañigehak; peûe,

---

[1]) Milligan, in: Papers, etc., of Roy. Soc. of Tasmania, vol. III. part II. 1859, p. 281.

ein Krokodil, mit Kaeprhak, und Kaáma, Spanier, mit Rikil, weil diese Worte einige Aehnlichkeit mit Namen jüngst verstorbener Abiponen hatten. Daher kommt es, daß unsere Wörterbücher so voll Kleye sind, denn wir haben so häufig Anlaß, verbotene Wörter auszustreichen und neue einzuschreiben." [1])

In Südafrica lassen einige Kaffernstämme, wie es scheint, Worte ihrer Sprache fallen, die den Namen ihrer frühern Häuptlinge gleichen. So nennen die Ama-Mbalu die Sonne nicht mit ihrem gewöhnlichen Zulu-Namen i-langa, sondern gebrauchen statt dessen, weil ihres ersten Häuptlings Name Ulanga gewesen, das Wort i-sota. Unter den Kaffern findet man auch den eigenthümlichen Brauch des ucku-hlonipa, dessen Prof. Max Müller im zweiten Cursus seiner Vorlesungen erwähnt. [2]) Die folgende Angabe ist aus einer andern Quelle, vom Rev. J. L. Döhne, der sich darüber folgendermaßen unter dem Zeitwort hlonipa ausspricht, welches bedeutet: verschämt sein, sich aus Schüchternheit fern halten, Annäherung scheuen, Nennung eines Namens vermeiden, ehrerbietig sein. „Dieses Wort bezieht sich auf eine Sitte zwischen den nächsten Verwandten und wird ausschließlich auf weibliche Personen angewendet, denen, wenn sie verheirathet sind, nicht erlaubt ist, die Namen der Verwandten ihrer Gatten oder ihrer Schwiegerväter zu nennen. Sie müssen sich fern von den letztern halten. Daher rührt ihre Gewohnheit, neue Namen für die Glieder der Familie zu erfinden, was stets geschieht, wenn jene Namen von einem Worte der gewöhnlichen Sprache entweder abstammen oder gleichbedeutend damit sind; heißt z. B. der Vater oder Schwager Umehlo, was von Amehlo, Augen, herkommt, so gebrauchen die Isifazi [das weibliche Geschlecht] nicht mehr Amehlo, sondern statt dessen Amakangelo (Gucker) u. s. w., und auf diese Weise

---

[1]) Dobrizhoffer, Bd. II. S. 203.

[2]) Max Müller, l. c.

ist die izwi lezifazi, d. h. Frauenwort oder Frauensprache, entstanden." [1])

Es lassen sich noch andere Beispiele von Sprachveränderung durch Wörterverbot finden. Die Yezidis, die den Teufel anbeten, hüten sich nicht nur, den Namen Scheitan auszusprechen, sondern haben auch das Wort Schat, Fluß, aufgegeben, weil es jenem zu ähnlich und brauchen dafür das Wort Nahr. Auch mögen sie das Wort Keitan, „Faden" oder „Franse", nicht aussprechen, und selbst Naal, „Hufeisen", und Naal-Band, „Schmied", sind verbotene Wörter, weil sie einige Aehnlichkeit mit Laan, „Fluch", und Maloun, „verflucht", haben. [2]) Es ist als ein merkwürdiger Umstand zu bemerken, daß eine derselben Familie angehörende „Sprachkrankheit" sich in englisch redenden Ländern und in modernen Zeiten gezeigt hat. Besonders in America sind in den letzten Jahren eine Anzahl sehr harmloser Wörter für tabu erklärt worden, nicht weil sie selber irgendwie anstößig sind, sondern weil sie im Klange Aehnlichkeit mit Wörtern haben, die für unzart gelten, oder auch nur, weil die Pöbelsprache sie adopirt hat, um Dinge zu bezeichnen, die eine etwas übertriebene Wohlanständigkeit ignoriren will. In England sind wir nicht völlig frei von dieser Sünde gegen den guten Geschmack, aber zum Glück haben wir sie in voller Häßlichkeit sich im Auslande entwickeln sehen und dürfen hoffen, daß ihr unter uns ein für allemal Einhalt gethan ist.

Indem wir unsere Betrachtungen über Bilder und Namen schließen, wollen wir noch bemerken, daß die Wirkung einer Unfähigkeit, den äußern Gegenstand vom bloßen Gedanken oder Begriffe desselben im Geiste so klar, wie wir es thun, zu scheiden, sich sehr entschieden und deutlich in den abergläubischen Meinungen und Gebräuchen des ungebildeten

[1]) Döhne, Zulu-Kaffir Dictionary; Cape Town, 1857, s. v. hlonipa.

[2]) Layard, Nineveh; London, 1849, vol. I. p. 297.

Menschen zeigt; ihre Resultate beschränken sich jedoch keineswegs auf derartige Dinge. Man kann ohne Uebertreibung sagen; daß eine Geschichte der Philosophie und Religion erforderlich sein würde, um sie vollständig darzustellen. Die gehäufte Erfahrung so vieler Jahrhunderte hat uns allerdings zu weit klarern Ansichten in diesen Dingen geführt, als der Wilde hat, obwohl wir am Ende bald zu dem Punkte kommen, wo unser Wissen aufhört; und die Meinungen hinsichtlich der Beziehung zwischen Ideen und Dingen, zu denen sich Menschen von nur gewöhnlicher Bildung bekennen oder wonach sie wenigstens handeln, können mit der Zeit andern, einer höhern Bildungsstufe entnommenen weichen müssen. Aber zwischen unserer klaren Scheidung dessen, was im Geiste, von dem was außer ihm ist, und der geistigen Verwirrung der niedrigsten Wilden der Gegenwart ist ein gewaltiger Zwischenraum. Ueberdies kann, wie wir soeben gesehen haben, das selbst im Systeme barbarischen Aberglaubens zu bemerkende Vorkommen von Dingen, welche die Kenntniß ihrer ursprünglichen Bedeutung überlebt zu haben scheinen, uns vielleicht zu einem noch frühern Zustande des menschlichen Geistes zurückführen. Insbesondere können wir aus den mit der Sprache verknüpften abergläubischen Gebräuchen ersehen, welch ungeheurer Unterschied waltet zwischen dem, was ein Name für den Wilden, und dem was er für uns ist, die wir sagen können, „Worte sind die Rechenpfennige der Weisen und das Geld der Narren." Auf niedrigern Stufen der Cultur findet man Wort und Begriff mit einer Hartnäckigkeit aneinanderhaftend, die sehr verschieden von ihrem schwachen Zusammenhang in unsern Geistern ist, und es zeigt sich da eine für uns kaum begreifliche Neigung, sich an das Wort zu klammern, wie wenn es der Gegenstand wäre, den es bezeichnet, und zu glauben, daß die Fähigkeit, von einer Sache zu sprechen, gewissermaßen den Besitz derselben gewähre. Dieser Geisteszustand ist vielleicht nie deutlicher erläutert worden, als in einer vom Dr. Lieber mitgetheilten Anekdote. „Ich sah neu=

lich einem Neger zu, der beschäftigt war, junge Spottvögel aus der Hand zu füttern. „Würden sie Würmer essen?" fragt' ich. Der Neger erwiederte: „Ganz gewiß nicht, sie sind zu jung und würden sie nicht zu nennen wissen."[1])

---

[1]) Lieber, Laura Bridgman; Smiths. C., 1851 p. 9.

Siebentes Capitel.

Wachsthum und Verfall der Cultur.

Directe Aufzeichnungen sind die Hauptstütze der Geschichte und wo uns diese in entfernten Zeiten und Orten mangeln, wird es weit schwieriger zu ermitteln, wo die Civilisation vorgeschritten und wo sie zurückgegangen ist. Wir sprechen zunächst vom Fortschritt. Wenn in modernen Zeiten irgend eine wichtige Bewegung erfolgt ist, hat es gewöhnlich auch wohlunterrichtete gleichzeitige Schriftsteller gegeben, die sich glücklich schätzten, vor das Publicum mit Nachrichten treten zu können, welche die Welt gern hörte. Wenden wir uns aber zu den niedrigern Stufen traditioneller Geschichte, so zeigt sich ein ganz anderer Stand der Dinge. Es werden da nicht nur die wirklichen Nachrichten immer seltener, sondern es hat auch die nämliche Wißbegier, die wir in Betreff des Ursprungs und Wachsthums der Civilisation fühlen, leider verbunden mit einer Neigung, jeden Schatten einer Antwort lieber entgegenzunehmen, als im Bewußtsein einer völligen Unwissenheit zu leben, das Entstehen der Menge mythischer Erfinder und Civilisatoren begünstigt, die ihre Stelle in den Sagen so vieler weit auseinanderliegender Zeitalter und Länder haben. Ihre Geschichten geben uns oft Namen, Daten, Orte, selbst die Anlässe, die zur Veränderung führten, überhaupt alle gewünschte Nachricht — wenn sie nur wahr wäre. Bisweilen

mögen allerdings Kunden von wirklichen Männern und ihren Erfindungen in jene Sagen von Göttern, Heroen und Weisen eingeschlossen worden sein; bisweilen mag auch ein mythisches Gewand die wirkliche Geschichte einhüllen, z. B. wenn Kadmus, קדם, „der Osten", die phönizischen Buchstaben nach Griechenland bringt. In der Regel aber bildet ihre Grundlage nicht die Geschichte, sondern allein eine bereits kalte und todte Mythologie, oder selbst Etymologie, Anspielung, Phantasie; so vom Sol, dem Sohne des Oceanus, der das glänzende, sonnengleiche Gold zu graben und zu schmelzen erfand, und Pyrodes, dem „Feurigen", der entdeckte, wie man Feuer vom Steine erlangt, und den Kaufleuten, welche die Kunst der Glasbereitung erfanden (die in Aegypten in gleich hohem Alterthum bekannt war), indem sie auf der sandigen phönicischen Küste Feuer machten und ihre Kochkessel auf Natronstücke setzten, die sie zu diesem Zwecke, als hätten sie den Erfolg geahnt, mit aus ihrem Schiffe brachten, — durch die ganze Welt bis zu Kahukura, welcher der Feen Fischnetz erlangte, wornach die Neuseeländer das Netzstricken lernten, und dem Chinesenpaar Hoei und Y-meu, von denen der eine den Bogen, der andere den Pfeil erfand.

Wie die Götter Ceres und Bachus die Korn- und Weinspender für die Sterblichen wurden, so erwuchs jenseits des atlantischen Meeres aus einer einfachen mythischen Auffassung der Natur die Geschichte des großen Aufklärers und Civilisators von Mexico. Wenn man den Schlüssel, welchen Prof. Müller und Mr. Cox mit so großem Erfolg zur Lösung der Indo-Europäischen Mythologie gebraucht haben, auf die Masse Traditionen des Mexicaners Quetzalcohuatl, die der Abbé Brasseur gesammelt hat, [1]) anwendet, so wird das wirkliche Wesen dieser Person sofort klar.

Er war der Sohn Camaxtli's, des großen toltekischen

[1]) Brasseur, Histoire, vol. I. liv. II. et III. S. vol. III. liv. XII. chap. III.

Eroberers, der über das Land Anahuac herrschte. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, und in seiner Kindheit trugen die jungfräulichen Priesterinnen für ihn Sorge, die das heilige Feuer — Sinnbild der Sonne — bewahrten. Schon als Knabe war er kühn im Kriege und folgte seinem Vater auf dessen Zügen. Aber während er weit entfernt war, erhob sich eine Schaar Feinde wider seinen Vater, mit denen sich die Mixcohuas, die „Wolkenschlangen", verbanden, und sie überfielen den bejahrten König und erstickten ihn, und begruben seinen Leib im Tempel des Mixcoatepetl, des „Wolkenschlangenberges". Es verging geraume Zeit und Quetzalcohuatl wußte nicht, was geschehen war; endlich aber kam der Adler zu ihm und erzählte ihm, daß sein Vater erschlagen und hinab ins Grab gegangen war. Da erhob sich Quetzalcohuatl und ging mit seinen Gefährten, den Tempel des Wolkenschlangenbergs zu stürmen, wo sich die Mörder befestigt hatten und ihn von ihren Bollwerken verspotteten. Aber er minirte einen Weg von unten und stürzte mit seinen Tigern unter sie in den Tempel. Viele erschlug er sogleich, aber die Leiber der Schuldigsten hieb und hackte er, streute spanischen Pfeffer in ihre Wunden und ließ sie so sterben.

Hiernach kommt eine andere Geschichte. Quetzalcohuatl erschien zu Panuco, an einem Flusse der Ostküste. Er war dort aus seinem Schiffe gelandet und niemand wußte von wannen er kam. Er war hochgewachsen, weiß von Farbe, anmuthig anzuschauen, mit lichtem Haar und buschigem Bart, gekleidet in lange wallende Gewänder. Ueberall als ein Bote vom Himmel empfangen, reiste er landein durch die heißen Länder der Küste nach den gemäßigten Gegenden des Innern und wurde dort ein Priester, Gesetzgeber und König. Das schöne Land der Tolteken war überreich an Früchten und Blumen und seine Regierung war ihr goldenes Zeitalter. Armuth war unbekannt und das Volk schwelgte in jeder Freude des Reichthums und Wohlbefindens. Die Tolteken selbst glichen nicht den kleinen dunkeln Azteken späterer Zeit; sie waren

groß von Statur, beinahe so weiß wie Europäer und konnten (sonnengleich) ohne Rast den ganzen Tag lang laufen. Quetzalcohuatl brachte mit sich Bauleute, Maler, Astronomen und Meister in vielen andern Künsten. Er baute Landstraßen und begünstigte die reisenden Kaufleute aus fernen Ländern. Er war der Begründer der Geschichte, der Gesetzgeber, der Erfinder des Tag- und Jahrkalenders, der Verfasser des Tonalamatl, des „Sonnenbuchs", worin der Tonalpuhqui, „der nach der Sonne Rechnende", die Schicksale der Menschen in astrologischen Vorhersagungen las, und er regulirte die Zeiten der feierlichen Ceremonien, die Feier des Neuen Jahrs und des zweiundfünfzigjährigen Cyclus. Aber nach einer langjährigen Herrschaft des Friedens und Wohlstandes suchte auch ihn die Sorge heim. Seine Feinde schaarten sich wider ihn und ihr Führer war ein Häuptling, der einen Namen der Sonne führte, Tetzcatlipoca, der „Rauchende Spiegel", ein herrlicher Jüngling, ein Vetter Quetzalcohuatl's, aber sein bitterer Feind. Sie erhoben sich wider Quetzalcohuatl und er reiste ab. Das Königreich, sagte er, sei nicht länger unter seiner Obhut, er habe eine Sendung anderswo, denn der Herr ferner Länder habe ihn rufen lassen, und dieser Herr war die Sonne. Er ging nach Chollullan, „der Stätte des Flüchtigen", und gründete dort ein anderes Reich, aber sein Feind folgte ihm mit seinen Heeren, und Quetzalcohuatl sagte, er müsse fort nach dem Lande Tlapallan, denn der Himmel wolle, daß er andere Länder besuche, dort das Licht seiner Lehre auszubreiten; aber wenn seine Sendung erfüllt sei, werde er zurückkehren und seine alten Tage bei ihnen verleben. So reiste er ab und ging auf seinem Schiffe einen Fluß hinab nach der See und dort verschwand er. Das Sonnenlicht glüht auf dem schneebedeckten Gipfel Orizaba's lange nachdem die Lande unten in Dunkel gehüllt sind, und dorthin, sagten Einige, sei sein Leib geführt und im Rauche des Scheiterhaufens gen Himmel gestiegen, und als er verschwand, weigerte die Sonne sich eine Zeitlang, sich wieder zu zeigen.

Wie dunkel die Bedeutung dieser Märchen unter den Mexicanern geworden war, als Montezuma in Cortez und den spanischen Schiffen die Wiederkehr des großen Herrschers und seiner goldenen Zeit zu erblicken meinte! Quetzalcohuatl war bereits vielemal zurückgekommen, um Licht, Freude und Thätigkeit auf die Erde zu bringen, denn er war die Sonne. Wir können ihn sogar mit der Sonne durch den Namen identificirt finden und seine Geschichte ist vielleicht eine compactere und vollkommenere Serie von Sonnenmythen, als sich an den Namen irgend einer einzelnen Person in unserer eigenen aryanischen Mythologie knüpft. Seine Mutter, die Dämmerung oder die Nacht, bringt ihn zur Welt und stirbt. Sein Vater Camaxtli ist die Sonne und wurde nach dem Sonnenritus in Mexico verehrt, aber er ist die Sonne von gestern. Die Wolken, personificirt in dem mythischen Geschlechte der Mixcohuas oder „Wolkenschlangen" (die Nibelungen der westlichen Hemisphäre), überwältigen die alte Sonne und ersticken sie, und begraben sie in ihrem Berge. Aber der junge Quetzalcohuatl, die Sonne von heute, stürzt von untenher mitten unter sie und einige erschlägt er bei seinem ersten Erscheinen, einige dagegen läßt er, mit rothen Wunden bedeckt, langsam sterben. Wir haben das Sonnenboot des Helios, des ägyptischen Ra, des polynesischen Maui. Quetzalcohuatl wird, als seine glänzende Laufbahn sich dem Ende zuneigt, in ferne Länder getrieben durch seinen Vetter Tetzcatlipoca, der jungen Sonne des nächsten Tags. Auch er ist wohlbekannt als ein Sonnengott in der mexicanischen Theologie. Wunderbar übereinstimmend mit alldem, fügt sich ein Vorgang nach dem andern im Leben Quetzalcohuatl's in seine gehörige Stelle. Die Wächterinnen des heiligen Feuers pflegen ihn, sein Scheiterhaufen ist auf dem Gipfel des Orizaba, er ist der Helfer der Reisenden, der Kalendermacher, der Schöpfer der Astrologie, der Begründer der Geschichte, der Spender des Reichthums und Glückes. Er ist der Patron der Handwerker, denen er bei ihrer Arbeit leuchtet, wie es in einer alten Sanscrithymne heißt: „Er schreitet

hervor, der Glanz des Himmels, der weitsehende, der fernzielende, der schimmernde Wanderer; fürwahr, von der Sonne belebt gehen Menschen an ihre Geschäfte und thun ihr Werk."[1]) Selbst sein Volk, die Tolteken, gewinnen solarische Eigenschaften. Wird es auch nur möglich sein, dieser berühmten Rasse, in deren Geschichte die Sage von Quetzalcohuatl das Hauptereigniß bildet, eine mehr als mythische Existenz einzuräumen?

Der Forscher hat demnach wohl mit Mistrauen Angaben zu betrachten, die sich für directe Geschichte des frühen Wachsthums der Civilisation ausgeben, ja er mag es selbst für das Beste halten, auf der sichern Seite zu irren und sie überhaupt gar nicht gelten lassen, es sei denn daß ihre Wahrscheinlichkeit durch andere Zeugnisse dargethan wird, oder daß der Charakter der Tradition ein solcher ist, daß sie nicht wohl anders als auf Grund einer Thatsache entstehen konnte. Diese beiden Proben scheint z. B. die chinesische Quipu-Sage bestehen zu können. In den Zeiten Yungtsching-tschi's, so wird erzählt, bedienten sich die Leute kleiner Stricke, die mit verschiedenen Knoten markirt waren, welche ihnen durch ihre Zahlen und Entfernungen statt der Schrift dienten. Die Erfindung wird dem Kaiser Suy-dschin, dem Prometheus China's, zugeschrieben.[2]) Sehen wir ab von Namen und Daten, so enthält diese Geschichte die Angabe, daß die Chinesen in alten Zeiten Quipus statt schriftlichen Aufzeichnungen brauchten, bis dieselben durch die Schreibkunst verdrängt wurden. Nun läßt sich erstlich nicht denken, wie eine solche Geschichte entstanden sein sollte, wenn ihr nicht eine Thatsache zu Grunde läge; und zweitens zeigt eine Untersuchung dessen, was von dieser merkwürdigen Kunst in andern Ländern bekannt ist, daß genau das Nämliche, was nach Angabe der Chinesen einst bei

---

[1]) Müller, Lectures, 2nd series, p, 497.

[2]) Goguet, vol. III. p. 322. De Mailla, Histoire Gén. de la Chine; Paris, 1777, vol. I. p. 4.

ihnen geschehn, bekanntermaßen auch andern Rassen in verschiedenen Ländern begegnet ist.

Der Quipu ist ein waher Verwandter des Rosenkranzes und des Wampumgürtels. Er besteht aus einer Schnur mit hineingeknüpften Knoten, die dazu dienen, an irgend etwas zu erinnern. Wenn ein Landmädchen einen Knoten in ihr Taschentuch macht, um einen Auftrag in der Stadt nicht zu vergessen, so macht sie auch eine Art Quipu. Darius machte einen, als er einen Riemen nahm, sechzig Knoten hineinknüpfte und ihn den Anführern der Ionier gab, damit sie jeden Tag einen Knoten aufbinden möchten, bis sie, nachdem alle Knoten gelöst wären und er nicht zurückgekehrt sei, nach ihrem eigenen Lande zurückkehren könnten.[1] Ein Quipu war auch die Schnur, in welche Le Boo einen Knoten für jedes Schiff band, dem er auf seiner Reise begegnete, um dessen Namen und Heimat im Gedächtniß zu behalten; und desgleichen die Schnur, in welche sein Vater, Abba Thulle, erst dreißig Knoten und dann noch sechs knüpfte, um sich zu erinnern, daß Capitain Wilson nach dreißig Monden oder wenigstens in den sechs darauf folgenden zurückkommen werde.[2])

Dies ist eine so einfache Erfindnng, daß sie möglicherweise viele Mal gemacht worden sein kann, und ihr Vorkommen in verschiedenen Ländern beweist nicht, daß sie aus einem Lande in ein anderes verpflanzt worden sei. Man hat sie in Asien[3] gefunden, in Africa,[4] in Mexico, unter den nordamericanischen Indianern;[5] aber ihre größte Entwickelung war in Südamerika.[6] Das Wort Quipu, d. h. „Knoten“,

---

[1]) Herod. IV. 98. S. Plin., X. 34.

[2]) Keate, Pelew Islands; London, 1788, pp. 367, 392.

[3]) Erman (E. Tr.); London, 1848, vol I. p. 492.

[4]) Goguet, vol. I. pp. 161, 212. Klemm, C. G., Bd. I. S. 3. Bastian, Bd. I. S. 412,

[5]) Charlevoix, vol. VI. p. 151. Long's Exp., vol. I. p. 235. (eine Stelle, die einen Grund angiebt weßhalb, Lucina die Patronin der Niederkunft.) Talbot, Disc. of Lederer, p. 4.

[6]) Humboldt & Bonpland, vol. III. p. 20.

gehört der Sprache Peru's an und Quipus dienten dort als regelmäßiges Erinnerungs- und Communicationsmittel für eine im hohem Grade organisirte Gesellschaft. Nach von Tschudi's Beschreibung bestehen sie aus einer dicken Hauptschnur mit dünnern Schnuren, die in gewissen Entfernungen daran gebunden sind und in welche die Knoten geknüpft werden. Die Länge der Quipus variirt sehr, denn der Hauptstamm mißt oft viele Ellen, bisweilen nur einen Fuß, die Zweige dagegen selten mehr als zwei Fuß und gewöhnlich weit weniger. Er hat einen Quipu ausgegraben, welcher, wie er sagt, gegen acht Pfund wog und wovon ein Stück in einem Holzschnitte dargestellt ist, dessen Copie der hier folgende (Fig. 15) ist. Die Stricke sind oft von verschiedenen Farben, jede mit ihrer eigenen besondern Bedeutung, roth für Soldaten, gelb für Gold, weiß für Silber, grün für Korn u. s. w. Diese Knotenschrift eignet sich besonders für Berechnungen und statistische Tabellen; ein einzelner Knoten bedeutete zehn, ein doppelter hundert, ein dreifacher tausend, zwei einzelne nebeneinander zwanzig, zwei doppelte zweihundert. Die Entfernungen der Knoten vom Hauptstrang waren von großer Wichtigkeit, ebenso wie die Reihenfolge der Zweige, denn die vornehmsten Gegenstände wurden auf die ersten Zweige und in die Nähe des Stammes gebracht und so in abwärtsgehender Ordnung. Diese Rechnungsart ist, wie von Tschudi weiter bemerkt, noch im Gebrauch unter den Hirten der Puna (des hohen Gebirgsplateaus von Peru,) und er ließ es sich von ihnen erklären, so daß er mit einiger Mühe jeden ihrer Quipus lesen konnte. Auf dem ersten Zweige registriren sie gewöhnlich die Ochsen, auf dem zweiten die Kühe, die sie wieder in Milchkühe und nicht melkende eintheilen; die nächsten Zweige enthalten die Kälber, je nach Alter und Geschlecht, dann die Schafe in verschiedenen Unterabtheilungen, die Zahl der getödteten Füchse, die Quantität verbrauchten Salzes und zuletzt die Angaben über gefallenes Vieh. Auf andern Quipus ist der Ertrag der Heerde an Milch, Käse, Wolle u. s. w. ver-

zeichnet. Jede neue Rubrik wird durch eine besondere Farbe oder einen verschiedenartig geknüpften Knoten angezeigt.



Fig. 15.

Auf dieselbe Weise waren in alten Zeiten die Armeelisten eingerichtet; auf einer Schnur waren die Schleuderer verzeichnet, auf einer zweiten die Lanzenträger, auf einer dritten die mit Streitkolben u. s. w., sammt ihren Officieren; und auch die Schlachtberichte wurden solchergestalt aufgezeichnet. In jeder Stadt gab es besondere Beamte, denen es oblag, die Qui=

pus zu knüpfen und zu erklären; sie hießen Quipucamayocuna oder Knotenbeamte. Wie unzulänglich auch diese Schreibart war, hatten dennoch die officiellen Historiker während der Blüthezeit des Reiches der Incas große Fertigkeit in deren Auslegung erlangt. Trotzdem waren sie selten im Stande, ohne die Hilfe eines mündlichen Commentars einen Quipu zu lesen; kam ein solcher aus einer fernen Provinz, so mußte ihn die Bemerkung begleiten, ob er sich auf Census, Tribut, Krieg oder was sonst etwa bezog. Um Sachen zu bezeichnen, die ihren eigenen unmittelbaren District angingen, machten diese Beamten am Anfang des Hauptstrangs gewisse nur ihnen selbst verständliche Zeichen; auch hielten sie die Quipus nach ihren besondern Fächern sorgfältig gesondert, um z. B. nicht etwa einen Tributstrick für einen auf den Census bezüglichen zu nehmen. Durch beständige Uebung vervollkommneten sie das System so weit, um die wichtigsten Ereignisse des Reiches mit ihren Knoten anmerken und die Gesetze und Verordnungen aufzeichnen zu können. In neuern Zeiten sind alle angestellten Versuche, die alten Quipus zu lesen, vergeblich gewesen. Die Schwierigkeit, sie zu entziffern, ist sehr groß, da jeder Knoten einen Begriff ausdrückt und eine Menge Zwischengedanken ausgelassen sind. Aber das Haupthinderniß ist der Mangel einer mündlichen Angabe ihres besondern Gegenstandes, die selbst für die gelehrten Entzifferer nöthig war. Sollte es uns indeß auch glücken, den Schlüssel zu ihrer Erklärung zu finden, so würden die Resultate doch wenig Werth haben; denn es würden doch meistens nur Censustabellen oder Steuerlisten und Verzeichnisse des Vermögens verstorbener Personen zu Tage kommen. In den südlichen Provinzen von Peru finden sich noch Indianer, welche vollkommen vertraut mit dem Inhalte gewisser aus alten Zeiten erhaltener historischer Quipus sind; aber sie halten ihre Kenntniß streng geheim, besonders den Weißen gegenüber. [1])

---

[1]) J. J. v. Tschudi, Peru; St. Gallen, 1846, Bd. II., S. 383.

Während wir China näher kommen, finden wir Quipus im östlichen Archipel und im eigentlichen Polynesien, [1]) und vor vierzig Jahren waren sie in Hawaii in einer Form im Gebrauch, die den ausgebildetsten peruanischen Mustern nicht nachzustehen schien. „Die Steuereinnehmer führen, obwohl sie weder lesen noch schreiben können, sehr genaue Rechnung über alle die verschiedenen Artikel, die von den Einnehmern auf der ganzen Insel erhoben werden. Dies geschieht hauptsächlich durch einen einzigen Mann und das Register ist nichts anderes als ein Strickwerk von vier bis fünfhundert Faden Länge. Bestimmte Abtheilungen desselben sind den verschiedenen Districten zugetheilt und unterscheiden sich von einander durch Knoten, Schlingen und Büschel von verschiedener Gestalt, Größe und Farbe. Jeder Steuerpflichtige im Districte hat seine Stelle an diesem Stricke und die Anzahl Dollars, Schweine, Hunde, Sandelholzstücke, die Taro-Quantität u. s. w., die er zu entrichten hat, ist mittels sehr sinnreich unterschiedener Marken der angegebenen Art genau bestimmt. [2])

Das Schicksal des Quipu ist überall gewesen, mehr oder weniger vollständig durch die Schreibkunst verdrängt zu werden. Selbst die Bilderschrift der alten Mexicaner scheint stark genug gewesen zu sein ihn zu verdrängen. Mir ist unbekannt, ob seine Anwendung in Mexico von irgend einem alten Chronisten erwähnt wird oder nicht; aber Boturini stellte die Thatsache außer Zweifel, indem er nicht nur einige Proben in Tlascala fand, sondern auch ihren mexicanischen Namen aufzeichnete, nämlich Nepohualtzitzin, [3]) ein vom Zeitworte tlapohua, rechnen, abgeleitetes Wort. Wenn uns daher die Chine-

---

[1]) Marsden, p. 192. Keate, loc. cit. Klemm, C. G., Bd. IV. S. 396.

[2]) Tyerman and Bennet, Journal; London, 1831, vol. I. p. 455.

[3]) Boturini, Idea de una nueva Historia, etc.; Madrid, 1746, p. 85.

sen sagen, daß sie sich vor Zeiten einmal dieses Hilfsmittel bedient haben, bis es durch die Schreibkunst verdrängt worden sei, so macht die Analogie des in andern Ländern Geschehenen es höchst wahrscheinlich, daß die Tradition auf Wahrheit beruht und diese Wahrscheinlichkeit ist um so größer, je unwahrscheinlicher es ist, daß eine solche Erzählung rein aus der Luft gegriffen sein sollte.

Uebrigens liegt der historische Werth uralter Tradition nicht ausschließlich in den Fragmenten wirklicher Geschichte, die sie vielleicht aufbewahrt. Selbst die Mythen, die sie spätern Zeiten überliefert, können in der Hand des Ethnologen zu wichtigen mittelbaren Zeugnissen werden. Und alte Urkunden, die mittels des Gedächtnisses von Generation auf Generation vererbt sind, geben uns oft, besonders wenn eine poetische Form sie in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten hilft, wo nicht eine richtige Darstellung wirklicher Ereignisse, zum wenigsten ein Bild des Civilisationszustandes, worin die Urkunden selbst ihren Ursprung hatten. Vielleicht ist kein Zweig indirecter Beweismittel hinsichtlich der Culturgeschichte so gut bearbeitet worden, als die Denkmale früherer Gesellschaftszustände, die solchergestalt z. B. in den homerischen Dichtungen unabsichtlich aufbewahrt worden sind. Es würden sich treffendere Beispiele als das folgende anführen lassen; da indeß einmal so viel über die Geschichte der Schreibkunst gesagt worden ist, mag die Stelle dienen, an etwas zu erinnern, was als ein Denkmal aus einer Zeit erscheint, wo unter den alten Griechen die Bilderschrift noch nicht durch Wortschrift verdrängt worden war, nämlich in der Erzählung von Bellerophon, den Prötus nicht tödten wollte, sondern den er nach Lycien schickte und dem er verderbliche Zeichen gab, indem er auf eine zusammengelegte Tafel viele seelenvernichtende Dinge eingrub und ihm auftrug, sie dem König zu zeigen, damit er von dessen Hand sterben möchte.

Πέμπε δέ μιν Λυκίηνδε, πόρεν δ᾽ ὅγε σήματα λυγρὰ,
Γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλὰ,
Δεῖξαι δ᾽ ἠνώγει ᾧ πενθερῷ, ὄφρ᾽ ἀπόλοιτο. [1])

Leider lassen sich nur wenige Zeugnisse bezüglich der Urgeschichte der Civilisation durch directe Beobachtung erlangen, nämlich durch Contrastirung des Zustandes einer niedrigen Rasse zu verschiedenen Zeiten, um zu ersehen, ob ihre Cultur in der Zwischenzeit sich geändert habe. Der zu einer solchen Untersuchung erforderliche Contact eines wilden Mannes mit civilisirten Menschen hat gewöhnlich so ziemlich dieselbe Wirkung, wie das Experiment eines neugierigen Kindes, welches die Tags vorher in die Erde gesteckte Wurzel ausgräbt, um zu sehen ob sie gewachsen ist. Es ist eine allgemeine Regel, daß originaler und selbständiger Fortschritt nicht unter einem Volke niedriger Civilisation gefunden wird, welches sich einer höhern Rasse gegenüber befindet. Dies ist natürlich genug und berührt übrigens nicht im Geringsten die Frage, ob die niedrigere Rasse vor der Ankunft der cultivirteren Fremden stationär oder fortschreitend war. Selbst wenn der Contact nur gering und vorübergehend gewesen ist, wird es entweder zweifelhaft, ob bald nachher gemachte Fortschritte original sind, oder gewiß, daß dem nicht so ist. Man hat z. B. versichert, daß die Adamanen-Insulaner im neunten Jahrhundert keine Boote hatten und daß das Canoe mit einem Auslieger erst neuerdings unter ihnen zum Vorschein gekommen ist. [2]) Erweisen sich diese Angaben als richtig, so können wir, auf Grund derselben, nicht annehmen, daß diese Insulaner die genannten Erfindungen selbst gemacht haben, da sie dieselben leicht den Fremden nachgeahmt haben können. Ueberdies beweist der Umstand, daß sie jetzt Stücke von Glasflaschen und Eisen von Wracks zur Anfertigung ihrer Werkzeuge und Waffen brauchen, daß,

---

[1]) Il., VI. 168. Wolf, Proleg. in Hom.; Halle, 1859, Bd. I. S. 48 ꝛc. Liddel and Scott, s. V. *σῆμα*.

[2]) Mouat, Andaman Islanders, pp. 7, 11, 315.

wie gering auch ihr Verkehr mit den Fremden gewesen und wie bitter ihre Feindschaft gegen dieselben ist, ihre Lage sich trotzdem durch den Einfluß der Fremden wesentlich verändert hat.

Obwohl es uns daher gewöhnlich an directen Zeugnissen fehlt, um die Geschichte der niedrigern Cultur der Menschheit darnach zu erforschen, so giebt es doch viele Wege zur Beibringung indirecter Zeugnisse, die sich bezüglich des Problems geltend machen lassen. Die frühe Culturgeschichte der Menschheit läßt sich wie eine Erfahrungswissenschaft behandeln, indem man Thatsachen sammelt und gruppirt. Allerdings ist bis jetzt sehr wenig in dieser Weise geschehn, mindestens was die niedrigern Rassen anlangt; aber die vorhandenen Beweismittel sind auch nur in sehr geringem Grade derartig geordnet worden, um bestimmte Resultate zu geben und die ganze Beweisführung ist äußerst unsicher und schwierig: ein Umstand, der es genügend erklärt, wie Schriftsteller uns über den Ursprung der Civilisation alles Mögliche mit jener schönen Ruhe und Zuversichtlichkeit sagen können, die dem Philosophen gehört, dessen Gang nur wenig durch Thatsachen gehemmt wird.

In einer Vorlesung über den Ursprung der Civilisation, die seitdem mit einer Vorrede neu erschienen ist,[1]) spricht der verstorbene Erzbischof Whately folgendermaßen summarisch ab über jeden Anspruch der niedrigern Rassen auf eine Fähigkeit selbständiger Fortbildung. „Denn alle Erfahrung beweist, daß Menschen, die auf der niedrigsten oder auch nur annähernd niedrigsten Stufe des Barbarismus, auf der sie möglicherweise überhaupt existiren können, geblieben waren, sich niemals ohne Unterstützung zu einem höhern Zustande erhoben haben noch erheben können." Diese Ansicht dient, beiläufig bemerkt, als Grundlage für eine Theorie, nach welcher Rassen, die bereits

---

1) Whately, Miscellaneous Lectures and Reviews; London, 1856.

zu einem mäßigen Culturzustande gelangt sind, zwar wohl selbständig weiterschreiten können, jedoch auf ihre aufwärts führende Bahn zuerst durch eine übernatürliche Offenbarung geführt worden sein müssen, die sie zu dem Punkte brachte, von wo aus selbständiges Fortschreiten möglich ward. Die Verneinung der Fähigkeit des niedrigen Wilden zu selbständiger Fortbildung ist nun eine weitgehende Behauptung, die zu ihrer Rechtfertigung mindestens eine gute Anzahl Beispiele von Stämmen, die unter günstigen Umständen der Probe unterzogen worden, und solchen, die nicht in diesen Fall gekommen sind, erfordert. Was bestimmte Angaben dieser Art betrifft, so betrachtet Erzbischof Whately die beiden folgenden als hinreichend, um sein Argument zu bekräftigen.

„Die Neuseeländer, . . . die Tasman zuerst im Jahr 1642 entdeckte und die zum zweiten Male von Cook, 127 Jahre später, besucht wurden, fand der letztere genau in dem nämlichen Zustande.“ Tasman setzte indeß seinen Fuß nie auf Neuseeland. Seine Berichte über die Civilisation der Eingebornen füllen in seinem Journale ungefähr den Raum einer Seite. [1]) Er erwähnt am Strande gesehene Feuer; eine Art Trompete, auf der die Eingebornen bliesen; ihr Ordnen des Haars in einem Büschel am Hinterkopf, mit einer weißen Feder darin; ihre Doppelcanoes, die oben eine Plattform verband; ihre Kleidung, die (wie es schien) bald aus Mattenwerk, bald aus Baumwolle war, (er irrte in diesem letzten Punkte, aber sehr verzeihlicherweise, da er so wenig Gelegenheit zu genauer Untersuchung hatte); ihre Speere und Keulen; eine weiße Flagge, die ein Mann in einem Boote trug; und die viereckigen Garteneinfriedigungen, die man auf der Drei-Königs-Insel sah. Der aus diesem Berichte gewonnene Beweis, daß die Civilisation der Neuseeländer nicht beträchtlich vorgeschritten war, als Cook später das Land besuchte, oder

---

[1]) Swart, Journaal van de Reis naar het onbekende Zuidland, door Abel Jansz. Tasman; Amsterdam, 1860, pp. 80—95.

auch, daß sie nicht ebenso beträchtlich zurückgegangen war, scheint nicht besonders stark.

Die andere Angabe enthält das Citat einer Bemerkung Darwins über die Feuerländer, die so lautet:[1]) „Ihre Geschicklichkeit in mancher Hinsicht läßt sich mit dem Instincte der Thiere vergleichen; denn sie wird nicht durch Erfahrung verbessert: das Canoe, so armselig es auch ist, doch ihr sinnreichstes Werk, ist seit den letzten dritthalbhundert Jahren das nämliche geblieben." Man muß aber erwägen, daß einerseits das elende Leben von der Hand in den Mund, welches die Feuerländer führen, dem Fortschritte nicht günstig ist und daß anderseits ein zehn Fuß langes Rindencanoe, welches vier bis fünf erwachsene Personen, sammt Kindern, Hunden, Geräthschaften und Waffen enthält und worin sich ein Feuer auf einem Herde in den stürmischen Gewässern des Feuerlandes unterhalten läßt, denn doch nicht ohne leidlich seetüchtige Eigenschaften sein kann. Was die Arbeit betrifft, so können die modernen feuerländischen Rindencanoes die Mitte halten zwischen den sehr rohen der australischen Küste und den hochvollendeten Nordamerica's und es läßt sich nicht erkennen, ob ihr Bauen nicht vielleicht bedeutend besser (oder schlechter) als zu der Zeit des Besuchs Sarmiento's de Gamboa im sechzehnten Jahrhundert sein möge. Aber das Bemerkenswertheste in der ganzen Sache ist der Umstand, daß die Feuerländer überhaupt Canoes haben, während die Küstenstämme jenseits der Meerenge sich mit Flossen behelfen. Diese Thatsache war natürlich Mr. Darwin bekannt und gleich im nächsten Satze nach dem obenangeführten schreibt er in der That der feuerländischen Rasse die Erfindung ihrer Kunst des Bootbaues zu. „Während man diese Wilden betrachtet, fragt man, woher sind sie gekommen? Was konnte einen Menschenstamm ver-

---

[2]) Fitz Roy and Darwin, Narrative of a Voyage of „Adventure" and „Beagle";" London, 1839, vol. III. p. 236. S. vol. I, p. 137.

sucht oder welcher Wechsel konnte ihn gezwungen haben, die schönen Gegenden des Nordens zu verlassen, längs der Cordillera oder des Rückgrats Americas herab zu reisen, Boote zu erfinden und zu bauen, und dann in eines der unwirthbarsten Länder auf dem ganzen Erdball zu ziehen?" Von diesem Theile der Bemerkungen Mr. Darwins fand indeß Erzbischof Whately nicht für nöthig, Notiz zu nehmen.

Ich habe diese seine Angaben angeführt, nicht um seine besondern Ansichten zu erörtern, sondern um die unrichtige Verbindung zu erläutern, in welche Theorie so oft mit Thatsachen gebracht worden ist. Aber ein weit nützlicheres Werk als die Kritik und Construction speculativer Theorien läßt sich thun, indem man Thatsachen oder Gruppen derselben sammelt, die zu directen Folgerungen führen. Wenn beide, Thatsache und Folgerung, richtig, so ist jedes solche Argument ein gewonnener Schritt; sind sie unrichtig, so ist eine klare Darlegung der Thatsache und Folgerung das beste Mittel, sie zu corrigiren oder, wo nöthig, ganz fallen zu lassen. Ein Hauptzweck des gegenwärtigen Capitels ist, eine Menge Beispiele anzuführen, die aus Quellen geschöpft sind, wo indirecte Beweismittel hinsichtlich unserer Urgeschichte zu suchen sind.

Als Beispiele der Zeugnisse, welche die Sprache darbietet, mögen einige wenige Fälle mitgetheilt werden. Das Wort Calculation, welches die primitive Kunst des Rechnens mit Steinen oder calculis bezeichnet, ist mit dem Wachsthum der Wissenschaft dahin gelangt, die Behandlung von Problemen zu bezeichnen, die weit über das Bereich des Zählbrets hinausgehn. Obwohl die Mexicaner, als man sie entdeckte, ein ausgebildetes Zahlensystem hatten und gute Rechner waren, blieb das Wort tetl, „Stein", doch als ein integrirender Theil einer ihrer Zahlenreihen zum Zählen der Thiere und Sachen im Gebrauch; centetl, „ein Stein", ontetl, „zwei Stein", etetl, „drei Stein", u. s. w., was nichts weiter heißt als ein, zwei, drei. Auch ist Mexico nicht das einzige Land, wo sich dies merkwürdige Phänomen zeigt. Die Malaien sagen für

„ein" nicht blos sa, sondern auch sawatu, d. h. buchstäblich „ein Stein", und die Javaner sagen nicht blos sa, sondern auch sawidschi, d. i. „ein Korn oder Same", und in gleicher Weise nennt die Nias-Sprache eins und zwei sambua und dumbua, was augenscheinlich heißt „eine Frucht", „zwei Früchte" [1]).

Noch merkwürdiger ist der aztekische Ausdruck für eine Finsterniß. Die Idee, daß Sonne und Mond von Drachen, großen Hunden oder anderen Geschöpfen verschlungen oder angebissen werden, ist nicht nur sehr verbreitet in der alten Welt, sondern findet sich sogar in Nord- und Südamerica und Polynesien [2]). Es ist aber nachgewiesen, daß die alten Mexicaner die wirkliche Ursache der Finsternisse kannten. Dieselben sind in den Bilderschriften dargestellt durch eine Figur der Mondscheibe, die einen Theil der Sonne bedeckt, und dies Zeichen, bemerkt Humboldt, „beweist richtige Begriffe von der Ursache der Finsternisse; es erinnert uns an den allegorischen Tanz der mexicanischen Priester, welcher den die Sonne verschlingenden Mond darstellte" [3]). Dennoch bewahrten die Mexicaner das Andenken an einen frühern Stand astronomischer Kenntniß, indem sie Finsternisse der Sonne und des Mondes tonatiuh qualo, metztli qualo nannten, d. h. „der Sonne Gefressensein", „des Mondes Gefressensein", gerade wie die Finnen sagen kuu syödää, „der Mond wird gefressen", und die Tahitier, der Mond ist natua, d. i. „angebissen" oder „angeknippen" [4]). Bei der mexicanischen Feier der Netonatiuh-

[1]) Crawfurd, Gr. and Dic. of Malay Language; London, 1852 vol. I. pp. LVI, LVIII., LXVII.; s. auch CCXVIII.

[2]) Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, S. 224—5, 668. Schoolcraft, part I. p. 271. Dobrizhoffer, Bd. II. S. 84. Du Tertre, Hist. Gén. des Antilles, etc.; Paris, 1667, vol. II. p. 371. Turner, Polynesia, p. 531.

[3]) Humboldt, Vues, pl. 56.

[4]) Castrén, Finnische Mythologie; S. 63—5. Ellis, Polyn. Res., vol. II. p. 415.

qualo oder Sonnenfinsterniß erscheinen zwei der geopferten Gefangenen als Ebenbilder der Sonne und des Mondes [1]).

Wenn eine Sache oder eine Kunst in einem Lande mit einem Worte genannt wird, das der Sprache eines andern angehört, z. B. Mais, Algebra und dergleichen, so ist das oft ein guter Beweis, daß die Sache oder Kunst selbst von dort kam, indem sie ihren Namen mitbrachte. Diese Art von Zeugniß, die sich auf den Fortschritt der Civilisation bezieht, ist vielfach und erfolgreich gebraucht worden; sie muß jedoch mit großer Vorsicht angewendet werden, wenn die fremde Sprache ein wichtiges Unterrichtsmittel ist oder von einer im Lande dominirenden oder mächtigen Rasse gesprochen wird. Als Beispiele solcher Worte, die gut oder schlecht als historische Belege sind, kann man die arabischen Worte im Spanischen nehmen. Während sich an Alquimia (Alchemie), acequia (Wässerungscanal), albaricoque (Aprikose) und viele andere wirklich historische Kunde von mehr oder minder Werth knüpfen mag, darf man doch nicht vergessen, daß der Einfluß der arabischen Sprache in Spanien so groß war, daß sie oft Worte für Dinge hergab, die lange vor maurischen Zeiten dort vorhanden waren, z. B. alacran (Scorpion), alboroto (Aufruhr), alcor (Hügel) u. s. f.; nicht zufrieden mit ihrem eigenen Worte für Kopf, müssen die Spanier, um ein Stück Vieh auszudrücken, es nothwendigerweise res (arabisch ras, Kopf) nennen. Die Neuseeländer sagen bucabuca für Buch, woraus sich ersehen läßt, von wem sie lesen lernten; dagegen der Name, den die tahitischen Edelleute jetzt gewöhnlich anstatt des heimischen Ausdrucks arii annehmen, würde ein schlechter Beweis sein, was den Ursprung der Kaste unter ihnen anlangt; sie lieben den Titel tavana, was ungefähr soviel wie Gouverneur bedeutet.

Selbst die Etymologie eines Wortes kann bisweilen Licht auf die Verpflanzung der Kunst und Wissenschaft aus einem

---

[1]) Nieremberg, Hist. Nat.; Antwerp., 1635. p. 143. Humboldt, Vues, pl. 23.

Lande in ein anderes werfen, so z. B. wenn wir sehen, wie der Römer substantia bildete, indem er ὑπόστασις übersetzte. Die in Rußland üblichen Theemaschinen — um ein Beispiel sehr verschiedener Art zu wählen — sind wohlbekannt, aber woher entlehnten die Russen die Erfindung? Sie bekommen ihren Thee aus China, wo den unseren sehr ähnliche Theemaschinen längst im Gebrauche gewesen sind. Der Apparat ist indeß keine neue Erscheinung in Europa und das Exemplar im Museum zu Neapel, hätte es die herkömmliche Chokolatenfarbe und wäre die verlorene Schneppe ersetzt, würde auf einem englischen Theetische vielleicht nur als schön aber altmodisch auffallen. Es wurde heiß erhalten durch Kohle, die in einer Röhre in der Mitte brannte, wie die russischen Maschinen. Nun hat sich der Name eines genau dieser Beschreibung entsprechenden Gefäßes erhalten, authepsa (αὐθέψης, Selbstkocher) und der russische Name für ihre Maschinen, samovar, ist eine genaue Uebersetzung dieses Ausdrucks. Die Uebereinstimmung läßt vermuthen, daß sie die Sache wie den Namen über Konstantinopel erhalten haben mögen. Ueberdies hat man Grund zu glauben, daß das westliche Element in chinesischer Kunst weit bedeutender ist, als man gemeiniglich annimmt, die Theemaschine aber ist ein so eigenthümlicher Apparat und so auffallend gleichartig im alten Italien und in China, daß man die beiden nicht wohl für Ergebnisse verschiedener Erfindung halten kann. Ist auch der Beweis unvollkommen, immerhin ist wenigstens einiger Grund für die Ansicht vorhanden, daß die Heißwassermaschine sehr frühzeitig in Europa entstand und ostwärts bis China wanderte.

Oft geschieht es, daß eine alte Kunst oder ein Gebrauch, nachdem sie im Allgemeinen durch eine bequemere Einrichtung verdrängt worden, doch noch lange nachher bei feierlichen Ceremonien und in anderen Angelegenheiten unter der Controle der Priester und Beamten, die gewöhnlich jeder Veränderung abgeneigt sind, beibehalten werden; während ebenso Erfindungen oft, nachdem sie längst zu allgemeiner Anwendung

gekommen, noch auf amtliche Anerkennung zu warten haben. Kerbhölzer wurden als Quittungen von unserer Schatzkammer bis zu Georg's IV. Zeit gegeben, als hätte man so lange als nur möglich das Andenken der Zeit bewahren wollen, wo „unsere Väter kein anderes Buch als das Kerbholz hatten." Freilich hatte das Schatzkammerkerbholz seit langer Zeit eine lateinische Inschrift gehabt und zuletzt gab man eine gute englische Quittung, auf ein besonderes Papier geschrieben, mit in den Kauf. Seinem Wesen nach erhält sich das Kerbholz übrigens noch, nicht blos in den gebrochenen Sixpence und beim Verkehr der Bauern in abgelegenen Districten [1]) sondern auch im Checkbuche des Banquiers. In den Capiteln über das Steinzeitalter und das Feuermachen werden einige Beispiele solcher ceremonialen Beibehaltung alter, im Privatleben verdrängter Künste mitgetheilt werden.

Derartige Hilfsmittel bei Behandlung des Problems des Ursprunges und Fortschreitens der Cultur werden seltener, je weiter wir zu den niedrigeren Rassen und Denjenigen hinabgehen, von denen wir wenig oder keine historische Kenntniß haben. Bloße Beobachtung vorhandener Künste und Gegenstände, die lebenden oder ausgestorbenen Stämmen angehören, bildet gegenwärtig die Hauptmasse des uns zugänglichen Materials für die Geschichte ihrer Cultur. Es ist eine gewaltige Masse derartiger Urkunden gesammelt worden, aber sie sind sehr schwer zu lesen.

Bisweilen läßt sich allerdings die Geschichte eines Gegenstandes in dessen Form lesen, wie es bei einigen der nach England gebrachten Eskimomesser der Fall ist, die aus einem Stück Knochen, und zwar in Nachahmung europäischer Messer mit Heften, geschnitzt sind und zeigen, daß der Verfertiger mit jenen vollkommeneren Werkzeugen bekannt war, obwohl er kein Eisen hatte, eine Klinge zu machen oder auch nur, wie sie es häufig

---

[1]) Pictet, Origines, part II. p. 425.

thun, einige Streifchen, um sie längs der Schneide der Knochenklinge zu befestigen.

Die Beibehaltung solcher Formen, welche hölzernen Gebäuden angehören, bei steinernen Bauwerken liefert in verschiedenen Ländern entscheidende Beweise dafür, daß sich die Kunst in Stein zu bauen aus der Holzbaukunst entwickelt hat, — ein Argument, welches ebenso klar als erfolgreich in Mr. Fergusson's Handbuch angewendet worden ist. In Centralamerica und Kleinasien kann man noch Steinbauwerke sehen, die mehr oder minder vollständig nach Holzbauten copirt sind, während sich in Aegypten eine gleiche Erscheinung in Bauwerken erkennen läßt, die dem Zeitalter der Pyramiden angehören. Beinahe als hätte er dabei gestanden, während sie gebaut wurden, kann der Forscher sehen, wie der Baumeister, als er das neue Material wählte, damit begann, die Holzgebäude zu copiren, an die er gewöhnt gewesen war. Während Mr. Fergusson von den lycischen Gräbern spricht, die noch mit ihren Balken, Pfosten und Getäfel, als wären sie aus Holz in Stein verwandelt, vorhanden sind, bemerkt er über den Werth solcher Denkmale als Urkunden des Anfangs der Steinarchitectur unter dem Volke, welches sie baute: „. . . wo man immer dies Verfahren entdecken kann, wird man sich vergebens nach frühern Gebäuden umsehen. Nur in der Kindheit der Steinarchitectur hängen die Menschen an Holzformen, und sobald sie durch die Gewohnheit mit dem neuen Material vertraut worden sind, geben sie die Incongruenz des Styls auf und wir verlieren jede Spur der ursprünglichen Form, die in späterer Zeit nie wieder erscheint." [1])

Für ein aus dem bloßen Vorhandensein einer Kunst hergeleitetes Argument könnte sich kaum eine bessere Erläuterung finden lassen, als in Marsden's Bemerkung über die Eisenschmelzer von Madagaskar. Es ist bekannt, daß die Malga-

---

[1]) Fergusson, Illustrated Handbook of Architecture; London, 1855, vol. I. pp. 148, 208, 220 etc.

schen durch die Sprache mit der großen malayo-polynesischen Familie verwandt sind, die sich über den halben Erdkreis erstreckt; aber die Kunst des Eisenschmelzens ist nur auf den ostasiatischen Inseln dieses ungeheuren Gebietes und auf Madagaskar selbst gefunden worden. Selbst in Neuseeland, wo sich gutes Eisenerz findet, hatte man keine Kenntniß vom Eisen. Zur Zeit unseres Bekanntwerdens mit den Rassen Africa's, in Breiten des Centrums und weit hinab im Süden, gab es unter ihnen Eisenschmelzer und hatte seit undenklichen Zeiten solche dort gegeben, und Africa ist nur sechzig bis achtzig geogr. Meilen von Madagaskar, wogegen Sumatra sechs bis achthundert davon entfernt ist. Trotzdem verbindet Marsdens Beobachtung die Kunst in Madagaskar mit dem fernen östlichen Archipel und nicht mit dem benachbarten africanischen Continente. Das Verfahren beim Schmelzen in kleinen Oefen oder Gruben ist in diesen beiden Districten ziemlich dasselbe, aber die Blasebälge sind verschieden. Der africanische Blasebalg besteht aus zwei Häuten mit Klappen, welche abwechselnd mit der Hand regiert werden, so daß ein beständiger Luftstrom erzeugt wird, ziemlich in gleicher Weise wie mit den Blasebälgen des modernen Indiens. Dieselben waren nicht nur bei den alten Griechen und Römern üblich, sondern werden auch jetzt noch im südlichen Europa gefunden; ich sah einen wandernden Kesselflicker bei seiner Arbeit zu Pästum mit einem Paar Ziegenhäuten, die das Haar noch hatten und die er wechselsweise zusammendrückte, um einen Luftstrom in sein Feuer zu treiben, indem er die Schlitze, die als Klappen dienten, mit den Händen öffnete und schloß. In Africa werden oft mehrere dieser Hautblasebälge zugleich angewendet und man findet dort auch verbesserte Formen, die sich unsern Bälgen mit Bretern schon mehr nähern, doch ist das Princip stets das nämliche.[1]) Der malayische Blaseapparat ist aber etwas

---

[1]) Petherik, pp. 293, 395. Andersson, p. 304. Backhouse, Narr. of a Visit to the Mauritius and S. Africa; London, 1814, p. 377. Du Chaillu, Equatorial Africa; p. 91. etc.

sehr Verschiedenes, er ist ein doppelläufiges Luftdruckwerk. Es besteht aus zwei Bambus, vier Zoll im Durchmesser nnd fünf Fuß lang, die aufrecht gestellt sind und die Cylinder bilden, welche oben offen und unten geschlossen sind bis auf zwei kleine Bambusröhren, die convergiren und beim Feuer zusammentreffen. Jeder Piston besteht aus einem Büschel Federn oder einer andern weichen Substanz, die sich ausbreitet und sich an den Cylinder vollkommen anschließt, während der Piston niedergetrieben wird, beim Heraufziehen desselben aber zusammenfällt, um die Luft durchzulassen; und ein Knabe, der sich auf einem hohen Sitze oder Gestell befindet, handhabt abwechselnd die beiden Pistons. Aehnliche Einrichtungen finden sich den Beschreibungen zufolge anderwärts im östlichen Archipel, in Java, Mindanao, Borneo, in Neu-Guinea und desgleichen in Siam, wo die Cylinder bald Bambus, bald gehöhlte Baumstämme sind. Marsden machte auf den Umstand aufmerksam, daß der in Madagaskar angewendete Apparat demjenigen Sumatra's ähnlich ist. In Ellis' „Madagascar" befindet sich eine Beschreibung und Zeichnung, die nicht näher angegeben zu werden braucht, da der Apparat im Wesentlichen nicht von jenem des indischen Archipels abweicht. Bisweilen bedient man sich in Madagaskar und vielleicht auch in Borneo, eines einzigen Cylinders, in der Regel aber beobachtet man das weit vortheilhaftere Verfahren, zwei oder mehrere zugleich anzuwenden. Die chinesischen Kesselflicker, welche die in Europa ganz unbekannte Kunst üben, ein Gußeisengefäß mit einem Klumpen geschmolzenen Eisens zu flicken, vollbringen dieses außerordentliche Kunststück mit einem Luftdruckwerke, das allerdings nur einen einzigen Cylinder und einen mit Federn umgebenen Piston hat, aber durch Klappen und einen Durchgang verbessert ist, so daß der einzige Cylinder das Nämliche leistet, was bei der rohern Construction der Inseln zwei verrichten. [1])

[1]) Marsden, p. 181. Raffles, Hist. of Java, vol. I. pp. 168, 173. Dampier, Voyages; London, 1703—9, 5th. ed. vol. I. p. 332.

Aus dem Vorhandensein dieses merkwürdigen Apparates in Madagaskar und im indischen Archipel darf man schließen, daß die Kunst des Eisenschmelzens in diesen weit auseinander gelegenen Gegenden einen gemeinsamen Ursprung gehabt habe. Sehr wahrscheinlich mag die Kunst von Sumatra oder Java nach Madagaskar gewandert sein, ist dies aber der Fall, so muß es geschehen sein, während sich diese Völker im Eisenzeitalter befanden, und es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß sie in dasselbe zur Zeit ihrer Verbindung mit den eisenlosen Maoris und Tahitiern gelangt seien. Die Sprache wirft kein Licht auf die Sache; Eisen heißt im Malayischen basi und bei den Malgaschen vi.

Nur selten läßt sich durch ein so treffliches Beweisstück wie dieses die Verpflanzung einer Kunst nach fernen Gegenden nachweisen, ausgenommen unter vergleichsweise hochstehenden Rassen. Der Stand der Dinge unter den niedern Rassen, der sich dem Forscher zeigt, ist eine wesentliche Aehnlichkeit in Kenntnissen, Künsten und Gebräuchen, die sich allenthalben in der Welt wiederholt. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß die gesammte Cultur aller Stämme gleich sei; wählt man aber aufs Gerathewohl irgend eine Kunst oder einen Gebrauch aus, der einem niedern Stamme angehört, so ist zwanzig gegen eins zu wetten, daß sich etwas im Wesentlichen Gleiches an einem mindestens tausend Meilen entfernten Orte finden werde, obwohl es sehr häufig geschieht, daß große Theile der Erdoberfläche dazwischen liegen, wo dasselbe nicht beobachtet worden ist. Es sind in der That, was Kochkunst, Kleidung, Waffen, Geschirre, Boote, Zierrathen anlangt, wenig Dinge an einem Orte zu finden, deren mehr oder minder gleiche Seitenstücke sich nicht sonst irgendwo nachweisen ließen, es sei denn

---

Bischof von Labuan in Tr. Eth. Soc.; London, 1863, p. 29. G. W. Earl, Papuans; London, 1853, p. 76. Mouhot, Travels in Indo-China, etc.; London, 1864, vol. II. p. 133. Ellis, Madagascar; vol. I. p. 307. Percy, Metallurgy; London, 1864, pp. 255, 273—8, 746.

daß wir auf kleine Details eingehen oder bis zur Stufe der Peruaner und Mexicaner oder mindestens derjenigen der cultivirtesten Südsee-Insulaner hinaufgehen. Einige Beispiele mögen dazu dienen, einen Begriff von der Aehnlichkeit zu geben, die so bedeutend unter den einfachern Künsten der Menschheit vorherrscht.

Die allereinfachste Vogelfalle ist die, wo der Jäger seine eigene Falle ist, wie in Australien, wo Collins sie wie folgt beschreibt: Ein Eingeborner streckt sich, als ob er in der Sonne schliefe, auf einen Felsen, während er ein Stück Fisch in der offenen Hand hält; wenn der Vogel, vielleicht ein Falke oder eine Krähe, die Beute sieht und keine Bewegung am Eingebornen bemerkt, stürzt er auf den Fisch und wird im Augenblick, wo er ihn fassen will, vom Eingebornen gefangen, der ihn alsbald auf's Feuer wirft und eine Mahlzeit aus ihm macht." Der Missionär Ward erwähnt, daß ein zahmer Affe in Indien, dessen Futter die Krähen zu plündern pflegten, während er auf der Spitze seiner Stange saß, ein ganz ähnliches Verfahren beobachtete, indem er sich in der Nähe des Futters todt stellte und die erste Krähe ergriff, die nahe genug kam. Wenn er sie gefangen hatte, nahm er sie, wie erzählt wird, zwischen seine Knie, rupfte sie sorgsam und warf sie dann in die Luft. Die andern Krähen machten sich an ihre hilflose Freundin und hackten sie zu Tode, aber des Affen Vorräthe ließen sie fortan in Ruhe. Der Eskimo verbessert die australische Form der Kunst insofern, als er sich eine kleine Schneehütte baut, worin er sitzt und die ein Loch hat, gerade groß genug, daß er die Hand hindurchstrecken und den Vogel erwischen kann, der zur Lockspeise kommt. [1])

Es giebt eine in verschiedenen Ländern geübte merkwürdige kleine Kunst, Bäume mit Hilfe von Reifen, Fesseln oder Seilen zu erklettern. Pater Gilij beschreibt sie unter den In-

---

[1]) Collins, vol. I. p. 548. Ward, Hindoos, p. 43. Klemm, C. G., Bd. I. S. 314; Bd. II. S. 292.

dianern Südamerica's wie folgt: „Sie sind alle äußerst gewandt im Erklimmen der Bäume, auf deren Gipfel man selbst die schwächern Frauen häufig Früchte pflücken sieht. Ist die Rinde so glatt und schlüpfrig, daß sie nicht hinauf klimmen können, so wenden sie ein anderes Mittel an. Sie machen einen Reifen von wilden Reben und brauchen ihn, indem sie ihre Füße hineinsetzen, als Unterstützung beim Klettern". [1]) Desselben Mittels bedient sich der Palmweinzieher Ceylons, um die Palme zu erklettern, [2]) aber der Neger der africanischen Westküste macht einen größern Reifen um den Baum, begiebt sich in denselben und stößt ihn, während er den untern Theil seines Rückens dagegen stemmt, mit den Händen ruckweise am Stamme empor, indem er die Füße jedesmal nachzieht. [3]) Ellis schildert wie die tahitischen Knaben ihre Füße, vier oder fünf Zoll auseinander, mit einem Stück Palmrinde zusammenbinden und mit Hilfe dieser Fesseln die Cocospalmen ersteigen um die Nüsse zu sammeln; [4]) und Backhouse erwähnt ein anderes Verfahren, das bei der Opossumjagd in Vandiemensland angewendet wird. Die eingebornen Frauen, welche die hohen glatten Gummibäume erklommen, schnitten keine Kerben ein, wie bei dem australischen Verfahren, ausgenommen in der Nähe des Bodens, wo die Rinde rauh und locker ist. Waren sie mit Hilfe der Kerben über diesen Theil gekommen, so warfen sie ein Seil, zweimal so lang als nöthig gewesen wäre den Baum zu umspannen, um den letztern legten ihre Aexte auf ihre unbedeckten kurzhaarigen Köpfe, rutschten, indem sie die Füße gegen den Baum stemmten und das Seil mit den Händen faßten, ruckweise empor und arbeiteten sich die unge-

---

1) Gilij, Saggio di Storia Americaua; Roma, 1780—4, vol. II. p. 40. S. Bates, The Naturalist on the R. Amazons; London, 1863, vol. II. p. 196.

2) Tennent, Ceylon; vol II. p. 523. S. Plinius, XIII. 7.

3) Klemm, C. G., Bd. III. S. 236.

4) Ellis, vol. I. p. 371.

heuren Stämme beinahe so schnell hinauf wie ein Mann eine Leiter emporsteigt. [1])

Die alte Kunst der Mexicaner, das Gewässer ihrer Seen nützlich zu machen, indem sie schwimmende Gärten darauf anlegten, ist aufgegeben worden, augenscheinlich wegen des Fallens der Gewässer, die nun seicht genug sind, daß die Schlammgärten auf dem Boden ruhen können. Als Humboldt Mexico besuchte, waren indeß noch einige zu sehen, obwohl ihre Zahl rasch abnahm. Die schwimmenden Gärten oder Chinampas, welche die Spanier in großer Menge vorfanden und deren einige zu Humboldts Zeit noch auf dem Chalco-See existirten, waren Flosse, gebildet aus Rohr, Wurzeln und Unterholzzweigen. Die Indianer legten auf die verstrickte Masse eine Menge der schwarzen Gartenerde, die von Natur mit Salz geschwängert ist, aber durch Waschen mit Wasser des Seees fruchtbarer wird. „Die Chinampas," fährt er fort, „tragen bisweilen selbst die Hütte des Indianers, der als Wächter einer Gruppe schwimmender Gärten dient. Sie werden bugsirt oder mit langen Stangen fortgestoßen, um sie beliebig von Ufer zu Ufer zu bewegen." [2]) Obwohl man in Mexico keine schwimmenden Gärten mehr findet, sind sie doch noch in vollem Gebrauch auf den seichten Gewässern Kaschmirs. Man bildet sie aus Gartenerde, die auf Massen von Wasserpflanzenstengeln angehäuft wird, und sie vermögen in der Regel das Gewicht eines Mannes zu tragen, obwohl man die Früchte gewöhnlich von den Ufern aus abliest. Von den alten mexicanischen Chinampas unterscheiden sie sich, indem sie nicht von Ort zu Ort bugsirt werden, sondern an festen Stangen liegen, die sie an ihrer Stelle festhalten, ihnen jedoch gestatten mit der Wasserfläche zu steigen und zu fallen. [3])

Die schwimmenden Inseln der chinesischen Seen sind weit

---

[1]) Backhouse, Australia, S. 172.

[2]) Humboldt, Essai Politique; Paris, 1811, vol. II. p. 185, etc.

[3]) Torrens, Travels in Ladâk, etc.; London, 1862, p. 271.

kunstreichere Werke als jene Mexico's und Kaschmir's. Der Missionär Huc beschreibt diejenigen, die er auf dem Pinghou-See sah, folgendermaßen: „Wir kamen an mehrern schwimmenden Inseln vorüber, eigenthümlichen und sinnreichen Productionen chinesischer Industrie, auf welche vielleicht kein anderes Volk verfallen ist. Diese schwimmenden Inseln sind ungeheure Flosse, gewöhnlich aus großen Bambus gebaut, die dem zersetzenden Einflusse des Wassers lange widerstehen. Auf diese Flosse legt man eine ziemlich dicke Lage guter vegetabilischer Erde und das erstaunte Auge sieht, dank der geduldigen Arbeit einiger Wasserbauernfamilien, von der Oberfläche des Gewässers freundliche Wohnungen, Felder, Gärten und Pflanzungen sehr mannichfacher Art sich erheben. Die Bauern auf diesen Gütern scheinen in glücklichem Wohlstande zu leben. Während der Pausen, wo sie von der Bestellung der Reisstücke ruhen können, bildet Fischfang ihren ebenso einträglichen als angenehmen Zeitvertreib. Oft, wenn sie ihre Ernte auf dem See eingeheimst haben, werfen sie ihr Netz und ziehen es mit Fischen beladen an Bord ihren Insel . . . Viele Vögel, besonders Tauben und Sperlinge, verweilen aus eigener Wahl auf diesen schwimmenden Feldern, um das friedliche und einsiedlerische Glück dieser poetischen Insulaner zu theilen. Gegen die Mitte des Sees begegneten wir einem dieser Güter, welches eine Reise unternahm. Es bewegte sich mit außerordentlicher Langsamkeit, obwohl es den Wind von hinten hatte. Nicht daß es an Segeln gefehlt hätte; es war ein sehr großes über dem Hause und mehrere andere an den Ecken der Insel; alle Insulaner, Männer, Weiber und Kinder, arbeiteten überdies, mit langen Rudern versehn, gewaltig, ohne doch den Lauf ihres Gutes sehr zu beschleunigen. Wahrscheinlich machte die Gefahr des Verzugs diesen landwirthschaftlichen Seeleuten nicht viel Sorge, denn sie waren allezeit sicher, rechtzeitig einzutreffen, um am Lande zu schlafen. Oft sieht man sie ohne einen Anlaß sich von Ort zu Ort bewegen, gleich den Mongolen inmitten ihrer weiten Steppen; aber sie haben,

glücklicher als diese letztgenannten Nomaden, gelernt, sich sozusagen eine Wüste inmitten der Civilisation zu schaffen und die Reize und Freuden eines nomadischen mit den Vortheilen eines Lebens an festen Wohnsitzen zu vereinigen.“ [1])

Derartige Uebereinstimmungen darf man, wenn sie in fern von einander gelegenen Gegenden gefunden werden, zwischen deren Einwohnern, so viel man weiß, kein Verkehr stattgefunden hat, nicht sofort als historischen Beweis eines Zusammenhanges benutzen. Das Sicherste ist, sie selbständiger Erfindung zuzuschreiben, es sei denn daß die Uebereinstimmung die Grenzen gewöhnlicher Wahrscheinlichkeit überschreitet. Wie alt auch die Kunst des Einsetzens falscher Zähne in der alten Welt sein mag, so wird doch kaum jemand aus diesem Grunde die Originalität des nämlichen Verfahrens in Quito bestreiten wollen, wo ein Skelett mit falschen Zähnen, durch einen Golddrath im Wangenbein befestigt, gefunden worden ist; [2]) ebenso wenig scheint die Entdeckung ägyptischer Mumien, welche mit Gold ausgefüllte Zähne hatten, auf einen historischen Zusammenhang mit dem nämlichen Kunstgriffe unter uns hinzuweisen. [3]) So pflegten z. B. auch die Australier in heißem Sande Fische und Fleischstücke zu kochen, deren jedes in ein Stück Rinde eingebunden war und dies hieß yudarn dukun d. i. „eingebundenes Kochfleisch“, [4]) aber es folgt daraus nicht, daß sie die Kunst, Fische en papillote zuzurichten, aus Europa gelernt hatten.

Vielleicht hat man das Vorkommen jenes sehr civilisirten Instrumentes, der Speisegabel, auf den Fidschi-Inseln nicht anders zu erklären, als daß man es als eine dort selbständig gemachte Erfindung betrachtet. Die Griechen und Römer scheinen keine Gabeln beim Essen gebraucht zu haben, und man sagt, dieselben seien in England nicht vor dem Anfange des

---

1) Huc, L'Empire Chinois; Paris, 1854, 2me ed. p. 114.
2) Bollaert, Res. in New Granada, etc.; London, 1860, p. 83.
3) Wilkinson, Pop. Acc. vol. II. p. 350.
4) Grey, Journals, vol. II. p. 276.

siebzehnten Jahrhunderts aus dem Süden Europa's eingeführt worden.[1]) Jedenfalls übersetzt Hakluyt im Jahr 1598 eine von Galeotto Perera gemachte Bemerkung über den Gebrauch der Eßstäbchen in China folgendermaßen: „Sie essen mit zwei Stäbchen, weil sie das Fleisch nicht mit den Händen berühren mögen, gerade wie wir es mit Gabeln machen,“ aber er findet es nöthig, eine Note an den Rand zu setzen, „Wir, das heißt die Italiener und Spanier.“[2]) Seit wann man in Südeuropa Gabeln gebraucht hatte und woher sie ursprünglich gekommen waren, scheint nicht klar, doch findet sich eine auf den Umstand bezügliche Bemerkung in William of Ruysbrucks Beschreibung der Sitten der Tataren, durch deren Land er um das Jahr 1253 reiste. „Sie zerschneiden (das Fleisch) in kleine Bissen in einer Schüssel mit Salz und Wasser, denn eine andre Brühe machen sie nicht, und dann geben sie mit der Spitze eines Messers oder mit einer kleinen Gabel (furcicula), die sie zu diesem Zwecke verfertigen, gleich denjenigen, die wir zum Essen in Wein geschmorter Aepfel und Birnen brauchen, jedem der ringsum stehenden Gäste einen Mundvoll oder zwei, je nach ihrer Anzahl.“[3])

Die Umstände, unter denen die Gabel auf den Fidschi-Inseln zum Vorschein kommt, sind merkwürdig. Kennt man sie anderswo in Polynesien (ausgenommen natürlich die Fälle, wo sie unverkennbar mit andern europäischen Moden angenommen worden ist), so ist das doch sicherlich nicht in der Regel so, und ihr Gebrauch scheint mit der außerordentlichen Entwickelung der dortigen Kochkunst zusammenzuhängen, die mit derjenigen der meisten Südseeinseln contrastirt, wo es im Allgemeinen keine Gefäße gab, worin Flüssigkeiten über dem Feuer gekocht wurden und wo man, wenn es überhaupt

---

1) Wright, Domestic Manners, p. 457.

2) Hakluyt, The Principal Navigations, Voyages, etc.; London, 1598, vol. II. part II. p. 68.

3) Gul. de Rubruquis, in Hakluyt, vol. I. p. 75. S. Ayton, in Purchas, vol. III. p. 442.

geschah, nach einem rohern Verfahren kochte. Aber die Fidschianer waren vollendete Töpfer und machen noch immer ihre irdenen Geschirre zur Bereitung ihrer mannichfachen Gerichte, aus denen sie die heißen Bissen mit den Gabeln herausfischen, die vielleicht ausschließlich zu diesem Zwecke dienen. Diejenigen, von denen wir ausdrücklich hören, sind die „Kannibalengabeln", zum Essen des Menschenfleisches; sie sind aus Holz, kunstreich geformt und bisweilen verziert und kommen als Familienerbstücke auf die Nachkommen. Jede hatte ihren besonderen Namen; eine z. B., die einem wegen seines ungeheuren Cannibalismus berühmten Häuptlinge gehörte, hieß undroundro, „ein Wort, welches eine kleine Person oder Sache bezeichnet, die eine große Last trägt."[1]) Es würde ein merkwürdiger Umstand sein, wenn, wie Dr. Seemann meint, die Gabel nur zu diesem Zwecke gebraucht worden wäre,[2]) und wir könnten uns geneigt fühlen, ihre Erfindung im Zusammenhang mit dem in Polynesien so gewöhnlichen Tabu zu bringen, welcher der damit belegten Person verbietet, ihre Speise mit den Händen zu berühren und sie zwingt, sich von jemand anders füttern zu lassen oder, wenn dies nicht thunlich, am Boden zu kriechen und ihre Speise mit dem Munde aufzunehmen. Aber eine von Williams gegebene Beschreibung der Geräthe eines Fidschi-Haushaltes scheint ihren Gebrauch ebensowohl für gewöhnliche Zwecke anzudeuten. „Auf dem Herde sind mehrere Töpfe, welche von einem Quart bis zu fünf Gallonen halten können. Nahe dabei befindet sich ein Strick zum Binden des Brennmaterials, ein Speiler zum Kosten der gekochten Speise und in den bessern Häusern eine hölzerne Gabel — ein Luxusartikel, dessen sich die Fidschianer wahrscheinlich erfreuten, als unsre biedern Vorfahren noch gewohnt waren, heiße Speise in ihre geübten Finger zu nehmen."[3]) Mag nun aber der Gebrauch der Gabel beim Essen

---

[1]) Williams, Fiji, vol. I. pp. 212—3.
[2]) Seemann, Viti, p. 179. [3]) Williams, vol. I. p. 138.

auf den Fidschiinseln als eine Folge des allgemeinen Genusses gekochter Speisen, oder aus einer verborgeneren Ursache in Aufnahme gekommen sein, immerhin bleibt es wahrscheinlich, daß die dortige Anwendung derselben und die unsrige ihren Ursprung in zwei selbständigen Erfindungen haben. Daß sie die Töpferkunst aus Asien erhielten, ist allerdings wahrscheinlich genug, aber man hat sehr wenig Grund zu der Annahme, daß die Speisegabel aus Asien oder sonst woher zu ihnen gekommen sei.

Findet sich eine Kunst in einem beschränkten Districte der Welt und sonst nirgends, so darf man wohl mit Recht annehmen, daß sie von dem Volke, unter dem sie gefunden wird, erfunden sei; man darf dies mit größerer Zuversicht annehmen, als wenn sie sich in verschiedenen von einander entfernten Orten zeigt. Jeder indeß, der diese Folgerung für falsch halten sollte, kann sich mit dem Umstande trösten, daß Ethnologen jetzt selten eine Gelegenheit finden, sie anzuwenden, ausgenommen in Betreff sehr geringfügiger Künste oder unwichtiger Modificationen. In der That, ein jeder, der einen besondern Ort als Quelle selbst der kleinsten Kunst geltend machen will, los aus dem Grunde, weil sie sich daselbst findet, muß fühlen, daß er vielleicht seine eigne Unwissenheit als Beweis brauchen könne, wie wenn sie Kenntniß wäre. Sicherlich muß es ein vermessenes Spiel heißen, wenn ein Forscher Isolation für irgend eine Kunst oder einen Gebrauch beanspruchen will, während er nicht weiß, welche Zeugnisse gegen ihn vielleicht unterm Boden vergraben, unter entfernten Stämmen verborgen oder selbst in gewöhnlichen Büchern enthalten sein mögen, zu schweigen von den zu Tausenden vorhandenen Bänden vergessener Historien und Reisen.

Unter diejenigen Erfindungen, die sich, wie es scheint, möglicherweise bis zu ihren ursprünglichen Gebieten verfolgen lassen, gehört die Hängematte, die sich sozusagen als Eingeborne in einem großen Theile Südamerica's und Westindiens findet und von der man weiß, daß sie sich von dort weit und

breit über die Welt verbreitet hat, indem sie ihren Haiti-Namen Hamak mit sich nahm.

Der Bumerang ist eine eigenthümliche Waffe und überdies finden sich neben ihm in seiner Heimat Australien Formen, die zwischen ihm und der Streitaxt oder Picke in der Mitte liegen, so daß Grund vorhanden ist, ihn als eine heimische Erfindung zu betrachten, die sich solchergestalt von Stufe zu Stufe zu ihrer vollkommensten Form entwickelt hat. Verschiedene Wurfgeschosse der alten Welt haben allerdings als Bumerangs geltend gemacht werden sollen, — so eine gekrümmte Waffe, die auf den assyrischen Basreliefs gezeigt wird, der Wurfknittel des ägyptischen Vogelfängers, die africanische Lissán oder krumme Keule, die eiserne Hungamunga der Tibbus, — jedoch ohne Beibringung eines klaren Beweises, daß diese Waffen oder die bumerangartigen eisernen Projectile der Neam Nam eine der Haupteigenthümlichkeiten des Bumerang haben, nämlich das plötzliche Abweichen von der anscheinenden Fluglinie und das Zurückkehren zum Werfer. Mr. Samuel Ferguson hat eine sehr gelehrte und merkwürdige Abhandlung[1]) über vermeintliche europäische Analoga des Bumerang verfaßt, an deren Schluß er nicht unrichtig bemerkt, daß „viele der vorstehenden Folgerungen ohne Zweifel in hohem Grade speculativ erscheinen werden." Wie sich erwarten läßt, macht er sich besonders die dunkle Beschreibung der cateia zu Nutze, wie sie im Anfange des siebenten Jahrhunderts der Bischof Isidor von Sevilla geliefert hat.[2]) Aber, was weit zweckentsprechender ist, Mr. Ferguson scheint auch eine gekrümmte Keule von alterthümlicher Form, sowie einige hammer- und kreuzförmige Waffen, wie sie in Europa üblich

---

1) S. Ferguson, in Trans. R. J. A.; Dublin, 1843, vol. XIX.

2) „Est enim genus Gallici teli ex materia quam maxime lenta, quae jacta quidem non longe propter gravitatem evolat: sed quo pervenit, vi nimia perfringit: quod si ab artifice mittatur: rursum redit ad eum, qui misit", etc. (Isid. Origg. XVIII. 7.)

gewesen sein mögen, probirt und dieselben einigermaßen mit dem rückkehrenden Fluge des Bumerang geworfen zu haben. Im Ganzen würde es vorschnell sein, zu behaupten, daß das Princip des Bumerang in der alten Welt völlig unbekannt sei. Eine andere merkwürdige Waffe, der Bolas, scheint auf die besondere Gegend Südamerica's beschränkt zu sein, wo sie im Gebrauch gefunden ward und wo sie daher auch höchst wahrscheinlich erfunden ist; ihr Princip ist jedoch auch unter den Eskimos bekannt, deren dünne Riemen, mit Büscheln von Elfenbeinknöpfen beschwert, dergestalt eingerichtet sind, daß sie sich von selber um den Vogel winden, nach dem sie geworfen werden, ziemlich in gleicher Weise wie die weit stärkern, an den Enden mit zwei oder drei schweren Steinkugeln versehenen Stricke, welche den Bolas des südlichen Continents bilden.

Wir führen noch einige Beispiele an, mehr ihrer Eigenthümlichkeit als ihrer Wichtigkeit wegen. Die Australier beobachten ein sinnreiches Verfahren bei der Bienenjagd, dem ich sonst nirgends begegnet bin. Der Jäger fängt eine Biene und klebt ein bischen Flaumfeder dran, so daß sie nur langsam fliegen kann: dies setzt ihn in den Stand, ihr leicht bis zu ihrem Stocke zu folgen und den Honig zu erlangen.[1]) Die nordamericanischen Bienenjäger scheinen diesen Kunstgriff nicht zu kennen. Ferner ist da die merkwürdige Kunst, die Farbe der Federn eines lebendigen indianischen Raben aus Blau oder Grün in ein glänzendes Orange oder Gelb zu verwandeln, indem man sie rupft und eine Flüssigkeit (man sagt, die milchige Absonderung eines kleinen Frosches oder einer Kröte) in die Haut reibt, worauf die neuen Federn mit veränderter Farbe wachsen.[2]) Dies geschieht in Südamerica, aber, so viel mir bekannt, nicht anderwärts, und man darf wohl annehmen, daß es dort erfunden wurde.

---

1) Lang, p. 328. Backhouse, Austr., p. 380.

2) Wallace, Travels on the Amazon and Rio Negro; London, 1853, p. 294. De La Condamine, in Pinkerton, vol. XIV. p. 248.

Der Kugelbogen, ein mit einem breiten Gurt oder auch mit doppelter Schnur und Netz bezogener Bogen, den man zum Schießen mit Thonkugeln oder Steinen auf kleines Wild und selbst als Kriegswaffe im Gebrauch fand, ist eine in Südamerica, aber vielleicht nicht anderwärts übliche Modification des Bogens.[1] Ebenso dürfen die Eingebornen der malayischen Halbinsel wahrscheinlich für sich allein den Kunstgriff in Anspruch nehmen, wachsende Bambus zu durchbohren, und sie so in lebendige Aeolsflöten zu verwandeln.[2])

Wird eine Kunst an einem Material ausgeübt, welches ausschließlich oder in reichem Maße der Oertlichkeit eigen ist, wo sich die Kunst findet, so wird die Wahrscheinlichkeit, daß sie daselbst erfunden worden, beinahe zur Gewißheit. Niemand wird den Peruanern oder Chilenen den Anspruch streitig machen wollen, die Anwendung des Huano (oder Guano, wie wir es nennen) als Dünger entdeckt zu haben, dessen Anhäufung an ihren Küsten ihr besonders regenarmes Klima gestattet; ebenso wenig den Bewohnern der heißen Gegenden am Golf von Mexico den Anspruch, die Bereitung ihres chocollatl aus einer heimischen Pflanze erfunden zu haben.

Findet man dagegen Stämme, welche mitten unter den Materialien, die anderswo mittels einfacher Künste verwerthet werden, leben und gleichwohl jene Künste nicht kennen, so liefert dieser Umstand einen guten ethnologischen Beweis bezüglich ihres Zustandes zur Zeit ihrer ersten Ansiedelung an dem Orte, wo wir bekannt mit ihnen werden. Während man das schwierige Problem polynesischer Civilisation zu lösen bemüht ist, bietet sich dieser Stand der Dinge oft dar, zwar nicht einförmig, aber in einer partialen, manichfachen Weise, die uns hier und da einen Blick auf den Gang der Ereignisse gestattet, welcher in verschiedenen Zeiten und Orten stattgefunden haben

---

[1]) Dobrizhoffer, vol. II. p. 360. Klemm, C. G., Bd. II. p. 17. Southey, vol. II. p. 369; vol. III. p. 863.

[2]) Tennent, Ceylon, vol. I. p. 88.

muß, um das Gesammtresultat, welches wir vor uns haben, zu erzeugen. Es ist klar, daß eine malayo-polynesische Cultur, bewiesen durch die vereinigten Zeugnisse der Sprache, der Mythologie, der Künste und Gebräuche, sich über einen großen Theil der südlichen Inselwelt, von den Philippinen bis Neuseeland, und von der Osterinsel bis Madagascar, ausgebreitet hat, obwohl die reine malayo-polynesische Rasse nur einen Theil der Bevölkerung des Gebietes bildet, wo ihre Sprache und Civilisation mehr oder minder vorherrscht. Der ursprüngliche Zustand der malayo-polynesischen Familie, wie er sich nach dem Stande ihrer niedrigern Mitglieder bestimmt, bietet uns wenig Künste dar, die nicht zum wenigsten in einer rohen Form in Australien gefunden werden, obwohl diese Künste mit ungleich größerer Geschicklichkeit und Betriebsamkeit entwickelt waren. Auf den meisten der Südseeinseln wußte man nichts von Töpferei noch von der Kunst, Speisen in Geschirren über einem Feuer zu kochen. Ein großer Theil der Rasse befand sich streng im Steinzeitalter und wußte nichts von Metallen. Das Zuckerrohr wuchs in Tahiti, aber die Eingebornen kauten es nur und wußten nichts von der Zuckerbereitung;[1]) auch machten sie keinen Gebrauch von der Baumwollpflanze, obwohl sie dort wuchs.[2]) Die Weberkunst war in den meisten der von Asien abgelegenen Inseln unbekannt. Obwohl die Kokospalme sich allgemein fand, zapften sie doch keinen Palmwein davon; und Dr. Seemann lehrte die Fidschianer die Kunst, Sago aus ihren heimischen Sagopalmen zu ziehen.[3])

In andern Gebieten ward indeß ein sehr verschiedener Stand der Dinge gefunden. In Sumatra und andern In-

---

[1]) Cook, First Voy. H., vol. II. p. 186. Auf den Fidschi-Inseln wird, wie Williams (vol. I. pp. 63, 71) sagt, das Zuckerrohr cultivirt und Zucker gemacht; über das Alter dieser Künste spricht er jedoch keine Meinung aus.

[2]) J. R. Forster, Observations (Cook's Second Voy.); London, 1778, p. 384.

[3]) Seemann, pp. 291, 329.

seln bei Asien, sowie in Madagascar, ward Eisen geschmolzen und mit großer Geschicklichkeit verarbeitet. Die einfachste Art eines Webstuhles hat sich im indischen Archipel gefunden, jedoch nur, wie die vorhandenen Zeugnisse zu zeigen scheinen, um von einer höhern Art verdrängt zu werden.[1]) Topfgeschirr wurde dort und selbst bis weit nach Polynesien hinein, wie z. B. auf den Fidschi-Inseln, verfertigt. Alle diese Dinge wurden wahrscheinlich aus Asien eingeführt, welchem Lande ein so großer Theil der heutigen malayischen Cultur zu danken ist; doch giebt es örtliche Künste, die sich in verschiedenen Inselgruppen beisammen finden und als heimische, den Polynesiern eigenthümliche Künste betrachtet werden können. So war es auf einigen Inseln üblich, Brodfrüchte aufzubewahren, indem man sie zu einem sauren Teige gähren ließ, denn in diesem Zustande konnten sie zum Gebrauche außer ihrer Jahreszeit vorräthig gehalten werden; eine Kunst von nicht geringem Werthe! Dieser Teig hieß Mahi in Tahiti, wo Capitain Cook ihn zuerst bereitet sah; doch scheint er erst nach der Zeit erfunden zu sein, wo derjenige Theil der Rasse, der nach den Sandwichsinseln ging, von den Tahitianern getrennt war, denn die Sandwichsinsulaner wußten nichts davon, bis ihn die Engländer ihnen von Tahiti brachten.[2]) Der Gebrauch der als ava, kava oder yangona bekannten berauschenden Flüssigkeit scheint Polynesien eigenthümlich zu sein und ist daher auch wahrscheinlich dort erfunden worden. Allerdings giebt ihr das gewöhnliche, jedoch nicht allgemeine Verfahren, sie durch Kauen zu bereiten, einige Aehnlichkeit mit solchergestalt auf dem americanischen Continente bereiteten Getränken, aber diese letzteren sind ganz andern Charakters, denn sie sind gegohrene Getränke, nach Art des Bieres, und werden aus Pflanzen bereitet die reich an Stärkemehl sind, während die Ava ganz und gar nicht gegohren ist, vielmehr ist der Saft der Pflanze,

[1]) Marsden, p. 183.
[2]) Cook's First Voy. H., vol. II. p. 198; Third Voy., vol. III. p. 141.

woraus man sie bereitet, in seinem frischen Zustande berauschend. [1])

Die in diesem Capitel mitgetheilten vermischten Beweisstücke sind weniger deshalb gewählt worden, um Gründe für Argumente zu geben, die vor Angriffen sicher sind, als vielmehr als Beispiele desjenigen Materials, womit es der Ethnolog zu thun hat. Der Unsicherheit vieler der Folgerungen, die er macht, muß deren Menge die Wage halten, sowie desgleichen die Concurrenz von einander unabhängiger Schlußfolgerungen zu Gunsten der nämlichen Ansicht. Aber bei den

---

[1]) Die Etymologie von Kava oder ava ist von Interesse. Die ursprüngliche Bedeutung mag Bitterkeit oder Schärfe gewesen sein; Kava, N. Z. = stechend bitter, scharf (wie Branntwein u. s. w.); 'ava, Tah. = ein bitterer unangenehmer Geschmack; Kava, Rar. Mang. Nuk., 'a'ava, Sam., awa, awa, Haw. = sauer, bitter, stechend. Darnach mag nicht nur die Pflanze, woraus das berauschende Getränk bereitet wird, nämlich Macropiper methysticum, Kava, Tong. Rar. Nuk.; 'ava, Sam. Tah. Haw.; sondern auch in N. Z. das Macropiper excelsum oder kawa kawa, und in Tahiti der Tabak, 'ava 'ava, den Namen erhalten haben. Das Getränk wird in Tahiti und anderen Inseln nach der Pflanze benannt, woraus man es preßt. Mariners tonganisches Wörterbuch scheint jedoch den entgegengesetzten Weg einzuschlagen; cava = die Pfefferpflanze; desgleichen die Wurzel dieser Pflanze, woraus ein eigenthümliches Getränk bereitet wird u. s. w.; cawna = bitter, salzig, desgleichen mit cava oder sonst etwas berauscht. Das sieht aus, als gäbe der Name der Pflanze der Eigenschaft der Bitterkeit einen Namen, wie wir etwa das Wort „gepfeffert" in einem bildlichen Sinne brauchen. (S. die Vocabularien Mariner's, Hale's, Buschmanns und der Church Miss. Soc., N. Z.) Southey (Hist. of Brazil, vol. I. p. 245) vergleicht das Wort Kava mit dem südamericanischen Worte caou-in oder kaawy, ein Getränk, das aus Mais oder der Mandiokwurzel durch Kauen, durch Kochen mit Wasser und Gähren bereitet wird; aber der Begriff Bitterkeit oder Schärfe paßt nicht auf dieses Getränk. Dias (Dic. da Lingua Tupy) giebt vielleicht eine genauere Form, cauím = vinho, vielleicht abgeleitet von caú = beber (vinho). Um zu zeigen, wie leicht solche zufällige Uebereinstimmungen wie die der Wörter kava und cauím sich finden lassen, möge eine deutsche Wurzel für beide angegeben werden, die so passend aussieht, als wäre sie eine wirkliche: kauen.

hier zur Erläuterung der allgemeinen Methode gegebenen Argumenten hat man blos eine Seite der Geschichte im Auge gehabt und die Thatsachen sind im Allgemeinen als Zeugnisse für eine nur vorwärtsgehende Bewegung behandelt worden oder (um genauer zu bestimmen, was hier als Fortschritt behandelt ist,) als Beweise für das Erscheinen und Wachsthum neuer Künste und neuer Kenntnisse, mochten diese nun nützlicher oder schädlicher Natur sein, mochten sie sich daheim entwickeln oder aus der Fremde eingeführt werden. Wir wissen jedoch nach Dem, was in geschichtlicher Zeit stattgefunden hat, daß ebensowohl Verfall als Fortschritt in Kunst und Wissenschaft in der Welt wirklich vor sich geht. Bieten sich daher keine Zeugnisse dar, zu beweisen, daß ebensowohl Degradation als Entwickelung unter den niedrigeren Rassen in vorgeschichtlicher Zeit vorgekommen sei? Die auf diesen Gegenstand bezüglichen bekannten Facta sind dürftig und dunkel; untersucht man aber einige directe Zeugnisse für den Verfall, so wird es vielleicht möglich sein, uns eine Meinung darüber zu bilden, welche indirecte Zeugnisse wahrscheinlich vorhanden sein mögen und wie dieselben zu behandeln seien; freilich ist es eine ganz andere Sache, sie wirklich zu finden und zu benutzen.

Es giebt Culturentwickelungen, die einem besondern Klima oder einem besondern gesellschaftlichen Zustande angehören, solche, welche eine despotische oder eine demokratische Regierung, ein landwirthschaftliches oder ein Leben in Städten, einen Zustand beständigen Friedens oder beständigen Krieges oder auch eine Anhäufung von Reichthum erfordern, welcher den nothwendigen Bedarf übersteigt und daher dem Luxus und der Verfeinerung gewidmet wird, u. s. w. Solche Dinge sind sämmtlich mehr oder weniger local und ohne Dauer. Die Chinesen machen jetzt nicht mehr die herrlichen cloisonnirten Emailarbeiten und das vortreffliche Porzellan ihrer Vorfahren; wir bauen keine Kirchen, ja wir gießen nicht einmal Kirchenglocken, wie es unsre Vorväter thaten. In Aegypten

ist die außerordentliche Entwickelung der Maurerei, der Goldschmiedekunst, der Weberei und anderer Künste, die dort vor Jahrtausenden eine so hohe Stufe der Vortrefflichkeit erreichten, unter dem Einflusse fremder Civilisationen untergegangen, die sich mit einer niedrigeren Stufe der Trefflichkeit in diesen Dingen begnügten, und es scheint dort kaum noch eine charakteristische heimische Kunst von einiger Wichtigkeit geübt zu werden, es sei denn das künstliche Eierausbrüten, und selbst dies wird in China gefunden. Wir können Sir Thomas Browne's Worte in seinem „Fragment über Mumien" hierhersetzen: „Aegypten selbst ist nun das Land der Vergessenheit geworden und kindisch vor Alter. Ihre ehemalige Artigkeit ist dahin und ihr Ruhm ist geschwunden wie ein Schatten. Die Tage ihrer Jugend sind vorüber und ihr Gesicht ist runzelig und mürrisch geworden. Sie erforscht den Himmel nicht mehr und die Astronomie ist todt für sie."

Die Geschichte Centralamerica's zeigt ein ziemlich ähnliches Verhältniß. Die nicht ungewöhnliche Idee, daß die verlassenen Städte Copan, Palenque und die übrigen das Werk einer erloschenen und ganz unbekannten Rasse seien, stimmt nicht überein mit den veröffentlichten Berichten, welche beweisen, daß die Nachkommen der alten Erbauer noch jetzt dort leben und die alten Sprachen reden, die vor der spanischen Eroberung gesprochen wurden. Die alten Städte mit ihren wunderbaren Mauerwerken und Sculpturen sind verlassen, die specielle heimische Cultur ist großentheils verschwunden und das Volk ist zu einer Art niederer europäischer Civilisation gebracht worden; aber eine Masse Documente, die von anderen Seiten Bestätigung finden, zeigt uns die Centralamericaner vor der Eroberung, wie sie ihre großen Städte bauen und darin leben, wie sie cultiviren, Krieg führen, opfern, Alles so ziemlich wie ihre mexicanischen Nachbarn, mit deren Civilisation ihre eigene innig verbündet war. Ganz kurz läßt sich das Schicksal der verfallenen Städte mit den Worten ausdrücken, welche ein merkwürdiges Document schließen, das der

Abbé Brasseur in der Quichésprache und zugleich französisch veröffentlicht hat: „Ainsi donc c'en est fait de tous ceux du Quiché, qui s'appelle Santa-Cruz." Die Ruinen der großen Stadt Quiché sind noch zu sehen; Santa Cruz, ihre Nachfolgerin, ist ein armer Flecken von zweitausend Seelen, etwa eine Meile davon entfernt. [1])

Unter den niedrigern Rassen sieht man Degeneration eintreten als eine Folge des Krieges, der Unterdrückung durch andere Stämme, der Vertreibung in minder günstige Situationen und verschiedener anderer Ursachen. Künste jedoch, die zum täglichen Leben des Menschen oder der Familie gehören und durch gewaltsames Einschreiten nicht gänzlich unterdrückt werden können, verschwinden nicht leicht, es sei denn, daß sie durch ein besseres Verfahren verdrängt oder auch durch eine Veränderung der Lebensweise und Sitten unnöthig oder sehr schwierig gemacht werden. Sobald sich die Anwendung der Metalle, die Töpferei, der Gebrauch von Stein und Stahl, sowie der vollkommneren Werkzeuge und Waffen einmal gehörig eingebürgert hat, scheint ein Zurückgehen nicht leicht vorzukommen. Das Metallzeitalter degenerirt nicht zum Steinzeitalter, ausgenommen unter sehr eigenthümlichen Umständen. Die Geschichte einer vollkommeneren Waffe ist in der Regel, daß sie diejenigen verdrängt, die minder zweckdienlich sind, um selbst wieder durch etwas Besseres verdrängt zu werden. Wir lesen von dem indianischen Redner, der seine Mitbrüder ermahnte, Feuerstein und Stahl des weißen Mannes wegzuwerfen und zu den Feuerhölzern ihrer Vorfahren zurückzukehren, allein solche Dinge sind leichter gesagt als gethan.

Die Fälle, daß Künste der Wilden durch eine höhere Civilisation verdrängt werden, sind häufig genug. Ein africanischer oder australischer Führer erkennt einen Menschen an dessen Fußtapfen, während wir kaum wissen, wie eine Fuß-

---

1) Brasseur, Popol Vuh; pp. 345—7. S. auch Diego de Landa, Rel.

tapfe aussieht; von zehn Engländern der Fußbekleidung tragenden Classen werden mindestens neun nicht wissen, daß die Fußtapfen in den mexicanischen Bilderschriften, wie Fig. 16 sie zeigt, naturgetreu sind, bis sie den Abdruck eines naßen Fußes auf einer Diele oder einem Quadersteine gesehen haben. Auf seinem Wege nach dem großen Salzsee bemerkte Capitain Burton, daß Gebeine und Schädel von Rindern umhergestreut lagen,[1]) obwohl Reisende oft in großer Verlegenheit um Brennmaterial sind. Die Gauchos Südamerica's sind gescheidter, denn wenn sie auf der Reise ein Thier tödten, benutzen sie die Knochen als Brennmaterial, um das Fleisch zu kochen,[2])



Fig. ~~13.~~ 16.

wie es die Scythier zu Herodots Zeit thaten; da sie in einem holzarmen Lande lebten, machten sie ein Feuer mit den Knochen der geopferten Thiere und kochten das Fleisch darüber in einem Kessel oder, in Ermangelung eines solchen, in des Thieres eigenem Wanste, „und so kocht der Ochse sich selbst und die andern Opfer jedes desgleichen."[3])

Bisweilen trifft es sich, daß Degeneration durch Eroberung verursacht wird, wenn die erobernde Rasse in irgend einem Punkte auf einer niedrigern Stufe als die besiegte steht. Es giebt eine Kunst, deren Geschichte einige außerordentliche Fälle dieser Art des Verfalls zeigt, nämlich die Kunst der Bewässerung

[1]) Burton, City of the Saints, p. 60.

[2]) Darwin, Journal, p. 194.

[3]) Herod., IV. 61. S. Ezechiel, 24, 5 in LXX. Klemm, C. G., Bd. II. S. 229 (mit Fett eingeriebene Knochen verbrannt von Eskimos).

durch Wasserleitungen. Innerhalb weniger Jahre unterwarf ein Volk, die Spanier, zwei Nationeu, die Mauren und die Peruaner, welche geschickte Irrigatoren waren und große Werke gebaut hatten, um Wasser zur Befruchtung des Landes aus der Ferne zu bringen. Diese Werke ließ man größtentheils in Verfall gerathen und in Peru wie in Andalusien wurden große Strecken Landes, die fruchtbare Gärten gewesen waren, wieder zu dürren Wüsten; während in Mexico die Ruinen des großen Aquaducts von Tetzcotzinco die nämliche Geschichte erzählen. Hier, ebenso wie hinsichtlich der Bewässerung Britisch-Indiens unter unserer eigenen Herrschaft, verfielen die Resultate höherer Cultur bei der bezwungenen Rasse gegenüber einer niedrigern Cultur der Eroberer, aber die Folge ist noch merkwürdiger. Die Spanier in America wurden selber große Erbauer von Wasserleitungen und ihre derartigen Werke in Mexico sind sehr ausgedehnt und von großem Nutzen für die trockenern Gegenden, wo sie angelegt worden sind. Als aber ein Theil des unter spanischer Herrschaft gewesenen Gebiets an die Vereinigten Staaten fiel, geschah Seitens der neuen Ansiedler gegen die spanischen Bewässerungswerke das Nämliche, was die Spanier gegen die Werke der Mauren und Peruaner gethan hatten. Zu Froebels Zeit ließen sie die alten Werke verfallen; so wiederholt sich die Geschichte. [1])

Das Verschwinden von Künsten der Wilden angesichts einer höhern Civilisation erfolgt indeß meistens, indem sie durch etwas Höheres ersetzt werden, und dies kann man nicht wohl einen Verfall der Cultur nennen, welcher nicht mit dem physischen und moralischen Verfalle so vieler Stämme unter dem Drucke und der Versuchung civilisirter Menschen verwechselt werden darf. Wirklicher Verfall findet oft statt, wenn eine rohe aber starke Rasse eine cultivirte aber schwache Rasse überwältigt, und dafür fehlt es nicht an guten Beweisen; aber weder diese Veränderung noch diejenige, die beim Wilden ge-

---

[1]) Tyler, Mexico, pp. 157—161.

genüber dem civilisirten Eroberer stattfindet, gewährt dem Forscher, welcher die niedern Rassen studirt, alle die Auskunft, deren er bedarf. Was er außerdem braucht, ist, indem er von den hohen Rassen bei der Frage ganz absieht, zu ermitteln, wie fern eine niedere Rasse ihre verhältnißmäßig einfachen Künste und Kenntnisse verlieren kann, ohne daß diese durch etwas Höheres ersetzt werden; kurz wiefern eine solche Rasse reinen Verfall in Cultur erleiden kann. Diese Auskunft ist indeß sehr schwer zu erlangen.

Livingstone's Bemerkungen über die Bakalahari Süd-africa's zeigen uns eine in Civilisation gesunkene Rasse, aber dieses Sinken ist, theilweis oder gänzlich, durch von außenher wirkende Ursachen herbeigeführt worden. Die große Kalahari-Wüste ist von zwei Rassen bewohnt, den Buschmännern, welche vielleicht die ersten menschlichen Bewohner des Landes waren und welche niemals den Boden cultiviren noch auch andere Hausthiere als Hunde ziehen, und den Ba-Kalahari, welche degradirte Betschuanas sind. Die Tradition sagt von den letztern, daß sie einst Rinderherden wie die andern Betschuanas besessen haben, und hat ihr hartes Schicksal sie auch gezwungen, ein Leben zu führen, welches beinahe dem der Buschmänner gleichkommt, so haben sie doch ihre alte Art und Weise nie vergessen. Sie graben alljährlich ihre Gärten, obwohl sie oft auf weiter nichts hoffen können, als einen Vorrath von Melonen und Kürbissen. Sie ziehen auch sorgfältig kleine Ziegenherden, obwohl Livingstone sie genöthigt gesehn hat, Wasser für dieselben aus kleinen Brunnen mit einem Stückchen Straußeneierschale oder löffelweise heraufzuholen.[1] Diese merkwürdige Schilderung zeigt uns in lebhaften Zügen den mannhaften Kampf einer durch widrige Umstände heruntergekommenen Rasse, ihre frühere Civilisation zu bewahren, während die Buschmänner, die, soviel man weiß, nie in einem höhern Zustande als ihrem gegenwärtigen gewesen sein mögen,

---

[1] Livingstone, p. 49.

keine solche Anstrengung machen. Dürfen wir diese beiden Rassen nach dem nämlichen Maßstabe beurtheilen, so stehen die Buschmänner entweder nicht niedriger als sie von jeher gestanden haben, oder, wenn sie aus einer Lage, die jener der Betschuanas ähnlich war, heruntergekommen sind, so muß der Degradationsproceß in der That ein langwieriger gewesen sein.

Stämme, von denen man weiß, daß sie einst auf einer höhern Culturstufe gestanden haben, als gegenwärtig, findet man in Asien. Einige der Küsten-Tungusen leben von Fischerei, obwohl man sie noch jetzt Orochi nennt, was gleichbedeutend mit „Rennthier-Tungusen" ist. Ohne Zweifel ist die Tradition bezüglich der Goldi richtig, daß sie, obwohl sie jetzt keine Rennthiere haben, ehemals solche hatten, gleich den Tungusenstämmen nördlich vom Amur. [1]) Es giebt Kalmucken nördlich vom Kaspischen Meere, die ihre Rinderherden verloren haben und zu Fischern degenerirt sind. Der Reichste von ihnen hat noch immer ein Paar Kühe. Pferde, Kameele und Schafe betrachten sie als seltsame und wunderbare Geschöpfe, wenn Fremde sie in ihr Land bringen. Mit Staunen lauschen sie den Erzählungen ihrer Greise vom Leben in den Steppen, von den großen Herden und den unaufhörlichen Wanderungen über die ungeheuren Ebenen, während sie selbst in Schilfhütten wohnen und ihre Habe auf dem Rücken tragen, wenn sie sich nach einem neuen Fischerplatze begeben müssen. [2]) Die elenden „Gräberindianer" Nordamerica's sind zum Theil Schoschonis oder Schlangenindianer, die zu ihrer gegenwärtigen Lage heruntergebracht wurden durch die Schwarzfüße, welche von der Hudsonsbay-Compagnie Flinten erhielten, die Schlangenindianer solchergestalt überwältigten und ihre Jagdreviere wegnahmen. Sie führen ein unstetes Leben, lauern zwischen Bergen und Klippen, weichen den Weißen wie den Indianern aus und leben hauptsächlich von wilden Wurzeln

---

[1]) Ravenstein, p. 318.

[2]) Klemm, C. G., Bd. III. S. 4.

und Fischen und solchem Wilde, wie es eine so hilflose Rasse sich zu verschaffen vermag. Sie sind magere und erbärmlich aussehende Geschöpfe, die den Namen gens de pitié, den ihnen die französischen Trappers gegeben haben, verdienen, und sie sind genöthigt worden, Künste aufzugeben, die sie in ihren glücklichern Tagen übten, wie z. B. das Reiten, ja, wie es scheint, selbst das Hüttenbauen; wiefern aber ihre Degradation einen Verfall in andern Punkten ihrer frühern Cultur mit sich geführt hat, ist nicht leicht zu sagen. [1])

Hier haben wir denn Fälle materiellen Zeugnisses, die, da wir zufällig auch durch andere Mittel unterrichtet sind, als Beweise des Verfalls betrachtet werden sollten. Die Sculpturen und Tempel Centralamerica's sind das Werk der Vorfahren der gegenwärtigen Indianer, obwohl man dies kaum würde glauben wollen, wenn Geschichte, Tradition und transitionales Werk insgesammt untergegangen wären. Der Gartenbau der Bakalahari ist, wenn es mit der Nachricht von ihrer Abstammung seine Richtigkeit hat, nicht ein Beweis für die Erwerbung einer Kunst, sondern ein Beweis für eine größtentheils verlorene höhere Civilisationsstufe.

Daraus dürfte sich im Allgemeinen denn ergeben, daß, wenn sich unter einem niedern Stamme eine Kunst oder specielle Kenntniß findet, die über dessen durchschnittliche Culturstufe hinausgeht, sich drei Wege darbieten, um ihr Vorkommen zu erklären. Sie kann daheim erfunden worden, sie kann von auswärts eingeführt oder sie kann auch der Ueberrest eines größtentheil der Degradation verfallenen höhern Zustandes sein, gleich der Erdsäule, die der Gräber stehn läßt, um die Tiefe des weggeschafften Erdreichs zu messen.

Zu der letztgenannten Classe sind von Ethnologen bisweilen solche Künste gezählt worden, die ihnen zu vorgeschritten

[1]) Buschmann, Spuren der Aztekischen Sprache im nördlichen Mexico u. s. w. (Abh. der K. A. v. W., 1854); Berlin, 1859, S. 633 2c.

erschienen, um sie mit der allgemeinen Lage ihrer Besitzer in Einklang bringen zu können. Wo jedoch solche Argumente nicht durch directe geschichtliche Nachrichten unterstützt worden sind, sondern sich blos auf die Beobachtung der Künste der niedrigern Rassen gegründet haben, sind sie insgesammt, wenigstens so weit ich mich ihrer entsinnen kann, ernsten Einwürfen ausgesetzt.

So ist der Bumerang als ein Beweis angeführt worden, daß sich die Australier einst in einem weit civilisirteren Zustande befunden hätten. [1]) Allerdings verwechselte der Autor, welcher solchergestalt folgerte, den Bumerang mit dem Wurfknittel (oder, wie es ein Hampshire-Mann nennen würde, mit dem Squoyle) des ägyptischen Vogelfängers, so daß er wenigstens eine imaginäre hohe Civilisation im Auge hatte, zu deren Elementen der Bumerang gehörte. Es sind jedoch, wie erwähnt worden, Mittelformen zwischen dem Bumerang und der Kriegskeule oder Bicke in Australien bekannt, und ein solcher Stand der Dinge spricht vielmehr für Entwickelung als für Degeneration. [2])

Cylinder aus sehr hartem Stein, durchbohrt und zu Formen von Thieren und Früchten ausgearbeitet, überraschten in Südamerica Humboldt so sehr, daß er darauf das Argument gründete, daß sie Reste einer alten Civilisation wären, die ihren Besitzern verloren gegangen. „Aber es sind nicht," sagt er, „die Indianer der Gegenwart, die wir am Oronoko und am Amazonenstrome im höchsten Grade verthiert sehen, welche Substanzen von solcher Härte durchbohrt und ihnen die Gestalten von Thieren und Früchten gegeben haben. Solche Arbeiten, wie die durchbohrten und geschnittenen Smaragden, die man in den Cordilleras Neugranada's und Quito's gefunden hat, sprechen von einer frühern Civilisation. Gegenwärtig

---

1) Cooke Taylor, The Nat. Hist. of Society; London, 1840, vol. I. p. 205.

2) S. Eyre, vol. II. p. 308; Klemm, C. G., Bd, I. S. 316.

haben die Einwohner dieser Gebiete, namentlich der heißen Gegenden, so wenig einen Begriff von der Möglichkeit, harte Steine (Smaragd, dichten Feldspath und Bergkristall) zu schneiden, daß sie sich eingebildet haben, der grüne Stein sei von Natur weich, wenn er aus dem Boden genommen werde, und werde erst hart, nachdem er mit der Hand geformt worden."[1]) Aber mit Humboldts Argument muß auch zugleich erwähnt werden, daß er keine Gelegenheit gehabt hatte, zu erfahren, wie diese Verzierungen gemacht wurden. Mr. Wallace hat in der Folge gefunden, daß wenigstens glatte Cylinder von unvollkommenem Bergkristall, vier bis acht Zoll lang und einen Zoll im Durchmesser, von sehr niedrigen Stämmen am Rio Negro gefertigt und durchbohrt werden. Sie sind nicht, wie Humboldt angenommen zu haben scheint, das Resultat hoher mechanischer Geschicklichkeit, sondern des einfachsten und rohesten Verfahrens, angewendet mit jener völligen Gleichgiltigkeit gegen Zeitaufwand, welche den Wilden einen Monat auf Verfertigung eines Pfeiles verwenden läßt. Sie werden nur durch Reiben zu ihrer Form abgeschliffen, und die Quer- oder selbst Längendurchbohrung der Cylinder soll folgendermaßen geschehen: Der spitze Blattschößling einer wilden Platane wird mit den Händen gegen den harten Stein gedreht, bis er sich, mit Hilfe feinen Sandes und Wassers, hinein und hindurch bohrt, und dies soll zwei Jahre in Anspruch nehmen. Man sagt, daß die Durchbohrung solcher Cylinder, wie die Häuptlinge tragen, bisweilen erst in zwei Menschenleben zu Stande komme.[2]) Der Stein wird aus großer Ferne den Fluß heraufgebracht und wird sehr hoch geschätzt. Man braucht natürlich nicht anzunehmen, daß diese rohen Indianer von selbst auf die Verfertigung solcher Zierrathen verfielen; sie können Dinge nachgeahmt haben, die von höher cultivirten Rassen verfertigt wurden; so wie der Umstand aber vorliegt, beweist

---

[1]) Humboldt & Bonpland, vol. II. p. 481, etc.

[2]) Wallace, p. 278.

er wenig dafür, daß die Stämme des Rio Negro selbst von einer höhern Culturstufe herabgesunken seien.

Anderseits ist es weit leichter, von den minder civilisirten Rassen ausgeübte Künste nachzuweisen, welche ihre passende Stelle vielmehr in einer Geschichte des Fortschritts als des Verfalls zu haben scheinen. Diese Bemerkung ist auf den soeben erwähnten Fall anwendbar, nämlich auf die in Australien gefundenen Mittelformen zwischen dem Bumerang und der Kriegskeule, sofern sie die Stufen bezeichnen, durch welche sich das vollkommene Instrument entwickelt hat. Mehrere solche Fälle kommen unter den in den folgenden Capiteln beschriebenen Künsten des Feuermachens und Kochens vor. Um nur einen Blick auf die Geschichte der Weberei zu werfen, (von der ich später ausführlicher sprechen zu können hoffe,) sei bemerkt, daß die Spindel zum Fadenspinnen in Asien, Africa, in Nord- und Südamerica unter Völkern im Gebrauch gefunden worden ist, deren rohere Nachbarn ihren besten Zwirn oder Strang nicht besser zu fertigen wußten, als durch Drehen mit der Hand, indem sie die Fasern mit dem Handballen auf dem Schenkel oder auf einem andern Körpertheile rollten. Obwohl ferner jeder bekannte Stamm Faden zu drehen und Matten oder Flechtwerk zu fertigen scheint, so ist doch die Vereinigung dieser beiden Künste, das Weben, welches in der Verflechtung gesponnener Fäden besteht, weit entfernt, unter den niedrigern Rassen allgemein zu sein. Von unserm Standpunkte aus scheint der Schritt ein sehr einfacher, aber ein großer Theil der Menschheit hat ihn nie gethan. Nun findet sich eine merkwürdige Kunst, die weder Mattenflechten noch Weben ist, unter Stämmen, denen das wirkliche Weben unbekannt war. Sie besteht darin, Faserbündel, die nicht zu wirklichen Fäden gedreht sind, nebeneinander zu legen und sie durch Querfäden oder Bänder zusammen zu binden oder aneinander zu befestigen; sehr verschiedenartige Arbeiten dieser Art sind wohlbekannt in Neuseeland und unter den Indianern Nordwest-America's; und Mr. Henry Christy machte mich

auf einen in dieser Weise gemachten sackartigen Korb aufmerksam, den er 1856 unter einem indianischen Stamme nordwestlich vom Huronsee im Gebrauche fand und der ein sehr gutes Beispiel dieses interessanten Uebergangswerkes ist. Auch sehen wir uns nicht vergebens in Europa nach derartigen Werken um; sie finden sich in den Seewohnungen der Schweiz. Herrn Troyon's Werk zeigt eine Probe aus Wangen, welche dem Steinzeitalter angehört. [1]) Mr. John Evans hat drei Proben solcher Arbeiten von den Schweizerseen, welche eine sehr interessante Serie bilden. Die erste (Fig. 17) ist ebenfalls von

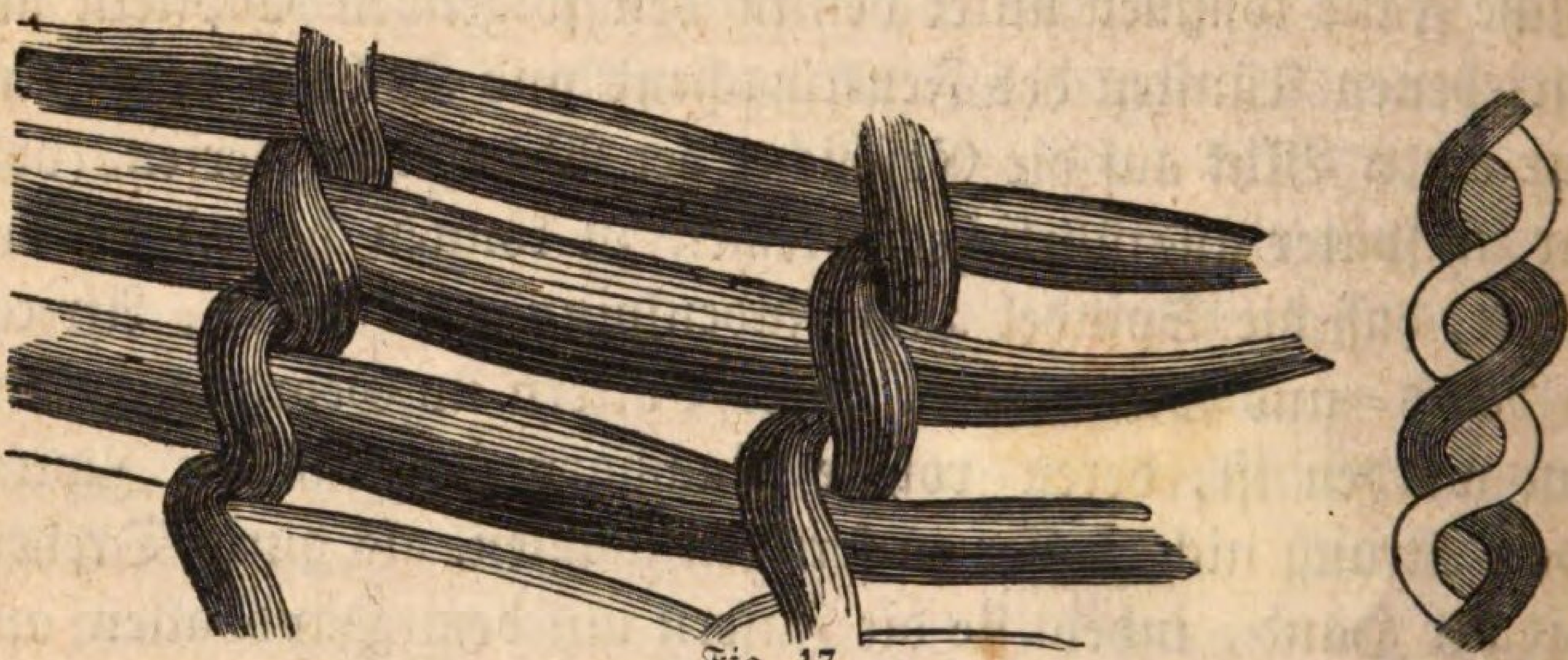


Fig. 17.

Wangen und — ich bediene mich der Beschreibung, womit er die mir freundlich mitgetheilten Skizzen begleitet hat — „die Kette besteht aus Strängen von ungesponnener Faser (Hanf?), die in Zwischenräumen von etwa einem Zoll durch ähnliche darein geflochtene Stränge verbunden sind.“ Die nächste Probe (Fig. 18), von Nieder-Wyl, zeigt einen großen Fortschritt, denn „die Kette besteht aus gesponnenen Schnuren und der Einschlag aus einem feinern ebenfalls gesponnenen Faden.“

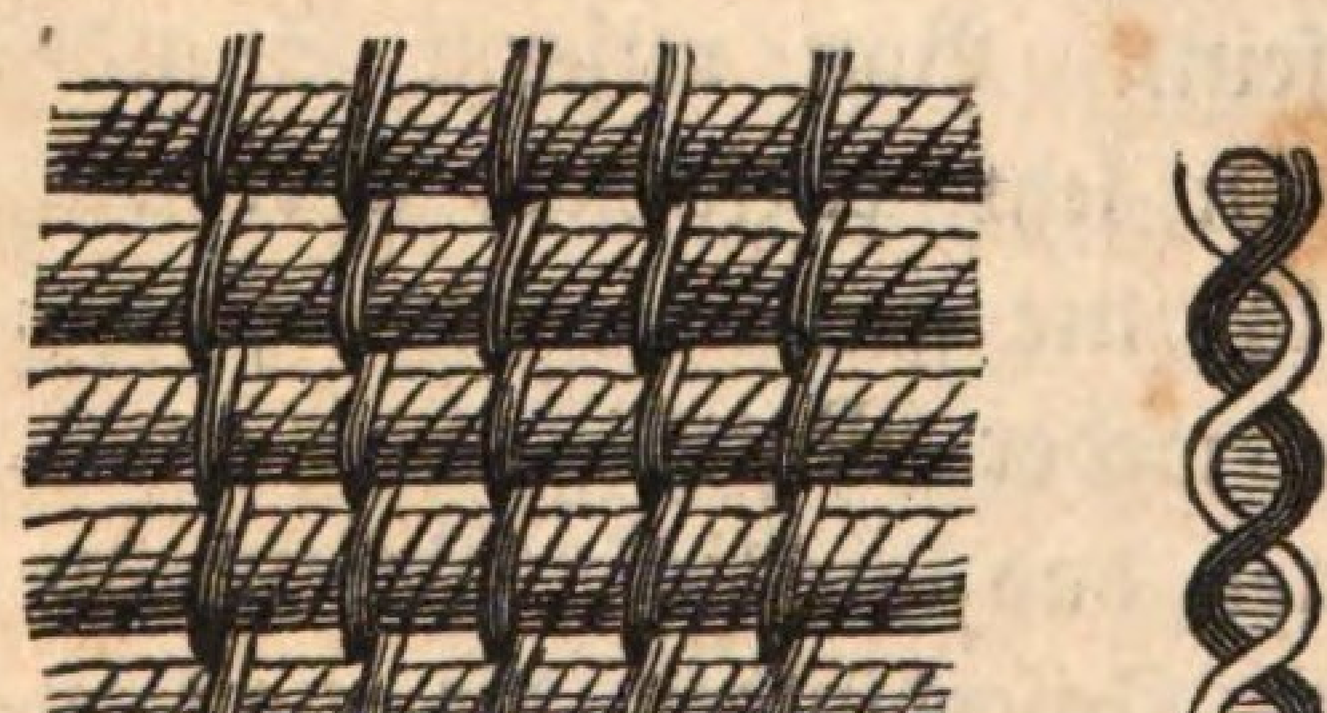


Fig. 18

[1]) Troyon, Habitations Lacustres; Lausanne; 1860, pl. VI. Fig. 24, pp. 43, 429, 465.

Die dritte Probe ist ein Stück gewöhnlichen einfachen Gewebes. Nun scheinen alle diese Dinge, europäische, polynesische und americanische, je nach Verhältniß der Orte und Umstände in einer Weiterentwickelung begriffen zu sein; es läßt sich aber nicht leicht denken, daß ein Volk, welche Umstände auch immer obwalten mögen, die Weberkunst aufgeben sollte, um eine mühseligere und minder vortheilhafte Weise der Verarbeitung der Faser zu wählen, deren Beischaffung ihm so viel Mühe gekostet hat; daß es, während es die bessere Kunst kennt, Material und Zeit daran wenden sollte, die schlechtere auszuüben. So ist es sehr begreiflich und natürlich, daß Stämme, die ihren Faden mit der Hand zu drehen pflegten, ihre Abneigung gegen Veränderung bisweilen überwinden und die Spindel annehmen, wenn sie dieselbe im Gebrauch sahen; einen solchen Stamm könnte man auch wohl für befähigt halten, sie zu erfinden; aber von der Spindel zum Handspinnen zurückzugehen, ist etwas kaum Begreifliches. Eine Spindel ist zu leicht hergestellt von einem jeden, der nur einmal die Idee aufgefaßt hat; ein Stock und irgend etwas Schweres als Wirtel ist die ganze Maschine. Noch vor wenig Monaten sah man eine alte Dame auf der Insel Islay sehr behaglich ihren Flachs mit einer Spindel spinnen und diese letztere war nichts weiter als ein Stöckchen mit einer Kartoffel unten dran gesteckt.

Der Mangel an Beweisstücken läßt uns zur Zeit noch sehr im Dunkeln bezüglich des Antheils, welchen der Verfall in der Civilisation daran gehabt haben mag, die niedrigern Rassen in den Zustand zu bringen, worin wir sie finden. Diese Schwierigkeit betrifft indeß vielleicht mehr die Geschichte besonderer Stämme, als die Culturgeschichte im Ganzen. Urtheilt man auf Grund der Erfahrung, so will es scheinen, daß die Welt, wenn sie eine neue Kenntniß oder neue Kunst einmal in festen Besitz genommen hat, sie nicht leicht wieder gänzlich verlieren werde, zumal wenn dieselbe Dinge betrifft, die für den Menschen im Allgemeinen wichtig sind, weil sie zu seinem täglichen Leben, zur Befriedigung seiner täglichen Be-

dürfnisse gehören, d. h. Dinge, die des Menschen Hand und Herzen am allernächsten liegen. Eine Betrachtung der geopraphischen Vertheilung von Kunst und Wissenschaft unter der Menschheit scheint einigen Grund zu dem Glauben zu geben, daß die Geschichte der niedrigern wie der höhern Rassen nicht die Geschichte einer beständigen Degeneration oder auch nur gleichförmigen auf und ab Schwankens, sondern einer Bewegung sei, welche trotz häufigen Stillständen und Rückfällen im Ganzen doch vorwärts gegangen ist; daß von Zeitalter zu Zeitalter ein Wachsthum der Macht des Menschen über die Natur stattgefunden habe, welches keine degradirenden Einflüsse dauernd aufzuhalten vermocht haben.

Achtes Capitel.

Das Steinzeitalter — in der Vergangenheit und Gegenwart.

Das Steinzeitalter ist in der Geschichte der Menschheit diejenige Periode, während deren man gewohnt ist, Stein als Material für Waffen und Werkzeuge zu gebrauchen. Alterthumskundige finden es passend, das Steinzeitalter aufhören zu lassen, sobald Metallgeräthe in gewöhnlichen Gebrauch kommen und das Bronze- oder das Eisenzeitalter eintritt. Aber es wird sich kaum eine Oertlichkeit nachweisen lassen, wo, trotz des allgemeinen Gebrauchs der Metalle, die letzten Spuren eines Steinzeitalters verschwunden wären; und es kann dasselbe, indem man diese Phase der Weltgeschichte speciell studirt, als noch existirend betrachtet werden, nicht allein unter Wilden, die noch nicht völlig zum Gebrauche des Eisens gelangt sind, sondern auch selbst unter civilisirten Nationen. Ueberall wo Steinwerkzeuge, wie sie im eigentlichen Steinzeitalter in Anwendung waren, im Gebrauche gefunden werden, da ist das Steinzeitalter noch nicht gänzlich vorbei. Die Steinhämmer, womit man noch unlängst Kesselflicker in abgelegenen Districten Irlands arbeiten sehen konnte,[1] die gewaltigen Steinschlägel mit Holzstielen, die in Island zum Pfahleintreiben und anderer schwerer Hammerarbeit[2] noch

[1] Wilde, Cat. of Mus. of R. J. Acad.; Dublin, 1857, p. 80.

[2] Klemm, allgemeine Culturwissenschaft; Leipzig und Sondershausen, 1855—8, Th. II. S. 86.

gebraucht werden, und die Lanzetten von Obsidian, womit sich die Indianer Mexicos noch jetzt zur Ader lassen, wie es ihre Väter vor der spanischen Eroberung zu thun pflegten, [1]) sind Steinwerkzeuge, welche Jahrhunderte hindurch die allgemeine Einführung des Eisens überlebt haben.

Blos natürliche Steine, aufgelesen und ohne irgend eine künstliche Gestaltung angewendet, sind Werkzeuge einer sehr niedrigen Classe. Solche natürliche Werkzeuge werden häufig im Gebrauch gefunden, sie sind meistentheils Platten, vom Wasser abgescheuerte Kiesel oder andere zu Hämmern und Ambosen passende Steine, und ihre Anwendung ist nicht nothwendig ein Beweis eines sehr niedrigen Culturzustandes. Bezüglich ihrer Anwendung unter den niedern Rassen theilt Dr. Milligan ein gutes Beispiel mit, indem er die Muschelschalenhaufen beschreibt, die von den Eingebornen an den Gestaden von Van Diemensland zurückgelassen sind. An Stellen, wo die gefundenen Muscheln einschalig sind, liegen runde Steine verschiedener Größe umher; auf den größern zerschlugen sie die Schalen und die kleinern hatten dabei als Hämmer gedient. Wo aber die Schalenhaufen aus Austern und andern zweischaligen Conchylien bestehen, da findet man gewöhnlich Feuersteinmesser, womit sie geöffnet worden sind. [2]) Sir George Grey's Beschreibung der in Australien so häufig zu findenden Lagerplätze der Eingebornen wird als ein zweites Beispiel dienen. Die Reste eines solchen Lagers bestehen aus großen flachen Steinen, die rings um den Platz geordnet sind, wo das Feuer gewesen ist; auf jedem der flachen Steine liegt ein kleinerer Stein zum Aufschlagen der Schalen; neben jedem Steinpaar eine große Austerschale, die als Becher diente, und ringsum verstreut zerbrochene Schalen und Känguruhknochen. [3])

Nicht schwer zu finden sind aber auch Fälle, wo diese sehr

[1]) Brasseur, Mexique, vol. III. p. 640.
[2]) Milligan, in Tr. Eth. Soc.; London, 1863, vol. II. p. 128.
[3]) Grey, Journals, vol. I. pp, 71, 109.

niedrigen Repräsentanten des Steinzeitalters sich noch auf höhern Civilisationsstufen erhalten haben. So sind z. B. die Stämme Central- und Südafrica's, obwohl oft geschickt in Schmiedearbeit, doch nicht völlig zum Gebrauche des eisernen Hammers und Amboses gelangt. Reisende schildern, wie sie ihre Waffen und Werkzeuge mit einem Stein von handlicher Gestalt und Größe auf einem Felsstück schmieden, das als Ambos dient, während bisweilen ein eiserner Hammer gebraucht wird, um die letzte Vollendung zu geben. [1]) Die Mengen glatter rundlicher Kiesel, die sich in unsern alten englischen Bergfesten finden, waren wahrscheinlich gesammelt, um als Schleudersteine zu dienen; aber größere Kiesel, die vermuthlich als Sprengsteine gedient haben, finden sich in uralten europäischen Gräbern. [2]) Gegenwärtig benutzen die Einwohner von Helgoland und Rügen nicht nur die natürlichen Netzsenker, die aus Kalkfeuersteinen bestehen, aus denen die Reste eines Schwammes oder dergleichen ausgewaschen sind und ein passendes Loch durch den Stein gelassen haben, um ihn festzubinden; sondern sie haben einen solchen durchbohrten Feuerstein auch in einen Hammer zu verwandeln gewußt, indem sie einen Stiel in dem Loche befestigt haben. [3]) Und die Weiber endlich, welche im südlichen Frankreich Mandeln enthülsen, brauchen immer noch einen glatten Kieselstein (couède, couèdou) als ihr Werkzeug zum Aufschlagen der Schalen.

Die Unterscheidung zwischen natürlichen und künstlichen Werkzeugen ist von keinem praktischen Werthe bei Beurtheilung des Culturzustandes eines Steinzeitalter-Stammes. Der natürliche Splitter oder das Bruchstück eines Steines mag dann und wann als ein schneidiges oder spitziges Werkzeug gebraucht worden sein; wir haben jedoch nicht die mindeste Kenntniß von irgend einem Stamm, der zu tief stände, um solchen Instru-

[1]) Casalis, p. 131; Petherick, p. 395; Burton, Central Africa, vol. II. p. 312; Backhouse, Africa, p. 377.

[2]) Klemm, C. W., Th. II. S. 87.

[3]) Klemm, Ebendas. S. 12.

menten selbst eine Gestalt zu geben. Es giebt indeß eine wohl markirte Unterscheidungslinie im Steinzeitalter, welche dasselbe in eine niedere und eine höhere Section theilt. Wir haben keine historische Kenntniß von irgend einem Stamme, der Steininstrumente gebraucht hätte und nicht gewohnt gewesen wäre, einige derselben zu schleifen oder zu poliren. Es giebt jedoch Ueberreste, welche die Existenz solcher Stämme klar beweisen, und daher zerfällt das Steinzeitalter in zwei Abtheilungen: das Zeitalter ungeschliffener und das Zeitalter geschliffener Steine. [1])

In die erstere und rohere dieser beiden Classen gehören die Instrumente der Drift- oder Quaternärablagerungen und der ältesten Knochenhöhlen, sowie, wenigstens zum großen Theil, diejenigen der scandinavischen Muschelhaufen oder Kjökkenmöddings. Sollten sich auch einige geschliffene Instrumente als zu diesen Ablagerungen gehörig ausweisen, so würde dies an der Sache nicht viel ändern, denn das Vorkommen von Hunderten ungeschliffener Geräthe, unvermischt mit geschliffenen, würde immer ein ungeheures Uebergewicht der erstern über die letztern beweisen, welches ihre Classification in ein Zeitalter ungeschliffener Steine rechtfertigen würde, völlig verschieden von demjenigen der geschliffenen Steine, in welchem moderne Stämme existirend gefunden worden sind.

Die im Triebsande der Quaternär- (d. i. Post-Tertiär-) Schichten gefundenen rohen Feuersteingeräthe gehören zu den frühesten bekannten Erzeugnissen menschlicher Kunst. Seit die lange Zeit ungewürdigten Arbeiten des Herrn Boucher de Perthes die historische Wichtigkeit dieser Reste zeigten, ist die Zeit des ersten Erscheinens des Menschen auf der Erde vielfach erörtert worden. Ich beabsichtige nicht, eine Untersuchung der Sammlung geologischer und antiquarischer Thatsachen und Argumente zu versuchen, welche in Sir Charles Lyell's „Alterthum des Menschen" (Antiquity of Man), nicht nur bezüglich

---

[1]) S. Abr. Lubbock's Lectures, etc.

der Menschen der Quaternärperiode, sondern auch derjenigen der Knochenhöhlen und der ältesten Muschelhaufen und Torfmoore, angeführt sind. Es mag jedoch bemerkt werden, daß geologische Zeugnisse, obwohl sie den Verlauf ungeheurer Zeiträume nachzuweisen vermögen, doch kaum gestatten, diese Zeiträume mit bestimmten chronologischen Ausdrücken zu bezeichnen; dennoch beruht die genaue Bestimmung der Zeit, zu welcher die Verfertiger der Driftgeräthschaften in Frankreich und England lebten, nur auf geologischem Zeugniß. In einer unlängst veröffentlichten sorgfältigen Schrift folgert Mr. Prestwich aus der Zeit, die es erfordert haben müsse, die Flußthäler, selbst unter Umständen die einem solchen Processe günstiger als die gegenwärtigen waren, auszuhöhlen und in die tieferliegenden Schichten die Röhren oder Gänge zu bohren, die sich nun mit Sand und Kieß gefüllt finden, daß eine sehr lange Periode verflossen sein müsse, seit sich die Lager, welche Geräthschaften enthalten, zu bilden begannen. Seine Meinung ist jedoch gegen extreme Schätzungen und begünstigt die Ansicht, daß man die jetzt unbezweifelte Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth, dem Rhinoceros tichorhinus u. s. w., lieber dadurch erklären solle, daß man die großen Thiere bis zu einer spätern Periode, als angenommen worden ist, fortlebend denkt, als dadurch daß man das Alter des Menschen auf der Erde ausdehnt, um es mit einem ungeheuren hypothetischen Zeitraume in Einklang zu bringen. Mr. Prestwich resumirt seine Ansicht über den Gegenstand folgendermaßen: „daß wir unsere gegenwärtige Chronologie hinsichtlich der ersten Existenz des Menschen bedeutend ausdehnen müssen, stellt sich als unvermeidlich dar; jedoch nach Hunderttausenden von Jahren zu rechnen ist, meiner Ueberzeugung nach, bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung unsicher und vorschnell.“ [1])

[1]) Prestwich, On the Geological Position and Age of the Flint-Implement-Bearing Beds, etc. (aus Phil. Trans.); London, 1864.

Eine Auswahl charakteristischer Driftgeräthschaften[1]) würde bestehen aus gewissen konischen Instrumenten gleich sehr großen Lanzenspitzen, die durch Wegnahme einer beträchtlichen Menge Facetten in einer große Geschicklichkeit und Sinn für Symmetrie bekundenden Weise geformt, geschärft und gespitzt sind; ferner kleinern blattförmigen Instrumenten; theilweis geformten und mit Schneide versehenen Feuersteinen, deren eines, offenbar zum Anfassen dienendes Ende jedoch unbearbeitet ist; Werkzeugen zum Schaben mit krummlinigen Schneiden; rohen Messern u. s. w. Als Ganzes genommen würde eine solche Typenreihe sehr abstechen z. B. gegen eine Reihe behauener Instrumente aus der vergleichsweise späten Periode der Cromlechs in Frankreich und England. Aber eine Vergleichung besonderer Typen mit dem, was anderwärts gefunden wird, beseitigt jede imaginäre Scheidelinie zwischen den Menschen der Driftperiode und der übrigen Menschheit. Die Messer sind sehr roh, aber sie gleichen denen, die anderwärts gefunden werden und es findet sich keine Unterbrechung in der Reihe, welche in den schönen Exemplaren aus Mexico und Skandinavien endet. Die Tasmanier brauchten bisweilen ein sehr rohes Instrument, um Holz zu schneiden oder einzukerben. Augenzeugen schildern, wie sie einen geeigneten flachen Stein auflasen, von einer Seite, theilweis oder ringsum am Rande, Stückchen abschlugen und ihn ohne weitere Umstände brauchten; und es befindet sich ein dieser Beschreibung genau entsprechendes Exemplar im Taunton Museum. Ein in der Driftablagerung unweit Clermont gefundenes Werkzeug dürfte diesem sehr ähnlich sein. Die Driftwerkzeuge mit einer behauenen krummlinigen Schneide am einen Ende, die wahrscheinlich zum Schaben des Leders und dergleichen dienten, sind Exemplaren aus America ziemlich gleich. Die blattförmigen Drift-Instrumente weichen wesentlich von denen der skandinavischen Muschelhaufen und America's ab, indem sie weniger

---

[1]) S. Evans, Flint Implements in the Drift; London, 1862.

zierlich und durch Abschlagen größerer Stücke hergestellt sind; und es giebt auch blattförmige Instrumente, die von den Hügelerbauern Nordamerica's gebraucht wurden, vielleicht um, nach mexicanischer Weise, [1]) als Zähne in einem Streitkolben befestigt zu werden, welche vielmehr der vollendeten Arbeit als der Form nach von den Drift-Exemplaren abwiechen. Selbst das am meisten charakteristische Werkzeug der Driftformation, nämlich das einer großen Lanzenspitze gleichende zugespitzte konische Geräth, weicht von einigen americanischen Geräthen nur in sofern ab, als es minder glatt und schwerfälliger ist. In Asien hat man Steinwerkzeuge gefunden, die den bestmarkirten der Drift-Typen auf's Genaueste gleichen. Mr. J. E. Taylor, britischer Consul zu Basrah, erhielt vor einigen Jahren aus dem Backsteinhügel von Abu Schahrein in Südbabylonien zwei konisch zugespitzte Instrumente [2]) von behauenem Feuerstein, welche man, nach einem Abguß von dem einen zu urtheilen, unbedenklich für Drift-Werkzeuge gelten lassen könnte. Was die Zeit anlangt, welcher diese merkwürdigen Exemplare angehören, so fehlt es an genügendem Nachweis. Auch ein in einer Höhle zu Bethlehem gefundenes Steininstrument weicht nicht besonders von dem Drift-Typus ab.

Mit dem Zeitalter ungeschliffener Steine der Quaternärperiode steht das der Knochenhöhlen in genauem Zusammenhang. Was die Driftformation anlangt, so beweisen geologische Zeugnisse, daß zur Anhäufung der Lager, welche über den Feuersteinwerkzeugen liegen, zur Aushöhlung der Thäler zu ihrem gegenwärtigen Zustande u. s. w., eine lange Periode verflossen sein muß seit der Zeit, wo die Verfertiger dieser rohen Werkzeuge und Waffen England und Frankreich in Gesellschaft mit dem Rhinoceros tichorhinus, dem Mammuth und andern nun ausgestorbenen großen Thieren bewohnten. Be-

---

[1]) Squier & Davis, p. 211.

[2]) Vaux, in Proc. Soc. Ant., Jan. 19, 1860.

züglich der Knochenhöhlen fehlt dieser natürliche Kalender angehäufter und beseitigter Schichten, aber ihre animalischen Reste grenzen an die Fauna der Driftformation und die Drift-Serie steinerner Geräthe geht in die Höhlenserie über,[1]) so daß die Menschen der Driftperiode recht wohl die Verfertiger mancher Höhlengeräthe sein können, welche der Zeit der großen Quaternär-Mammalien angehören.

Die in den Höhlen Périgords ebenso geschickt als erfolgreich von Mr. Lartet und Christy angestellten Untersuchungen[2]) bringen uns ein wunderbar deutliches Bild roher Stämme vor das Auge, welche Südfrankreich in einer Zeit bewohnten, die durch eine Fauna, völlig verschieden von der gegenwärtig dieser Gegend angehörigen, charakterisirt war, denn es gehörte dazu das Rennthier, der Auerochs, die Gemse u. s. w. Es scheinen Jäger und Fischer gewesen zu sein, die keine Hausthiere, nicht einmal den Hund hatten; aber sie fertigten sich rohe Zierrathen, sie nähten mit geöhrten Nadeln und schmückten ihre Knochenarbeiten nicht nur mit schraffirten und vertieften Mustern, sondern auch mit geschnitzten Thieren, die nicht wenig Geschick und Geschmack bekunden. Dennoch waren ihre Steinwerkzeuge sehr roh, denn sie gehören großentheils entschieden zu den Drift-Typen und sind nicht geschliffen, abgesehn von einigen merkwürdigen Ausnahmen, nämlich gewissen Granitsteinchen mit einer glatten ausgehöhlten Vertiefung, deren einige den Steinen gleichen, worin die Australier irgend etwas, vielleicht die Farbe womit sie sich schmückten, zu reiben pflegten. Es ist sehr seltsam, daß man diese französischen Stämme in der Kunst, Werkzeuge durch Schleifen zu gestalten, so weit gehen sieht und sie doch, soweit unsre Kenntniß reicht, nie auf die Idee kamen, einen Celt (Meisel) zu schleifen.

---

[1]) S. z. B. W. Boyd Dawkins, in Proc. Somersetshire Archaeological Soc., 1861—2, p. 197.

[2]) Lartet & Christy; Cavernes du Périgord; Paris, 1864 (aus der Revue Archéologique).

Die Steingeräthe der skandinavischen Muschelhaufen gleichen so ziemlich denjenigen der Driftformation und der Höhlen, was ihre Feuersteinmesser und blattförmigen Instrumente betrifft; sie charakterisiren sich jedoch durch das häufige Vorkommen einer Art Celt, der kein Drifttypus ist. Er ist roh geformt aus dem Feuerstein, dessen natürlicher Bruch ihm eine gekrümmte Gestalt giebt, die sich annähernd mit der eines menschlichen Vorderzahns vergleichen ließe, wenn er von der Wurzel bis zur Schneide spitz zuliefe.[1]) Hier herrscht also das Zeitalter ungeschliffener Steine vor, obwohl einige wenige Exemplare höherer Typen gefunden worden sind. Ich kann Mr. Christy's Meinung anführen, daß die Tausende charakteristischer Geräthe als Maßstab dessen zu nehmen sind, was gemacht und gebraucht wurde, während, wie es in alten Ablagerungen, die in zugänglichen Situationen liegen, sehr oft geschehn ist, einige Dinge in verhältnißmäßig neuer Zeit darunter gerathen sein mögen.

Abgesehen vom Mangel des Schleifens ist auch sonst die Qualität der Instrumente des Zeitalters ungeschliffener Steine durchschnittlich eine sehr niedrige, obwohl ihre besten Proben die schlechtesten der spätern Periode weit überragen. Diese vereinigten Merkmale, die Rohheit und die fehlende Schleifung, geben den Ueberresten des Zeitalters ungeschliffener Steine eine höchst wichtige Bedeutung für die Geschichte der Civilisation, indem sie große Rohheit und hohes Alterthum gleichzeitig nachweisen. Das Alterthum der Driftgeräthe ist, wie erwähnt worden, durch directes geologisches Zeugniß bewiesen. Was die Höhlengeräthe, selbst die der Rennthierperiode, anlangt, so beweißt ihre Fauna, daß sie älter sind, wie denn auch ein Blick zeigt, daß sie roher als die der Cromlechperiode und der ältesten Seewohnungen der Schweiz sind, die beide dem Zeitalter geschliffener Steine angehören. Dem Forscher, welcher

---

1) Lubbock in Nat. Hist. Review, Oct. 1861. Morlot in Soc. Vaudoise des Sc. Nat., 1859.

in der menschlichen Civilisation im Ganzen eine Höherentwickelung erblickt, könnte sich kaum ein passenderer Ausgangspunkt darbieten, als dieser große und deutlich markirte Fortschritt von einer frühern und niedrigern zu einer spätern und höhern Stufe der Geschichte menschlicher Kunst.

Wenden wir uns nun zu den Erzeugnissen des höhern Zeitalters geschliffener Steine, so finden wir, daß das Schleifen das Behauen nicht sowohl verdrängt, als vielmehr ergänzt. Sehr häufig erhalten Geräthe ihre Form erst durch Behauen, bevor sie geschliffen werden und unvollendete Artikel dieser Art werden oft gefunden. Ueberdies sind solche Dinge wie einfache Messer und Spitzen für Pfeile und Speere selten oder nie in irgend einer frühen oder späten Periode geschliffen worden und zwar aus dem naheliegenden Grunde, daß die Mühe des Schleifens an ihnen verschwendet, ja schlimmer als verschwendet gewesen sein würde. Messer von Obsidian scheinen bisweilen in Mexico durch Schleifen vollendet worden zu sein,[1] aber die meisten Steinmesser der Art scheint man gleich benutzt zu haben, sowie man sie losgespalten hatte. Diese Frage des Schleifens oder Nichtschleifens der Steinwerkzeuge wird in klares Licht gesetzt durch einige Bemerkungen des Capitain Cook während seiner ersten Reise nach der Südsee. Er bemerkte, daß die Eingebornen von Tahiti Basalt benutzten, um ihre Dächsel (Böttcherbeile) daraus zu machen, und diese mußten jede Minute geschärft werden, weßhalb man einen Stein und eine Cocosnußschale voll Wasser stets zur Hand hatte. Als er die Neuseeländer zur Vollendung ihrer feinsten Arbeit kleine Werkzeuge aus Jaspis brauchen sah, die in scharfeckigen Stücken, gleich Flintensteinen, von einem Blocke losgeschlagen wurden und die sie, sobald sie stumpf waren, wegwarfen, schloß er, sie schliffen sie nicht aufs Neue, weil sie es nicht könnten.[2] Dies war jedoch nicht der wahre Grund, wie ihr

[1]) Torquemada, Monarquia Indiana; Sevilla, 1615, vol. II. p. 527.

[2]) Cook, First Voyage H., vol. II. p. 220; vol. III. p. 60.

Schleifen des Jaspis und anderer harten Steine deutlich zeigt; sie fanden es nur leichter, neue zu machen als die alten zu schleifen. Eine gute Auswahl von Geräthen des Zeitalters geschliffener Steine wird bestehen theils aus Instrumenten, die nur durch Behauen gefertigt sind, wie allerlei Pfeilen oder Speerspitzen und einfachen Messern, und theils aus geschliffenen Werkzeugen, deren wichtigste Classen Celte, Aexte und Hämmer sind.

Das Wort Celt (lat. celtis, Meißel) ist ein bequemer Ausdruck, um die ungeheure Masse von Instrumenten zu umfassen, welche die einfache Gestalt eines Meißels haben und auch als solcher gebraucht worden sein können. Ohne Zweifel waren viele oder die meisten wirklich bestimmt, mit Stielen oder Heften versehen zu werden und als Schnitzmesser oder Beile zu dienen; da aber kein Stiel und keine Handhabe, auch keine Stelle für eine solche, noch ein Merkmal, wo sie gewesen sein könnte, vorhanden ist, so wird es oft unmöglich, irgend ein besonderes Exemplar mit Bestimmtheit als einen Meißel, ein Beil oder einen Dächsel zu bezeichnen. Ist indeß der schneidende Rand gehöhlt wie bei einem Hohlmeißel, so ist es nicht mehr möglich, es als Beil zu brauchen, obwohl es noch als Meißel oder Dächsel dienen kann. Der vom Wasser abgenutzte Kiesel woran eine natürliche Schneide durch Schleifen gerader und schärfer gemacht worden ist, kann für die ursprüngliche und typische Form des Celt gelten. Rohe südamericanische Stämme wählen geeignete Steine dieser Art aus und reiben ihre Ränder ab; bisweilen halten sie sie beim Gebrauche nur in der Hand, bisweilen befestigen sie sie in einen hölzernen Griff; und in Australien kennt man Aexte, die auf diese Weise gemacht sind, nämlich indem der Rand eines geeigneten Kiesels geschliffen und dieser an einem Weidenstiele befestigt worden. Uebrigens ist die Classe, zu welcher dieses beinahe natürliche Instrument gehört, diejenige nämlich, die einen biconvexen Querdurchschnitt hat, weit zahlreicher und allge-

meiner vertheilt, als die auf beiden Seiten flache, die convav-convexe, die dreieckige und andere Formen.

Wo kunstreich geformte Celte in blos behauenem Zustande in hohen Steinzeitalter-Ablagerungen, wie in Skandinavien, gefunden werden, sind sie in der Regel als unvollendet zu betrachten; findet man aber Celte aus hartem Stein, die nur in der Nähe der Schneide geschliffen und übrigens vom Behauen rauh gelassen sind, so kann man dies als Zeichen eines rohen Zustandes betrachten. So findet man blos an der Schneide geschliffene Feuersteincelte im nördlichen Europa und selbst in Dänemark; im Allgemeinen aber werden Celte vom härtesten Stein, während des Zeitalters geschliffener Steine, sorgsam geschliffen und über und über polirt gefunden, und jeder große Celt von hartem Stein, der bis zu diesem Grade vollendet ist, hat eine Arbeit von Wochen oder Monaten erfordert, der man sich weniger eines technischen Vortheils, als der Schönheit und künstlerischen Vollendung wegen unterzog.

Der primitive Hammer, der noch an einigen Orten gebraucht wird, ist ein ovaler in der Hand gehaltener Kiesel. Zunächst über diesem kommt der natürliche Kiesel oder der künstlich geformte Stein, der mit einer Rinne oder Kerbe versehen ist, damit eine gebogene Weide als Stiel darum gelegt werden kann, wie unsere Schmiede schwere Meisel zu fassen pflegen. Ueber diesem sodann folgt die höchste Art, der Steinhammer mit einem Loch hindurch für den Stiel. Dieser wird nicht außerhalb der alten Welt, vielleicht nicht außerhalb Europa gefunden; und selbst die Mexicaner, die in vielen Dingen mit den Steinarbeitern des alten Europa wetteiferten oder sie übertrafen, scheinen nicht über das Einkerben ihrer Hämmer hinausgekommen zu sein. Die eigentliche Steinaxt, die sich vom bloßen Celt durch ihre complicirtere Form, sowie dadurch unterscheidet, daß sie durchbohrt oder sonstwie für einen Stiel eingerichtet ist, ist am besten im höchsten europäischen Steinzeitalter und im Uebergange zum Bronzezeitalter vertreten.

Specielle Instrumente und Varietäten sind von großem Interesse für den Ethnographen, weil sie den Erzeugnissen des Steinzeitalters verschiedener Zeiten und Oertlichkeiten Individualität geben. So sind die rohen dreieckigen flachen Obsidianstücke, welche die Papuanen als Speerspitzen brauchen, sehr charakteristisch für ihre Rasse. Diese Speere waren wahrscheinlich das Nämliche, dessen sie sich zu Schouten's Zeit bedienten: „lange Stäbe mit sehr scharfen langen Dingern an den Enden, die (wie wir meinten) Floßfedern schwarzer Fische waren." [1]) Was Celte betrifft, so ist der polynesische Dächsel, der beinahe in jedem Museum zu sehen ist, ein gut markirter Typus, ebenso wie die americanische Doppelaxt [2]) und ein künstlich geformtes americanisches Messer. [3]) Eigenthümlich scheinen die Pechs- oder Pictenmesser Shetlands, die aus einem schieferartig spaltenden Stein gemacht sind. Sie scheinen zweckdienliche Instrumente zu sein, denn noch unlängst sah man eine alte Frau Kohl damit schneiden.

Da es eine gute Menge specieller Instrumente wie die genannten in verschiedenen Ländern giebt, so drängt sich von selbst der Gedanke auf, sie als ethnologische Zeugnisse zu nützen, um Zusammenhang oder Verkehr zwischen zwei Gebieten zu beweisen, wo ein ähnlicher Gegenstand gefunden wird. So gehört z. B. unter die merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Steingeräthe das Vorkommen eines der höchsten Typen des Steinzeitalters, des polirten Celt von grünem Jaspis, gerade in Australien, wo im Allgemeinen der Charakter der einheimischen Steingeräthe ein so äußerst niedriger ist. Ein Bruch dieses sehr harten und schönen Steines befindet sich in Victoria und die Eingebornen am Glenelg-Flusse schleifen ihn zu biconvexen Aexten, die sie mit einheimischem Faden in gespaltene Stöcke befestigen und als Streit-

[1]) Purchas, vol. I. p. 95.

[2]) Schoolcraft, part II. pl. 48, figs. 1 u. 2.

[3]) Id., part. II. pl. 45, figs. 1—3. Ein anderes Exemplar im Edinburgh Antiquaries' Museum, geschenkt von Dr. Daniel Wilson.

äxte brauchen. Zwei solche Steinäxte befinden sich im Museum der Gesellschaft der Alterthumsforscher in Edinburgh als ein Geschenk des Dr. Mackay, der sie in der Nähe des Ortes erlangte, wo sie gemacht waren. Sie stehen nur den feinsten Celten vom nämlichen Material aus Neuseeland nach, indem sie der Accuratesse der Form entbehren, die ihnen der Maori gegeben hätte, sowie der sorgsamen Arbeit, womit er die ganze Oberfläche geschliffen haben würde, bis jede Unebenheit und jeder Flecken verschwunden gewesen wäre, während der Australier sich begnügt hat, die hohlen Stellen auszupoliren, anstatt sie wegzuschleifen. Wären wir genöthigt, aus dem Vorhandensein dieser hochvollendeten Celte in Australien zu schließen, daß die Eingebornen in einem Theile des Landes die Verfertigung von Steingeräthen selbständig in so außerordentlichem Grade höher als der Rest ihrer Rasse entwickelt hätten, während sie in anderer Hinsicht in dem nämlichen niedrigen Civilisationszustande blieben, so würde die Qualität der Steingeräthe nirgends mehr als ein Maßstab der Cultur angewendet werden können. Glücklicherweise läßt sich die Schwierigkeit leichter beseitigen. Polirte Instrumente dieses grünen Jaspis sind, in alter oder neuerer Zeit, einer der wichtigsten Manufacturartikel auf den Inseln des indischen Oceans und des stillen Meeres gewesen und die Südaustralier können aus einer malayischen oder polynesischen Quelle die Kunst, diese hochvollendeten Waffen herzustellen, gelernt haben. Die Wahrscheinlichkeit, daß dies ihre wirkliche Geschichte sei, wird durch Beweise unterstützt, die wir vom Verkehr zwischen Australien und den benachbarten Inseln haben. Außer den bekannten jährlichen Besuchen der Trepangfischer Macassars im Golf von Carpentaria und dem Erscheinen des Ausliegercanoe's in Ostaustralien zu Capitain Cooks Zeit ist auch mythologisches Zeugniß vorhanden, welches eine Verbindung weit hinab längs der Ostküste zu beweisen scheint.

Eine andere derartige Coincidenz möge hier erwähnt sein, obwohl es, bei Ermangelung collateraler Zeugnisse,

unklug sein würde, irgend einen Schluß daraus zu ziehen. Es giebt eine wohlbekannte neuseeländische Waffe, Mère oder Pátu-pátu genannt. Sie ist eine schneidige Keule aus Knochen oder Stein, die mit einem Biberschwanz verglichen worden ist oder mehr noch einer Sodawasserflasche mit flachgedrücktem Bauche gleicht; in einem Kampfe Mann gegen Mann ist sie eine sehr wirksame Waffe, denn sie ist so scharf, daß sie den Schädel eines Menschen mit einem Hiebe zu spalten vermag. Durch den Griff geht ein Loch für eine Handgelenkschlinge. Die Mère wird aus dem Knochen eines Walfisches oder aus Stein gemacht und die schönsten, die aus grünem Jaspis und mit außerordentlichem Fleiße gearbeitet sind, gehörten unter die kostbarsten Erbstücke der Maori-Häuptlinge. Man sollte meinen, eine so eigenthümliche Waffe werde nicht leicht von zwei Rassen selbständig verfertigt werden; Klemm theilt jedoch die Zeichnung einer scharfschneidigen peruanischen Waffe von dunkelbraunem Jaspis mit,[1]) die der neuseeländischen Mère, selbst bis auf die Handschlinge, so genau gleicht, daß eine einzige Zeichnung der letztern, wie sie Fig. 19 von der breiten und schmalen Seite zeigt, für beide dienen kann. Ein Irrthum, was den wirklich peruanischen Ursprung dieser Waffe betrifft, kann schwerlich obwalten, denn eine andere aus Cuzco, von einem grünlichen amphibolischen Steine, ist von Rivero und Tschudi abgebildet,[2]) und zwar merkwürdig genug in Gesellschaft mit einer hölzernen Kriegskeule aus Tunga in Colombia, die kaum von einer gewöhnlichen polynesischen Form zu unterscheiden ist. Wüßten wir von irgend einem Zusammenhange zwischen den Civilisationen Peru's und

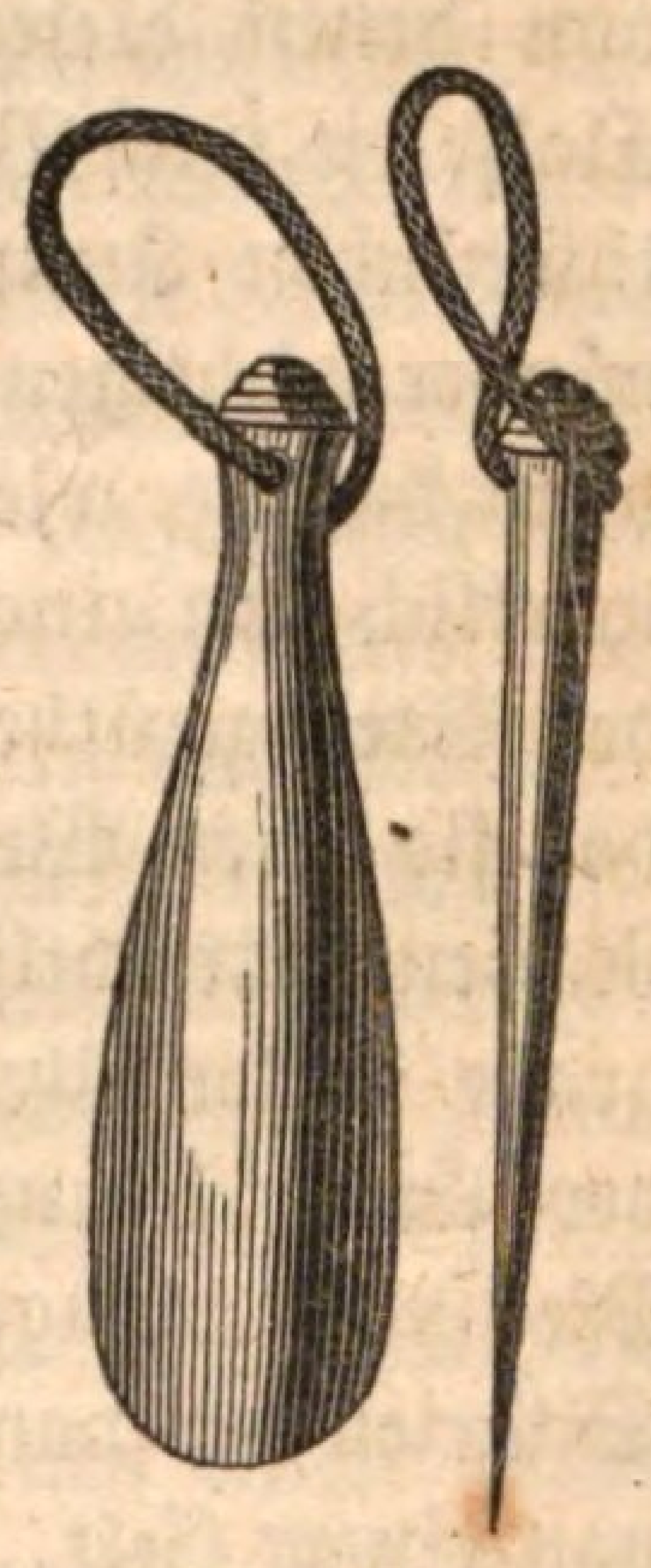


Fig. 19.

[1]) Klemm, C. W., Th. II. S. 26.

[2]) Rivero & Tschudi, Ant. Per. Plates. pl. XXXIII.

der Südseeinseln, so könnte man diese außerordentliche Aehnlichkeiten ohne Bedenken durch directe Transmission erklären.

Wenn man indeß den Unterschieden in den Erzeugnissen des Zeitalters geschliffener Steine vollkommen Rechnung getragen hat, so bleibt doch ein Rückstand höchst merkwürdiger Art übrig. Erstlich besteht die große Masse der in Museen befindlichen Exemplare aus einer sehr kleinen Anzahl Classen: rohe Messer, Schabinstrumente, Speer- und Pfeilspitzen, Celte und Hämmer; und zweitens ist der vorherrschende Charakter dieser Werkzeuge, mögen sie modern oder Jahrtausende alt, mögen sie auf dieser oder auf der andern Erdhälfte gefunden sein, eine entschiedene Gleichförmigkeit. Der Ethnograph, welcher die Steingeräthe Europa's, Asien's, Nord- und Südamerica's oder Polynesiens studirt hat, kann die Proben aus dem Gebiete, welches er studirt hat, als Typen betrachten, von denen diejenigen anderer Gebiete abweichen, als eine Classe, je nach Vorhandensein oder Abwesenheit einiger eigenthümlichen Instrumente und im Einzelnen nach mehr oder minder wichtigen Details der Form und Vollendung, es sei denn daß sie, wie es bisweilen vorkommt, überhaupt gar nicht merklich von einander abweichen. Diese Gleichförmigkeit in den Steingeräthen verschiedener Orte und Zeiten ist so groß, daß sie deren Werth als Unterscheidungsmerkmale verschiedener Rassen beträchtlich neutralisirt. Es ist klar, daß sich keine große Unterstützung bei Erforschung der genauen Geschichte der Entwickelung und Wanderung der Stämme von einer Pfeilspitze erlangen läßt, die ebensogut aus Patagonien und Sibirien wie von der Insel Man gekommen sein könnte, oder von einem Celt, der allem Anschein nach sowohl mexicanisch, als irisch oder tahitianisch sein könnte. Wenn ein mit Steingeräthen ziemlich bekannter Beobachter eine nicht mit Zetteln versehene Sammlung vor sich hätte, so würde die große Anzahl derjenigen Exemplare, die er nicht nach bloßer Besichtigung zuversichtlich ihren eigenen Ländern zuweisen würde, als ein guter Maßstab für ihre allgemeine Gleichförmigkeit dienen.

Auch selbst durch mineralogische Kenntnisse unterstützt, die oft eine große Hilfe sind, würde er doch einen großen Bruchtheil des Ganzen in einem unclassificirten Haufen lassen und bekennen müssen, daß er das Wo und Wann ihrer Verfertigung auch nicht einmal nach Tausenden von Meilen oder Jahrtausenden anzugeben wisse.

Wie ist nun diese merkwürdige Gleichförmigkeit zu erklären? Der Grundsatz, daß der Mensch unter den nämlichen Umständen das Nämliche thue, kann viel erklären, aber es ist sehr zweifelhaft, ob er sich weit genug erstrecken kann, um auch nur den größern Theil der fraglichen Thatsachen zu erklären. Die andere Seite des Arguments ist natürlich, daß Aehnlichkeit auf Verbindung beruhe, und die Wahrheit ergiebt sich aus Beidem, obwohl wir nicht wissen, in welchen Proportionen. Vielleicht kann, obwohl das Problem zu dunkel ist, um für sich allein behandelt zu werden, die Gleichförmigkeit der Entwickelung in verschiedenen Regionen des Steinzeitalters einst erfolgreich mit andern Folgerungen in Verbindung gebracht werden, gegründet auf tiefliegende Uebereinstimmungen in der Cultur, welche geeignet sind, die Urgeschichte von Rassen zu centralisiren, die sehr ungleich erscheinen und weit von einander entfernten Zeitaltern und Ländern angehören.

Ich habe, um jetzt auf einen leichtern Theil des Gegenstandes zu kommen, hier als Beitrag zur Geschichte des Steinzeitalters eine Anzahl Belege zusammengestellt, welche zeigen, daß dasselbe, in alten oder bis auf neuere Zeiten, in jedem großen Gebiete der bewohnten Welt geherrscht hat. Mit Hilfe derselben kann es möglich sein, zum wenigsten einen rohen Umriß der Geschichte seiner allmählichen Abnahme und seines Falles zu skizziren, welcher auf die Einführung des Metalls in spätern Perioden und bis zu unsern eigenen Zeiten erfolgte, wo der allgemeine Gebrauch des Eisens von dem alten Stande der Dinge nichts übrig gelassen hat außer einigen Resten, die für den Ethnologen und Antiquar von Interesse, aber für

die Welt im Allgemeinen von keiner praktischen Bedeutung sind.

Erstens giebt es Länder, deren Einwohner, als in neuern Zeiten vorgeschrittenere Rassen sie entdeckten, nicht im Besitze von Metallen gefunden wurden, sondern welche Stein, Conchylien, Knochen, gespaltene Rohre u. s. w. bei Verfertigung von Werkzeugen und Waffen zu Zwecken verwendeten, wo wir Metalle gebrauchen. Da wir nun keine Beweise haben, daß die Einwohner Australiens, der Südseeinseln und eines beträchtlichen Theiles von Nord- und Südamerica jemals Metalle besessen hätten, so darf man wohl mit Recht diese Gebiete als Länder betrachten, wo ursprüngliche Steinzeitalter-Zustände nie eine Einwirkung erfahren hatten, bis sie ins Bereich europäischer Entdeckung geriethen.

In andern Theilen Nord- und Südamericas jedoch hatte eine solche Einwirkung bereits vor Columbus' Zeit stattgefunden. Das gediegene Kupfer Nordamerica's war in reichlichem Maße von der als „Hügel-Erbauer" bekannten Rasse benutzt worden, welche als Denkmale ihrer Existenz die ungeheuren Hügel und Fortificationen des Mississippithales hinterlassen hat.[1]) Sie scheinen die Kunst nicht verstanden zu haben, das Kupfer zu schmelzen oder es auch heiß zu schmieden, sondern es als eine Art hämmerbaren Steins behandelt zu haben, den sie in Stücken aus den Boden erlangten oder von den großen natürlichen Blöcken losschlugen und zu Messern, Meißeln, Aexten, Zierrathen hämmerten. Die Benutzung gediegenen Kupfers beschränkte sich keineswegs auf die Hügelerbauer, denn die europäischen Forscher fanden es im Gebrauch zu Messern, Eismeißeln, Zierrathen u. s. w. im nördlichen Theile des Continents, besonders unter den Eskimos und den canadischen Indianern.[2]) Das Kupfer, welches Capitain Cook im Ueber-

---

[1]) S. Squier & Davis etc.

[2]) Squier, Abor. Mon. of State of N. Y., Smithsonian Contr.; Washington 1851, p. 176—7. Sir J. Richardson, The

fluß unter den Indianern von Prince-William's-Sound fand, war ohne Zweifel dort gediegen vorhandenes.[1]) Selbst meteorisches Eisen ist unter den Eskimos im Gebrauche gefunden worden. Im Britischen Museum befindet sich eine Harpunenspitze von Walroßzahn, die mit einer Platte meteorischen Eisens besetzt ist, und ein Messer, ebenfalls von Zahn, dessen Schneide aus einer Reihe Stückchen meteorischen Eisens besteht, die längs einer Rinne befestigt sind. Aber diese Instrumente scheinen nicht alt zu sein; sie gleichen genau denjenigen, in welche die Eskimo gegenwärtig Stücke europäischen Eisens einsetzen und es liegt kein Beweis vor, daß sie ihr heimisches meteorisches Eisen benutzten, bis ihr Verkehr mit Europäern in neuern Zeiten sie Natur und Nutzen des Metalles kennen gelehrt hatte. Es ist in der That sehr seltsam, daß sich unter ihnen keine Spuren einer Kenntniß von Metallarbeit finden sollten, denn man dürfte wohl erwarten, daß eine für fremde Kenntnisse so empfängliche Rasse dieselbe durch ihren Contact mit den Normännern im neunten und den folgenden Jahrhunderten erlangt haben müsse; es ist mir jedoch nicht gelungen, einen entschiedenen Beweis der Art aufzufinden.

Im untern Theile des nördlichen Continents, in Peru und einigen andern Districten des Südens war das Steinzeitalter zu Columbus Zeit noch nicht erloschen; allerdings war es in einem schwerlich irgendwo in der Welt übertroffenen Zustande der Entwickelung, zu gleicher Zeit aber waren verschiedene Metalle in allgemeinem Gebrauch. Gold und Silber wurden mit bewundernswerther Geschicklichkeit verarbeitet, hauptsächlich aber nur zu Zierrathen. Obwohl fast alle Gold- und Silberarbeit Mexico's längst in den Schmelztiegel gewandert ist, sind doch noch einige Proben vorhanden, welche zeigen, daß die spanischen Eroberer in den wunderbaren Geschichten, die sie

---

Polar Regions; Edinburgh, 1861, p. 308, Hakluyt, vol. III. p. 230. Klemm, C. G. Bd. II. S. 18.

[1]) Cook, Third Voy., vol. II. p. 380.

von der Geschicklichkeit der eingebornen Goldschmiede erzählten, nichts erdichteten. Ich habe ein Paar Goldadlerzierrathen im Berliner Museum gesehen, die sich, was Entwurf und Zartheit der Ausführung betrifft, beinahe mit der etruskischen Arbeit vergleichen lassen. Was aber noch mehr bedeuten will, ist, daß Brdnze, aus wohl abgemessenen Theilen von Kupfer und Zinn gemacht, auf beiden Continenten im Gebrauche war. Die Peruaner brauchten Bronze, und vielleicht auch Kupfer, zu Werkzeugen und Waffen. Die mexicanischen Aexte aus Bronze sind in Sammlungen zu sehn und durch die Bilderschriften wissen wir, daß sowohl die Mexicaner [1]) als die Erbauer der verfallenen Städte Centralamerica's diese Aexte mit Stielen versahen, indem sie sie einfach in eine hölzerne Keule steckten, wie es der moderne Africaner mit seiner eisernen Axt macht. [2]) Die kleinen Bronzeglocken Mexico's [3]) und Südamerica's sind Kerngußarbeiten und zwar keineswegs Neulingswerk, und andere Güsse aus dem letztern Lande sind sogar noch bemerkenswerther. [4])

Wie die Kunst der Gold-, Silber-, Kupfer- und Bronzearbeit nach America kam, wissen wir nicht und können auch nicht einmal sagen, ob deren Auftauchen auf dem nördlichen und südlichen Continente selbständig war oder nicht. Es ist möglich, mexicanische Verbindungen bis Nicaragua hinab und vielleicht selbst bis zum Isthmus von Panama zu verfolgen, während anderseits die nördlichen Einwohner Südamerica's nicht unbekannt mit den südlichern Nationen des Continents waren. Bis jetzt aber scheint noch kein sicherer Beweis des Zusammenhangs oder Verkehrs irgend einer Art zwischen Mexico und Peru ausfindig gemacht zu sein. Alles was wir bestimmt wissen ist, daß Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Bronze sich dort unter die Geräthe und Zierrathen aus bear-

---

[1]) Mendoza Codex, in Kingsborough, vol. I.

[2]) Dresdener Codex, ebendas.

[3]) Tylor, Mexico; p. 236.

[4]) Ewbank, Brazil; Newyork, 1856, pp. 454—463.

beitetem Stein eingedrängt, jedoch kaum eine Annäherung gemacht hatten, dieselben außer Gebrauch zu bringen, und daß die Traditionen beider Continente ihre höhere Cultur gewissen Fremdlingen zuschrieben, die als übernatürliche Wesen betrachtet wurden. Lassen wir uns auf die Hypothese ein, daß diese merkwürdig übereinstimmenden Sagen vielleicht historische in Verbindung mit mythischen Elementen enthalten mögen, so drängt sich die Frage auf, wo waren tausend oder funfzehnhundert Jahre vor der spanischen Entdeckung Menschen zu finden, die den Mexicanern und Peruanern Bronze machen lehren konnten und doch nicht vermochten, sie im Schmelzen und in der Bearbeitung des Eisens zu unterrichten? Die Völker Asiens scheinen die einzigen Menschen zu sein, bezüglich deren sich etwas Derartiges allenfalls behaupten läßt. Die Massageten Centralasiens befanden sich im Bronzezeitalter zu Herodot's Zeit, welcher, indem er ihre Verwendung der Bronze zu Speer- und Pfeilspitzen, Streitäxten und andern Dingen und des Goldes mehr nur zu ornamentalen Zwecken schildert, bemerkt, daß sie Eisen oder Silber nicht anwenden, weil sie keines in ihrem Lande haben, während Gold und Bronze im Ueberfluß vorhanden ist.[1]) Vier Jahrhunderte später modificirt Strabo diese Bemerkung, indem er sagt, sie haben kein Silber, wenig Eisen, aber Ueberfluß an Gold und Bronze.[2]) Die Tataren waren im Eisenzeitalter, als sie von den Reisenden des Mittelalters besucht wurden, und die Geschichte des Ueberganges von Bronze zu Eisen in Centralasien, auf die wir hier einen Blick zu gewinnen scheinen, liegt großentheils im Dunkeln. Die Sache verdient indeß um so mehr Beachtung, als sie Bezug hat auf das Argument zu Gunsten des Zusammenhangs der Cultur Mexico's und derjenigen Asiens, welches Humboldt auf die Aehnlichkeiten in der Mythologie und im Kalender der beiden Gebiete gründet.

---

1) Herod. I. 215.
2) Strabo, XI. 8, 6.

Wenn wir uns nun zur Geschichte des Steinzeitalters in Asien, Africa und Europa wenden, so werden wir allerdings beinahe überall Zeugnisse von einer Steinperiode finden, die einer Bronze- oder Eisenperiode vorausging, jedoch sind dieselben nur in geringem Maße von der directen Prüfung der ohne Metallgeräthe lebenden Rassen zu erlangen. Die Kamtschadalen Nordostasiens, eine ethnologisch noch isolirte Rasse, wurden von den einfallenden Kosacken mit Schneidwerkzeugen von Stein und Knochen gefunden. Man berichtet, daß sie mit diesen Instrumenten drei Jahre brauchten, ein Canoe auszuhöhlen, und ein Jahr, um einen der hölzernen Tröge auszumeißeln, worin sie ihr Essen kochten; [1]) bei dieser Geschichte wird indeß wahrscheinlich viel Uebertreibung im Spiele sein. Merkwürdigerweise bekam vor dreißig oder vierzig Jahren Erman in Kamtschatka einen der in so ungeheurer Menge in Mexico gefundenen Steinzeitalterüberreste, ein ausgekehltes Prisma von Obsidian, wovon eine Anzahl Steinklingen losgespalten worden waren; obwohl man aber hätte meinen sollen, der verhältnißmäßig neuzeitige Gebrauch steinerner Instrumente im Lande müsse noch frisch im Gedächtnisse des Volkes gewesen sein, hatten die Eingebornen, die es ausgruben, doch keine Idee was es war. [2]) Steinmesser hat man übrigens im hohen Nordosten Sibiriens auf der Stätte verlassener Jurten modernen Datums gefunden, die von den seßhaften Tschuktschen oder Schalagen innegehabt gewesen sein sollen. [3])

Was China anlangt, so scheint folgende merkwürdige Stelle von einem verhältnißmäßig neuzeitigen Gebrauche steinerner Geräthschaften zu sprechen. In Bezug auf Nan-hiu-fu, in der Provinz Kwan-tong in Südchina, wird berichtet: „Man findet in den Bergen und unter den Felsen in der Umgegend einen schweren Stein, so hart, daß Beile und andere

[1]) Kracheninnikow, p. 29.

[2]) Erman, Reise, Bd. III. S. 453.

[3]) Sarytschew, in Coll. of Mod. etc., Voy. and Tr.; London, 1807, vol. V. p. 35.

schwere Instrumente daraus gemacht werden."[1]) Man muß sich erinnern, daß China nicht blos von der uns gewöhnlich als Chinesen bekannten Rasse, sondern auch von einer oder mehrern andern weit weniger cultivirten Rassen bewohnt ist; die Gebirge von Kwantong und der andern südlichen Provinzen sind besonders von solchen rohen und anscheinend aboriginalen Stämmen bewohnt. Ueberdies spricht eine chinesische Sage vom Gebrauche steinerner Waffen unter den Chinesen selbst in alten Zeiten, was zum wenigsten die Kenntniß implicirt, daß dies ein Stand der Dinge sei, welcher eine Rasse als auf niedriger Culturstufe befindlich charakterisirt, und die Sage mag wirklich eine Erinnerung ihrer eigenen Urgeschichte versinnlichen; Fu-hi, sagen sie, machte Waffen. Diese waren von Stein, und Tschi-ju machte metallene.[2])

Unter der großen tatarischen Rasse, zu welcher die Türken und Mongolen, sowie unsere Magyaren, Lappen und Finnen gehören, sind Kunden von einem Steinzeitalter zu finden und in der merkwürdigsten derselben wird die weitverbreitete Idee, daß im Boden vergraben gefundene Steininstrumente Donnerkeile seien, sehr gut dargestellt. In der chinesischen Encyclopädie des Kaisers Kang-hi, dessen Regierung im Jahr 1662 begann, kommt folgende Stelle vor:

„Blitzsteine. — Die Gestalt und Substanz der Blitzsteine variirt je nach dem Orte. Die wandernden Mongolen, sowohl die von den Küsten der östlichen See als die aus der Gegend des Scha-mo, gebrauchen sie wie man Kupfer und Stahl braucht. Manche dieser Steine sind wie ein Beil, andre wie ein Messer und noch andre wie Schlägel gestaltet. Diese Blitzsteine haben verschiedene Farben; es giebt schwärzliche und andre sind grünlich. Ein Roman aus der Zeit des Tang sagt, zu Yu-men-si sei ein großer Miao dem Donner geweiht gewesen und die Bevölkerung des Landes habe

---

[1]) Grosier, De la Chine; Paris, 1818, vol. I. p. 191.

[2]) Goguet, vol. III. p. 331.

dort verschiedene Dinge zu opfern gepflegt, um solche Steine zu erlangen. Diese Fabel ist lächerlich. Die Blitzsteine sind Metalle, Steine, Kiesel, welche das Feuer des Donners umgestaltet hat, indem es sie plötzlich zerspaltete und verschiedene Substanzen untrennbar vereinigte. In manchen dieser Steine ist eine Art Verglasung deutlich zu bemerken." [1])

Ueberdies bedienten sich im letzten Jahrhundert die Tungusen Nordostsibiriens, die zu der nämlichen tatarischen Rasse gehören, steinerner Pfeilspitzen, [2]) während Tacitus lange vorher eine ähnliche Bemerkung in Betreff ihrer Verwandten, der Finnen, machte, deren „einzige Hoffnung in ihren Pfeilen liegt, die sie, in Ermangelung des Eisens, mit Knochen scharf machen." „Sola in sagittis spes, quas, inopia ferri, ossibus asperant." [3]) Die Tungusen sind jedoch, so lange wir eine bestimmte Kenntniß von ihnen haben, erfahrene Eisenarbeiter gewesen, und Pfeilspitzen von Stein und Knochen können den wesentlichen Theil des Steinzeitalters, wozu sie eigentlich gehören, um viele Jahrhunderte überleben. Selbst die Aegypter brauchten, auf der Höhe ihrer Civilisation, steinerne Pfeilspitzen auf der Jagd, trotz ihres großen Reichthums an Bronze und Eisen. Die eigenthümlichen Pfeile, die in den Basreliefs von Beni Hassan [4]) auf wilde Ochsen geschossen werden, sind noch in Sammlungen zu sehen; sie zeichnen sich durch ihre keilförmigen Feuersteinspitzen aus, deren breiter Rand nach vorn gerichtet ist, eine Form, die denjenigen der hölzernen Vogelbolzen des Mittelalters gleicht. Die auf dem Schlachtfelde von Marathon gefundenen Steinpfeilspitzen sind oft beschrieben worden, aber sie können sämmtlich von den

---

[1]) Mémoires concernant l'Histoire, etc., des Chinois, par les Missionnaires de Pekin; Paris, 1776 etc., vol. IV. p. 274. Klemm, C. G., Bd. VI. S. 467.

[2]) Ravenstein, p. 4.

[3]) Tac. Germ. XLVI.; s. auch Grimm, G. D. S.; Bd. I. S. 173.

[4]) Wilkinson, Pop. Acc. vol. I. pp. 222, 353.

barbarischen Truppen geschossen worden sein und die meisten andern in Griechenland gefundenen sind wahrscheinlich aus vorarynischer Zeit. Es ist klar, daß Metall sehr häufig und wohlfeil sein mußte, wenn es in so verschwenderischer Weise zu Pfeilen, vielleicht eines einzigen Schusses wegen, verwendet werden sollte.

Gehen wir um achtzehnhundert Jahre zurück, so können wir eine Nachricht von einem Volke finden, welches unter Verhältnissen des Steinzeitalters in einem Theile Asiens lebte, der weit weniger abgelegen als Tartarei und China ist. Strabo giebt folgende Schilderung der Fischesser, welche die Küste des jetzigen Belutschistan am arabischen Meere bewohnten und, gleich den Aleuten-Insulanern der Neuzeit, ihre Hütten aus den Knochen der Walfische bauten, deren Kinnbacken die Thüren bildeten: „das Land der Ichthyophagen ist eine niedrige Küste, größtentheils ohne Bäume, ausgenommen Palmen, eine Art Acanthus und Tamarisken; an Wasser und cultivirten Lebensmitteln herrscht größter Mangel. Sowohl die Leute als ihr Vieh essen Fische und trinken Regen- und Brunnenwasser, und das Fleisch der Rinder schmeckt nach Fisch. Beim Bau ihrer Wohnungen bedienen sie sich meistens der Walfischknochen und Austernschalen, indem die Rippen als Balken und Pfeiler, die Kinnladen aber als Thüren verwendet werden; die Wirbel brauchen sie als Mörser, worin sie ihre an der Sonne getrockneten Fische stoßen, und daraus bereiten sie, indem sie ein wenig Korn beimischen, Brod, denn obwohl sie kein Eisen haben, haben sie doch Mühlen. Dies ist das am wenigsten Wunderbare, da sie ja Mühlen von auswärts bekommen können, aber wie vermögen sie die abgenutzten Mühlsteine herzurichten? mit den Steinen, sagen sie, womit sie ihre [hölzernen, mit Spitzen versehenen] in Feuer gehärteten Pfeile und Wurfspieße schärfen. Die Fische kochen sie zum Theil in Oefen, essen sie aber meist roh und fangen sie in Netzen aus Palmrinde." [1])

---

[1]) Strabo, XV. 2,2

Directe historische Nachrichten gewähren uns zwar nur partiale Mittel, um die Existenz eines Steinzeitalters über ganz Asien und Europa zu beweisen, allein die Auffindung alter steinerner Werkzeuge und Waffen in beinahe jedem Districte dieser beiden Continente beweist, daß sie in frühern Zeiten von Steinzeitalter-Rassen bewohnt waren, obwohl uns diese Zeugnisse nicht sagen können, ob die Stämme, die wir in einer besondern Oertlichkeit zuerst vorfinden, die Abkömmlinge wie die Nachfolger jener Rassen sind. Wie können wir z. B. sagen, welche Rasse die rohen Obsidian-Messer machte und brauchte, die mit polirten Agat- und Karniolkügelchen unter dem Haupteckstein des großen Tempels von Khorsabad gefunden wurden? Durch ganz Westasien und nördlich vom Himalaya sind Steingeräthe weit und breit durchs Land verstreut. Weiter östlich kann die soeben aus der Encyclopädie Kang-hi's citirte Nachricht von den Blitzsteinen beweisen, daß Steingeräthe in China gefunden werden und daß folglich die Einwohner sie einst fertigten und benutzten; und diese Folgerung macht es besonders wahrscheinlich, daß die Sage, es seien einst Steinwaffen dort im Gebrauche gewesen, ein Stück ächter traditioneller Geschichte sein möge.

Japan hat Ueberfluß an Ueberresten des Steinzeitalters, von denen Van Siebold in seinem großen Werke Zeichnungen und Beschreibungen gegeben hat [1]); und seine eigene Sammlung in Leyden ist sehr reich an Exemplaren. Die Pfeilspitzen von Obsidian, Feuerstein, Quarz u. s. w. sind von Typen gleich den anderwärts gefundenen. Ihr Vorhandensein erklärt man bisweilen durch Erzählungen, daß sie vom Himmel geregnet seien oder daß jedes Jahr ein Geisterheer mit Regen und Sturm durch die Luft fliege; wenn sich der Himmel aufklärt, gehen dann die Leute hinaus, um im Sande die Steinpfeile zu suchen, welche die Geister fallen gelassen haben. Die

---

[1]) Ph. Fr. v. Siebold, Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan; Leyden, 1832 2c., Th. I. Tafel XI. bis XIII., S. 45 2c.

Pfeilspitzen werden äußerst häufig im Norden der großen Insel Nippon gefunden, im sogenannten Lande der wilden Männer, einer Bevölkerung, die erst spät und mit Schwierigkeit unter die Mikado-Dynastie gebracht wurde und die zu der nämlichen Aino-Rasse gehört wie die jetzigen Einwohner der Insel Jesso und der südlichen Kurilen. In Japan finden sich Steincelte häufig in den Mineralsammlungen eingeborner Liebhaber und sie werden bisweilen mit andern Gegenständen von Stein ausgegraben. Sie scheinen bezüglich der Symmetrie und Vollendung nur Mittelgut. Auch hier nennen die Eingebornen einen solchen Steincelt einen Donnerkeil, Rai fu seki oder Tengu no masakari, „Streitaxt Tengu's", welcher letztere der Wächter des Himmels ist. Auch ist die Vorstellung geläufig, daß sie Werkzeuge des Bösen Geistes seien, dessen Symbol der Fuchs ist, daher die Benennungen „Fuchsaxt", „Fuchshobel". Als ein Fuchshobel wird in Siebolds Abbildungen ein doppelflacher Celt gezeigt, der als ein Hobel oder, wenn er mit einem Stiele versehn war, als Dächsel gedient haben kann. Regelmäßig geformte Steinmesser finden sich vor; manche sind den Steinmessern Aegyptens gleich, aber gröber; die Japanesen bezeichnen sie als „Steinmesser." Einige, die ausgegraben worden sind, werden in den Tempeln als Reliquien der Zeit der Kami aufbewahrt, der Geister oder Gottheiten, von denen die Japanesen abzustammen glauben und deren Verehrung die alte Religion der Japanesen ist, der Weg oder die Lehre der Kami, bekannter unter dem chinesischen Ausdrucke Sin-tu. Einige Steinmesser, die Siebold auf Grund japanesischer Autorität gezeichnet hat, scheinen aus einem schieferartigen Fels gefertigt, was gestattet hat, ihnen sehr zierliche eigenthümliche Formen zu geben. Ein vorzüglich schön ausgeführtes Exemplar heißt das Steinmesser des „Grünen Drachen", ein Ausdruck, der sich durch den Umstand erklären mag, daß der conventionelle Drache Japan's am Ende seines Schwanzes ein Schwert hat.

Auch Java ist reich an sehr gut gearbeiteten Steingeräthen,

die desgleichen in der malayischen Halbinsel gefunden werden, obwohl in diesen beiden Ländern die Eingebornen, ungleich den Polynesiern, deren Sprache so engverwandt mit der ihrigen ist, nicht einmal wissen, was Steincelte sind und sie mit so vielen andern Nationen für Donnerkeile halten. [1])

Bezüglich Indiens wurde ein Bericht über die Entdeckung einer großen Anzahl alter Steincelte durch Herrn H. P. Le Mesurier im Jahr 1861 veröffentlicht. Er fand sie angesammelt in Dörfern des Jubbulporedistricts in der Nähe der Mahadeos und an andern heiligen Orten; und seit der Zeit haben andere Beobachter deren noch viel mehr gefunden. [2]) Mr. Christy's Exemplare sind gewöhnliche Steincelte von unbedeutender Qualität.

In Europa finden sich von Ost bis West und von Nord bis Süd alte Steingeräthe, vielleicht die Reliquien jetzt ausgestorbener oder in andern aufgegangener Rassen, oder der tatarischen Bevölkerung Finnlands und Lapplands, oder auch jener unclassificirten Rasse, die noch in der baskischen Bevölkerung um die Pyrenäen fortlebt und, ungleich den Finnen und Lappen, keine Verwandtschaft mit einem noch lebenden Stamme beanspruchen kann.

Was unsre eigene aryanische oder indo-europäische Rasse anlangt, so zeigt unsere erste Kenntniß von derselben um jene ferne Zeit, von welcher das Studium der Vedas ein Bild hergestellt hat, sowie die Vergleichung des Sanskrit mit andern aryanischen Sprachen, daß unter ihr ein Bronzezeitalter herrschte, als sie ihre Wanderungen aus Centralasien begann, um die aryanischen Nationen, die Inder, Perser, Griechen, Germanen u. s. w. zu stiften. [3]) Der Umstand, daß man

---

[1]) Yates, in Archaeological Journal, No. 42. Earl, Papuans, pp. 175—6.

[2]) Le Mesurier, in Journ. As. Soc. Bengal, 1861, No. 1, p. 81. Theobald, As. Soc. Apr. 1864 etc.

[3]) Weber, Indische Skizzen; Berlin, 1857, S. 9. Max Müller, Lectures, Second Series, p. 230 etc.

allenthalben in der Welt Metall auf Stein folgen sieht, rechtfertigt den Glauben, daß die Aryaner keine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten und daß auch sie Steininstrumente brauchten, bevor sie metallene hatten; aber es liegen wenige auf die Angelegenheit bezügliche Zeugnisse vor außer einigen aryanischen Worten, die der Erwähnung werth sind, obwohl sie nur wenig Beweiskraft haben werden.

Die Natur dieser Zeugnisse wird sich deutlich machen lassen, wenn wir erwähnen, wie sie an Orten zum Vorschein kommen, wo die Einführung des Metalls Gegenstand der Geschichte ist. Dort geschieht es nämlich bisweilen, daß alte Worte, die sich auf Stein und Steininstrumente beziehen, auf Metall und Metallinstrumente übertragen werden, und diese Worte erhalten ihre Stelle als in der Sprache aufbewahrte Ueberreste des Steinzeitalters. So sind in Nordamerica die Algonquin-Namen für Kupfer und Messing miskwaubik und ozawaubik d. i. „Rothstein" und „Gelbstein"; während der Name e-reck, d. i. „Stein", von einigen Indianerstämmen Californiens für alle Metalle ohne Unterschied gebraucht wird. In der Delawaresprache heißt opik „weiß" und assuun „Stein"; so daß es offenbar ist, daß der Name des Silbers, opussuun, „Weißstein" bedeutet, während die Endung „Stein" auch in uisauaasun, „Gold", zu erkennen ist. In der Mandan-Sprache sind die Wörter mahi, „Messer", und mahitschuke, „Feuerstein", deutlich verbunden.[1]) Da wir somit Beispiele der Weise haben, in welcher das Steinzeitalter seine Spur in der Sprache gelassen hat bei Rassen, unter denen es innerhalb des Bereichs unserer Kenntniß verdrängt worden ist, so dürfen wir natürlich erwarten, die nämliche Veränderung markirende Worte in der Sprache der Menschen zu finden, welche den nämlichen Uebergang in Zeiten machten, die nicht historisch genau gekannt sind. Bis jetzt ist in dieser Weise

---

[1]) Schoolcraft, part. II. pp 389, 397, 463, 506; part III. pp. 426, 448.

nicht viel Erhebliches geleistet worden, aber Jacob Grimm hat ein Beispiel gegeben, indem er zwei Wörter citirte, Hammer, altnorsisch hamarr, was sowohl Hammer als Fels bedeutet, und das lateinische Saxum, ein Name, der vielleicht einer Zeit angehört, wo Instrumente zum Schneiden, secare, noch von Stein waren, und der noch am altdeutschen sahs, Angelsächsisch seax, ein Messer, haftet.[1]) Möglicherweise ist ein Zusammenhang zwischen sagitta, Pfeil, und Saxum, Stein, und in gleicher Weise zwischen Sanscrit çilî, Pfeil, çilâ, Stein, während in der semitischen Sprachenfamilie das hebräische חֵץ, chetz, Pfeil, und חָצָץ chatzatz, Kies, beide mit dem Verbum חָצַץ, schneiden, verwandt sind. Gegen die Folgerung aus diesen Worten jedoch, daß ihr Zusammenhang einer Zeit angehöre, wo Stein das gewöhnliche Material für scharfe Instrumente war, erhebt sich der starke Einwand, daß Messer und Stein solche Namen, welche Schärfe oder eine andere ihnen gemeinsame Eigenschaft ausdrückten, von der nämlichen Wurzel erhalten konnten, ohne irgend etwas direct mit einander zu thun zu haben; während das nämliche Wort, hamar, als ein gleichmäßig geeigneter Name für „Hammer" und „Fels" mag befunden worden sein, ohne daß der Hammer so genannt wurde, weil alle Hämmer ursprünglich Steine waren.[2])

Hinsichtlich der semitischen Rasse scheint es indeß möglich, bessere Beweise als die vorstehenden für ein ehemaliges Steinzeitalter beizubringen. Folgen wir der einen Uebersetzungsweise, so finden wir in zwei Stellen des alten Testaments eine Nachricht vom Gebrauche scharfer Steine oder Steinmesser zur Beschneidung; Exodus 4, 25, „Und Zipporah nahm einen Stein" (צֹר zor), und Josua 5, 2, „Zu dieser Zeit sprach Jehovah zu Josua, Mache dir Messer von Sein" (חַרְבוֹת צֻרִים, charvoth zurim). Diese Stellen sind indeß nicht genügend,

---

[1]) Grimm, D. M., S. 165; G. D. S., S. 610.

[1]) In dieser Beziehung s. die Bedeutungen von açman bei Boethlingk und Roth, und Benfey, G. W. L., Th. I. S. 156.

den Fall zu beweisen, denn es herrscht ziemlich die nämliche Zweideutigkeit hinsichtlich der ursprünglichen Bedeutung von zor, zur, wie der Etymologie der soeben erwähnten Wörter. Gesenius bezieht sie auf צוּר zur, schneiden, und die Lesarten „eine Schneide, ein Messer" und „Messer mit Schneiden, d. i. scharfe Messer" haben sofern mindestens eine gleiche Berechtigung. Es erübrigt zu sehen, welche Ansicht durch weitere Zeugnisse unterstützt wird.

Die Septuaginta begünstigt durchaus die Ansicht, daß die fraglichen Messer von Stein waren, indem sie in der ersten Stelle *ψῆφον*, ein Stein oder Kiesel, und in der zweiten *μαχαίρας πετρίνας ἐκ πέτρας ἀκροτόμου*, Steinmesser von scharf geschnittenem Stein, sagt. Diese werden wieder in der merkwürdigen Stelle erwähnt, welche der Schilderung des Todes und Begräbnisses Josua's folgt (Jos. 24, 29—30): „Und nach diesen Dingen geschah es, daß Josua der Sohn Nun, der Knecht Jehovah's, starb, da er hundert und zehn Jahr alt war, und sie begruben ihn in der Grenze seines Erbes in Timnath Serah, welches im Gebirge Ephraim ist, an der Nordseite des Berges Gasch." Hier folgt in der Septuaginta eine nicht im hebräischen Texte enthaltene Stelle, die auf uns gekommen ist. „*Καὶ ἐκεῖ ἔθηκαν μετ' αὐτοῦ εἰς τὸ μνημεῖον ἐν ᾧ ἔθαψαν αὐτὸν ἐκεῖ, τὰς μαχαίρας τὰς πετρίνας, ἐν αἷς περιέτεμε τοὺς υἱοὺς Ἰσραὴλ εν Γαλγάλοις, ὅτε ἐξήγαγεν αὐτοὺς ἐξ Αἰγύπτου καθὰ συνέταξε Κύριος· καὶ ἐκεῖ εἰσὶν ἕως τῆς σήμερον ἡμέρας.*" [1]) „Und da legten sie mit ihm in das Grab, worin sie ihn begruben, die Steinmesser, womit er die Kinder Israel beschnitt bei Gilgal, als er sie aus Aegypten führte, wie der Herr befahl. Und sie sind dort bis auf diesen Tag." Wer geneigt ist, in dieser Stelle eine späte Interpolation zu erblicken, kann sich bemühen ihren Ursprung zu erklären. Die Oeffnung eines Tumulus,

---

1) LXX., Ed. Field, Oxford, 1859. Anderwärts Gilead statt Gasch, und andere Abweichungen.

welcher, wie es so häufig der Fall, eine Menge scharfer Instrumente enthielt, konnte einen Juden, der solche Dinge nur als Beschneidungsmesser kannte, auf den Gedanken bringen, daß er das Grab Josuas und die mit seinem Leichnam begrabenen Steinmesser vor sich sehe, womit er die Kinder Israel beschnitten hatte.

Wiefern die modernen Juden der Uebersetzung „Stein", „Messer von Stein", folgen, kann ich nicht genau sagen, aber zwei moderne jüdische Uebersetzungen des Pentateuch, die ich zu Rathe gezogen habe, lesen „Stein" im Exodus 4, 25. Es ist zu bemerken, daß das rabbinische Gesetz einen solchen Gebrauch gestattet; es lautet:

„Wir dürfen mit Allem beschneiden, selbst mit einem Feuersteine, mit Glas oder mit Allem was schneidet, ausgenommen mit dem scharfen Rande eines Schilfrohrs, weil sich Zauberer dessen bedienen, oder weil es eine Krankheit herbeiführen kann, und es ist eine Vorschrift der Weisen, mit Eisen zu beschneiden, sei es in Form eines Messers oder einer Schere, aber es ist üblich, ein Messer zu gebrauchen." Professor Lazarus, ein competenter Richter in solchen Dingen, hat mir nun allerdings bezüglich dieser Frage bemerkt, die bloße Erwähnung eines Gebrauchs in den rabbinischen Büchern sei kein guter Beweis, daß derselbe wirklich existirt habe, da ihre Verfasser ihre fruchtbare Einbildungskraft im Ausdenken von Fällen zu üben pflegen, die möglicherweise vorkommen könnten, und dann so ernsthaft darüber disputiren, als seien es wirkliche Angelegenheiten von praktischer Bedeutung. Es liegen jedoch beobachtete Thatsachen vor, die geeignet sind, diese besonderen Vorschriften aus der Region der Phantasie in die des Thatsächlichen zu versetzen. Was das Verbot der Anwendung des Schilfmessers anlangt, so ist zu bemerken, daß dieses (in Form eines scharfen Bambussplitters) das regelmäßige Instrument war, womit die Beschneidung auf den Fidschi-Inseln verrichtet wurde.[1])

[1]) Mariner, vol. I. p. 329; vol. II. p. 252; Vocab. s. vv. camo, tefe. Williams, Fiji, vol. I. p. 166.

Und was die Anwendung des steinernen Beschneidemessers anlangt, so berichtet Leutholf, der für eine gute Autorität gilt, daß es zu seiner Zeit in Aethiopien im Gebrauche war, — „die Alnajah, eine äthiopische Rasse, vollziehen die Beschneidung mit steinernen Messern." „Alnajah gens Aethiopum cultris lapideis circumcisionem peragit." [1]) Dies würde vom sechzehnten Jahrhundert gelten. Und obwohl die modernen Juden gewöhnlich ein Stahlmesser anwenden, scheint dieser Gebrauch doch eine bemerkenswerthe Ausnahme zu haben; stirbt nämlich ein männliches Kind vor dem achten Tage, so wird es trotzdem vor dem Begräbnisse beschnitten, aber nicht mit dem gewöhnlichen Instrumente, sondern mit einem Stück Feuerstein oder Glas. [2])

Unter dem soeben erwähnten Vorbehalte möge hier eine unter den jüdischen Vorschriften vorkommende Recogniton des Gebrauches, ein Thier mit einem [scharfen] Steine zu schlachten, aus der Mischna citirt werden:

„Wenn Jemand [ein Thier] mit einer Handsichel, einem [scharfen] Steine oder einem Schilfrohr geschlachtet hat, so ist es koscher", [3]), d. i. rein oder tauglich gegessen zu werden. Hier beweist nicht nur der Zusammenhang, sondern auch die Nothwendigkeit, das Blut des Thieres zu vergießen, daß ein besonderes schneidendes Instrument von Stein oder wenigstens ein scharfrandiges Stück gemeint ist.

Bevor wir einen Schluß aus diesen Beweisstücken ziehen, wird es gut sein, andere Berichte über den Gebrauch schneidender Instrumente aus Stein, Glas u. s. w. bei Völkern zu sammeln, welche, obwohl im Besitze eiserner Messer, dieselben doch aus dem oder jenem Grunde für gewisse Zwecke nicht anwenden mochten. So ist der Gebrauch, ein Thier nicht mit

---

[1]) Ludolfi Historia Aethiopica; Frankf. a. M., 1581, III. 1. 21.

[2]) Meine Autorität für diese Angabe ist Mr. Philipp Abraham, Secretär der reformirten Synagoge in Margaret Street, Cavendish Square.

[3]) Mischna, Abhandl. Cholin, K. 1, 2.

Messer oder Axt, sondern mit einem scharfen Steine zu opfern, an der Westküste Africa's während des vorigen Jahrhunderts beobachtet worden, wie weiter unten des Nähern angegeben werden wird.

Ein oft angeführtes Beispiel der Anwendung eines Steinmessers zu einem ceremonialen Zwecke, wo Eisen weit bequemer gewesen sein würde, ist die Stelle in Herodot, welche berichtet, daß in Aegypten die Mumien-Balsamirer den Einschnitt in der Seite des Leichnams mit einem scharfen äthiopischen Steine machten.[1]) Die von Diodorus Siculus gegebene Nachricht ist vollständiger: „Und erstlich bezeichnet, während der Leichnam am Boden liegt, auf dessen linker Seite der sogenannte Schreiber, wie weit der Einschnitt zu machen ist. Der sogenannte Schlitzer (Paraschistes), der einen äthiopischen Stein hat und das Fleisch schneidet, soweit das Gesetz es gestattet, läuft alsdann sogleich hinweg, während die Umstehenden ihn verfolgen, mit Steinen werfen, verwünschen und sozusagen den Greuel der That auf ihn wälzen, denn wer einen Bürger verletzt, gilt für verabscheuungswürdig."[2]) Man findet in Aegypten in Ausgrabungen und Gräbern zwei Arten Steinmesser, beide von behauenem Feuerstein und sehr zierlich gemacht; die eine Art gleicht einem sehr kleinen Beile, die andre hat mehr den Charakter einer Lancette und erscheint als die passendere für den Zweck des Einbalsamirers.

Eine von Plinius gemachte Mittheilung über die Weise, wie der Balsam von Judäa oder „Balsam von Gilead" extrahirt wurde, gehört in dieselbe Kategorie. Die Einschnitte, sagt er, mußten mit Messern von Glas, Stein oder Knochen in den Baum gemacht werden, denn es schadet ihm, seine lebendigen Theile mit Eisen zu verwunden, und er stirbt daran.[3])

Was den Grund derartiger Gebräuche anlangt, so ist angedeutet worden, die Anwendung des steinernen Messers zur Beschneidung habe einen praktischen Vortheil, da es nicht

---

[1]) Herod. II. 86. [2]) Diod. Sic., I. 91. [3]) Plin. XII. 54.

so leicht Entzündung verursache wie ein Messer von Eisen oder Bronze. Aus diesem Gesichtspunkte ist Plinius' Angabe citirt worden, daß die Verstümmelung der Priester Cybele's mit einer Scherbe von samischem Geschirr (Samia testa) erfolgte, weil solchergestalt Gefahr vermieden wurde.[1] Was indeß Eisen anlangt, so zeigt wenigstens der gewöhnliche jüdische Gebrauch, daß jener Grund wenig auf sich hat, da ein todter Körper der Entzündung nicht ausgesetzt ist, während doch, wie ehemals die alten Aegypter, so noch jetzt die modernen Juden mit dem Steinmesser daran operiren. Bezüglich des letztern Falles hörte ich den Grund angeben, es sei nicht wünschenswerth, an dem lebendigen Leibe ein Instrument zu gebrauchen, welches zu solchem Zwecke gedient habe; wäre dies jedoch Alles, so würde es weit bequemer sein, ein zweites Messer zu haben, als ein so elendes Surrogat anzuwenden, und den ägyptischen Fall der Einbalsamirer berührt dieser Grund gar nicht. Ich kann nur annehmen, daß die meisten, wo nicht alle hierher gehörigen Fälle als auf Aberglauben beruhend zu betrachten sind, indem ich dieses Wort in keinem harten Sinne, sondern nach der muthmaßlichen Etymologie des lateinischen superstitio nehme und also an ein „Oben anstehen" alter Gewohnheiten inmitten eines neuen und veränderten Zustandes der Dinge denke, an eine Beibehaltung alter Gebräuche zu ceremonialen Zwecken, nachdem sie für die Zwecke des Alltagslebens längst verdrängt worden sind. Eine solche Ansicht schließt jedes der erwähnten Beispiele ein, obwohl der Grund, warum die modernen Juden in dem einen Falle nicht ebenso gut wie in einem andern Eisen anwenden, nicht klar ist. Was die Erzählung Plinius' vom Balsam von Gilead anlangt, so wird mir auf competente Autorität gesagt, die Anwendung des Steins und derartiger Dinge statt Eisens, um Einschnitte in den Baum zu machen, könne, wenn sie wirklich jemals existirte, nichts weiter als ein Aberglaube ohne irgend eine vernünftige

---

[1]) Plin., XXXV. 46. XI. 109.

Begründung sein. Zu Gunsten der Wahrheit der Geschichte mag es vielleicht sprechen, daß es nur einer von einer Anzahl bei Plinius erwähnter Fälle von Pflanzen ist, bezüglich deren die Ansicht herrschte, daß sie durch Berührung mit einem Eiseninstrument verderben würden.[1]) Der Fall scheint, im Ganzen, einen guten Grund für den Glauben zu gewähren, daß unter den Israeliten, wie in Aethiopien und Aegypten, ein ceremonialer Gebrauch steinerner Instrumente die allgemeine Annahme des Metalls lange überlebte und daß solche Observanzen als Ueberreste eines frühern Steinzeitalters zu erklären seien; während nebenbei das nämliche Argument es wahrscheinlich macht, daß der Beschneidungsritus unter den alten Israeliten dem Steinzeitalter angehörte, wie es bekanntermaßen unter den modernen Australiern der Fall ist.[2])

Bezüglich der vorstehenden Angaben erfordert ein Punkt eine weitere Bemerkung. Neben dem Steine ist Glas als ein Material erwähnt worden, woraus man scharfe Instrumente machte, und auf den ersten Blick kann es unverständig erscheinen, ein Product wie Glas, welches einem so vorgeschrittenen Civilisationszustande angehört, für ein Steinzeitalter sprechen zu lassen. Wilde haben jedoch so einmüthig ausgemacht, daß Glas eine für solche Zwecke besonders geeignete Steinart sei, daß, wo ein Messer von Glas oder eine damit besetzte Waffe gefunden wird, dieselbe zuversichtlich als unmittelbare Nachfolgerin einer steinernen angenommen werden darf. Man fand, daß die Feuerländer und die Andamanen-Insulaner auf diese Weise die Stückchen zerbrochenen Glases verwendeten, die in ihre Hände fielen; man hat beobachtet, daß die Neuseeländer ein Stück Glas statt des scharfen Steins nahmen, womit sie in Trauer um die Todten ihre Leiber schneiden; und daß die nordamericanischen Indianer ein solches in

---

[1]) Plin., XIX. 57; XXIII. 81; XXIV. 6, 62.

[2]) G. F. Angas, South Australia Illustrated; London, 1847, pl. V.

einen hölzernen Griff statt des scharfen Steins einsetzten, womit ihre Lanzette versehn zu sein pflegte.[1]) Die Australier substituirten solche Stücke, wenn sie sie erlangen konnten, den eckigen Steinstücken, womit ihre Lanzen und zackigen Messer besetzt waren. Mr. Christy hat einige interessante Exemplare dieser australischen Instrumente, die sich in eigenthümlicher Weise selbst als der Zeit des Contakts mit den Europäern angehörig datiren. Sie waren ursprünglich mit Steinzähnen besetzt; wo diese aber herausgeschlagen worden sind, hat man ihre Stellen mit neuen aus zerbrochenem Glase ausgefüllt.

Um die Uebersicht des Steinzeitalters und der Spuren desselben in der Welt zu vervollständigen, muß nun Africa genauer untersucht werden. Dieser große Continent befindet sich jetzt gänzlich im Eisenzeitalter. Die Stämme, die ihr Eisen nicht selber schmelzen, wie die Buschmänner, erhalten ihren Bedarf von andern; und in den ungeheuren Gebieten des Centrums und Westens um den Aequator weiß man ebenfalls nichts von Stämmen, die ohne dasselbe leben. In Südafrica ist indeß der Fall ein anderer, und die Berichte über die englischen Reisen um das Cap der guten Hoffnung im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, die in Purchas' „Pilgrimen" gesammelt sind, geben eine ganz klare Geschichte des Uebergangs aus dem Stein- in das Eisenzeitalter, der damals stattfand.

Damals wie jetzt hatten die Einwohner Madagascars ihre eisernen Messer und Speerspitzen; und zur Bezahlung für ihr Vieh wollten sie Silber haben, 1 Schilling für ein Schaf und 3 Schilling 6 Pence für eine Kuh. Aber an der westafricanischen Küste, nördlich vom Cap, waren Hirtenstämme, wahrscheinlich Hottentoten, die offenbar nicht, wie es jetzt der Fall ist, wußten, wie das in ihrem Lande reichlich vor-

---

[1]) Fitz Roy, Voy. of H. M. S. Adventure and Beagle; London, 1839, vol. II. p. 184. Mouat, p. 305. Yate, p. 243. Loskiel, p. 144.

handene Eisenerz zu bearbeiten war. In Saldanha Bay konnte im Jahre 1598 John Davis Fettschwanzschafe und Stiere für Stückchen alten Eisens und Nägel bekommen und 1604 wurde ein großer Stier immer noch für ein Stück von einem alten Eisenreifen gekauft. Aber nur sieben Jahre später beginnt Nicholas Dounton, „Capitain des Pfefferkorns", gar traurig über die Veränderung in diesem herrlicheu Stande der Dinge zu schreiben. „Da Saldania in frühern Zeiten für alle von unserer Nation, die dieses Weges, beides auswärts wie heimwärts, reisten, angenehm gewesen, indem es Ueberfluß an Fleisch gewährte, wie Schafe und Rinder, welche die wilden Einwohner herabbrachten und um Kleinigkeiten verkauften, als ein Rind für ein Stück eines Eisenreifens, vierzehn Zoll lang, und ein Schaf für ein kleineres Stück"; nun aber ist es damit vorbei, vielleicht durch die Schuld der Holländer, „welche alle Orte, wohin sie kommen (indem sie einzig ihre eignen augenblicklichen Bedürfnisse berücksichtigen) durch ihre übertriebene Freigebigkeit zu verderben pflegen" u. s. w. [1])

Exemplare von Steingeräthen aus Südafrica sind nach Europa gebracht worden. Ein doppelflacher Steindächsel, in sehr eigenthümlicher Weise in einen Weidenstiel gesetzt und von Little-Fish-Bay (etwa 15 ° S. B.) gebracht, ist beschrieben und abgebildet worden; [2]) und Mr. Christy besitzt eine gewöhnliche kleine Speer- oder große Pfeilspitze, unter den Hottentoten gefunden und „vergiftet" bezeichnet; desgleichen eine Lanzenspitze vom Fish-River. Endlich bewahrt auch eine Erzählung der Damara deutlich ein Andenken der vielleicht um mehrere Generationen zurückliegenden Zeit wo man Steinäxte brauchte, um Bäume zu fällen. Ein kleines Mädchen erhält von ihrer Mutter eine Nähnadel, und sie geht und findet ihren Vater

---

[1]) Purchas, vol. I. pp. 118, 133, 275, 417.

[2]) G. V. du Noyer, in Archaeological Journal, 1847. Eine Zeichnung bei Klemm, C. W., Th. II. S. 71, scheint nach dieser oder nach einer fast ganz ähnlichen zu sein.

Riemen mit Dornen nähend; so giebt sie ihm denn die Nadel und er zerbricht sie und giebt ihr eine Axt. Während sie weiter geht, trifft sie die Knaben, die das Vieh hüteten. Sie waren eifrig beschäftigt, Honig auszunehmen, und um dazu zu gelangen, waren sie genöthigt, die Bäume mit Steinen zu fällen." Sie redete sie an: „Unsre Söhne, wie kommt es, daß ihr Steine braucht, um zum Honig zu gelangen? Warum sagt ihr nicht: Unsere Erstgeborne, gieb uns die Axt?" u. s. w. [1])

Gehen wir um etwa zweitausend Jahre zurück, so finden wir Nachrichten von einem mindestens theilweisen Steinzeitalter-Zustande im nordöstlichen Africa. Nach Herodot scheint es, daß die africanischen Aethiopier in der Armee des Xerxes nicht nur ihre Pfeile mit scharfem Stein besetzten, sondern auch mit geschärften Antilopenhörnern versehene Speere hatten, während die Libyer hölzerne Wurfspieße führten, die an der Spitze im Feuer gehärtet waren. [2]) Strabo erwähnt einen Stamm in Aethiopien, der auf diese Weise seine Rohrpfeile spitzte, und einen andern, welcher die Antilopenhörner als Waffen brauchte. [3]) Es ist interessant zu beobachten, daß in Südafrica der auf diese Weise gespitzte Speer sich bis auf unsre Zeit im Gebrauch erhalten hat; Mr. Andersson sah die Eingebornen in Walfisch-Bay die bei niedrigem Wasser zurückgebliebenen Fische mit einem an einen dünnen Stock befestigten Gemsbockhorn harpuniren. [4])

Von Spuren eines Steinzeitalters in Aegypten, in der Anwendung der steinernen Pfeilspitze und des Steinmessers zu ceremonialen Zwecken, ist bereits die Rede gewesen. Ueber das Vorkommen von Steingeräthen in Nordafrica scheint kein Bericht veröffentlicht worden zu sein, aber Mr. Christy fand sie

---

[1]) Bleek, Reynard in Africa, p. 90.
[2]) Herod., VII. 69, 71.
[3]) Strabo, XVI. 4, 9, 11.
[4]) Andersson, p. 15.

dort wie anderwärts während einer im Jahre 1863 in Algerien gemachten Reise.[1]) Er sah Feuersteinmesser, desgleichen Pfeilspitzen und polirte Celte zu Constantine; Messer, Pfeilspitzen und eine schöngeschnitzte Lanzenspitze von Quarzit zu Dellys an der Küste; Messer und ein großes spitzhammerförmiges Instrument aus der Wüste südöstlich von Oran an der Grenze Marokko's. Zu Bou-Merzoug, auf dem Plateau des Atlas südlich von Constantine, fand er an einer öden, verlassenen, steinigen Stelle zwischen den Bergen eine Sammlung Gräber, 1000 bis 1500 an Zahl, gebaut aus den rohen Kalksteinplatten, deren eine ein Dach bildete, so daß sie nicht bloße Cromlechs, sondern geschlossene Kammern darstellten, worein die Körper gepackt waren. Die Tradition sagt, es habe ein gottloses Volk dort gelebt, für dessen Sünden Steine vom Himmel regneten, so daß sich die Leute diese Kammern bauten, um hinein zu kriechen. In der Nähe dieser merkwürdigen Nekropolis fand Mr. Christy Feuersteinmesser und Pfeilspitzen.

Wenden wir uns westwärts bis zu den kanarischen Inseln, so finden wir eine für africanischen Ursprungs geltende Rasse im vierzehnten Jahrhundert völlig im Zustande des Steinzeitalters, Beile, Messer, Lanzetten und Lanzenspitzen von Obsidian und Aexte von grünem Jaspis machend und ihre Speere und Grabstöcke mit Hörnerspitzen versehend.[2]) Möglicherweise hatten sie einst den Gebrauch des Eisens gehabt und denselben nach ihrer Uebersiedelung auf die Inseln

---

[1]) Eine Schrift von Mr. Christy, welche Nachrichten über seine Entdeckungen in den Rennthierhöhlen Mittelfrankreichs enthält und sein Auffinden von Steingeräthen in Nordafrica, sowie die Vertheilung solcher in verschiedenen Theilen der Welt erwähnt, wurde in der Ethnologischen Gesellschaft im Juni 1864 vorgelesen.

[2]) Barker-Webb et Berthelot, Histoire Naturelle des Iles Canaries; Paris, 1842 etc., vol. I. part. I, pp. 62, 107, 138. Bory de St. Vincent, Essai sur les Isles Fortunées; Paris, An XI. (1803—4), pp. 58, 75—6, 156.

verloren, wo es kein Erz gibt, jedoch scheint kein Beweis vorzuliegen, daß dem so gewesen.

Wenn in Westafrica der Gott Gimawong einmal im Jahr herabkam nach seinem Tempel zu Labode an der Goldküste mit einem Geräusch gleich einem Flug wilder Gänse im Frühling, opferten ihm seine Verehrer einen Ochsen, den sie nicht mit einem Messer, sondern mit einem scharfen Steine tödteten.[1]) Klemm betrachtet dies als ein Zeichen des hohen Alterthums der Ceremonien, und wenn man den Umstand, daß der Gebrauch des Steines für ceremoniale Zwecke im Eisenzeitalter beibehalten wurde, in Betracht zieht, so hat jene Folgerung große Wahrscheinlichkeit für sich, obwohl sich dies Argument auch noch von einer andern Seite betrachten läßt. Um jedoch diese zu beleuchten und noch einige andere auf das Eisenzeitalter bezügliche Umstände anzuführen, wird es nöthig sein, hier noch etwas mehr von der Mythe des Donnerkeils zu sagen.

Seit undenklichen Zeiten hat man gemeiniglich geglaubt, daß mit dem Blitzstrahle, zum wenigsten bisweilen, ein solider Körper falle, der bekannt ist als der Donnerkeil, Donnerstein u. s. w., wie in dem Trauergesange in „Cymbeline“:

„Fürchte nicht den Blitzstrahl mehr
Noch des Donnersteines Drohn.“

Das wirkliche Fallen von Meteorsteinen mag mit der Ausbildung dieses Glaubens zu thun gehabt haben; welches aber auch sein Ursprung sei, jedenfalls ist es einer der weitverbreitetsten in der Welt. Was für ein Ding der Donnerkeil sei, ist in Berichten nicht stets bestimmt angegeben. Er wird als ein Stein[2]) beschrieben, er kann aber auch ein Stück Eisenerz oder vielleicht Eisen sein,[3]) oder auch ein Belemnit, *βελεμνίτης*, so genannt von *βέλεμνον*, Pfeil, anscheinend mit der

---

[1]) Römer, S. 54. Klemm. C. G., Bd. III. S. 378.

[2]) Bosman, Beschryving van de Guinese Goud-Kust, etc.; Utrecht, 1704, p. 109.

[3]) Speke, Journal of Disc.; Edin. and London, 1863, p. 223.

Idee, daß er ein Donnergeschoß sei, denn dieses speerähnliche Fossil wird in England und anderwärts noch immer „Donnerstein" genannt. Dr. Falconer erwähnt die Benennung „Blitzknochen" oder „Donnerknochen", die man fossilen Knochen gegeben, welche als Zauber vom Plateau von Chantan im Himalaya [1]) gebracht werden, wo natürlich häufige Gewitterstürme ihr Vorhandensein erklären müssen. Man glaubt jedoch auch, daß die steinernen Celte und Hämmer, die man im Boden vergraben findet, Donnerkeile seien. Die Landleute des westlichen Englands sind noch der Ansicht, daß die „Donneräxte", die sie finden, einst vom Himmel gefallen seien. In der Bretagne fragt der wandernde Regenschirmflicker von Carnac auf seinen Runden nach pierres de tonnerre und nimmt sie als Zahlung für seine Arbeiten; und darnach läßt sich auf das schließen, was in andern Ländern Europa's und nicht blos in den von unserer aryanischen Rasse bewohnten gefunden werden mag, denn die Finnen haben den nämlichen Glauben. [2]) Der merkwürdige chinesische Bericht über Donnersteine wurde bereits erwähnt und es ist bemerkt worden, daß Steincelte in Japan und im indischen Archipel für Donnerkeile gehalten werden. Selbst in einem Lande, wo der Gebrauch steinerner Aexte Seitens der Indianer Gegenstand neuzeitiger Geschichte ist und an einigen Orten sich wirklich bis diesen Tag erhält, bedienen sich die Brasilianer für eine solche ihres portugisischen Wortes corisco [3]), d. i. „Blitz", „Donnerkeil", (lat. coruscare).

Da die steinernen Aexte und Hämmer nur eine der verschiedenen Classen von Gegenständen sind, die für Donnerkeile gehalten werden, so ist wahrscheinlich, daß die Mythe sich ihrer

---

[1]) Proc. R. Geog. Soc., Feb. 25, 1864, p. 41.

[2]) Klemm, C. W. Th. II. S. 65; s. auch Castrén, Finnische Mythologie, S. 42.

[3]) Pr. Max v. Wied, Reise nach Brasilien; Frankf., 1820—1, Bd. II. S. 35.

zu einer Zeit bemächtigte, als ihr wirklicher Zweck und Charakter vergessen und der Grund, weshalb man sie unterm Boden vergraben fand, natürlich unbekannt war. Diese Ansicht wird durch den Umstand unterstützt, daß das Vorhandensein solcher Instrumente auch auf andere Weise mythologisch erklärt worden ist. So sind in Japan die steinernen Pfeilspitzen vom Himmel geregnet oder von den fliegenden Geistern, die sie abschossen, fallen gelassen, während sie in Europa feenhafte Waffen sind, Alpschosse, Elfenbolzen, abgeschossen von Feen oder Zauberern, und im Norden Irlands ziehen die Zauberer sie heute noch aus den Körpern „übersehener" Rinder.[1]) Dr. Daniel Wilson erwähnt eine interessante nachchristliche Mythe, die in Schottland bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte und nach welcher die im Boden vergraben gefundenen Steinhämmer Fegefeuer-Hämmer für die Todten waren, um damit an die Pforten zu klopfen.[2])

Die Unfähigkeit der Welt, die Natur der im Boden vergraben gefundenen Steingeräthe zu verstehen, zeigt sich nicht deutlicher in den Mythen von Donnerkeilen, Elfenpfeilen, Fegefeuerhämmern, als in der falschen Naturwissenschaft, die sich daran ebensowohl in Europa als in China versucht hat. Es ist lehrreich, zu sehen, wie Adrianus Tollius in seiner Ausgabe des „Boethius über Edelsteine" vom Jahre 1649 gegen die Gelehrten kämpft. Er gibt Zeichnungen einiger gewöhnlichen steinernen Aexte und Hämmer und erzählt, wie die Naturforscher sagen, daß sie im Himmel erzeugt werden, indem sich eine blitzartige Exhalation in einer Wolke durch die ringsum befindliche Feuchtigkeit zusammenballe, und daß sie durch eine intensive Hitze sozusagen hartgebacken werden; spitz aber werde die Waffe, indem der mit ihr gemischte Dunst von dem trockenen Theile fliege und das andere Ende dichter lasse; die Exha-

---

1) Wilde, Cat. R. J. A., p. 19.

2) Wilson, Archaeology, etc., of Scotland; Edinburgh, 1851, pp. 124, 134 etc.

lationen aber drängen sie so hart, daß sie durch die Wolke herausbricht und Donner und Blitz macht. Aber, sagt er, wenn dies wirklich die Weise ist, auf welche sie erzeugt werden, so ist es seltsam, daß sie nicht rund sind und daß sie Löcher haben, die nicht gleichförmig durchgehen, sondern an den Enden am weitesten sind. Es ist schwer zu glauben, meint er.[1]) Speculation über den natürlichen Ursprung gut gearbeiteter steinerner Waffen und Werkzeuge ist nun in Europa längst ausgestorben; einige schwache Nachklänge der Philosophie des chinesischeu Kaisers haben sich jedoch noch unlängst unter uns in den Argumenten über die natürliche Formation der Feuersteingeräthe der Driftformation vernehmen lassen.

Was nun die Donnerkeile anlangt, insofern sie als Beweis für ein ehemaliges Steinzeitalter dienen, so mag für ausgemacht gelten, daß eine solche Mythe, sobald wir sicher sein können, daß sie sich auf künstliche Steingeräthe bezieht, den Beweis liefert, daß solche Dinge von einem Volke gefunden wurden, welches, im Besitze des Metalls, die Natur und den Zweck jener rohen Instrumente früherer Zeiten vergessen hatte. Kang-hi's Bemerkungen, daß einige der sogenannten „Blitzsteine" Beilen, Messern und Hämmern glichen, und Plinius' Angabe, daß einige der ceauniae oder Donnersteine Aexten ähnlich seien,[2]) sind in dieser Beziehung wichtig. Aber die bloße Erwähnung des Glaubens an fallende Donnerkeile, wie z. B. in Madagascar[3]) und Arracan,[4]) gibt nur Anlaß zu weiterer Forschung bezüglich des Verdachtes, daß die Donnerkeile in jenen Gegenden sich als Steingeräthe ausweisen mögen, wie sie es anderwärts so oft gethan haben.

Dem Donnerkeil ist eine magische Kraft zugeschrieben worden und namentlich ist es eine gewisse Vorstellung, in Be-

---

1) Boethius, Gemmarum & Lapidum Historia, recensuit etc. Adrianus Tollius; Leyden, 1649, p. 482.

2) Plin. XXXVII. 51.

3) Ellis, Madagascar, vol. I. pp. 30, 398.

4) Coleman, Myth. of Hindoos, p. 327.

zug auf welche derselbe zur Anwendung kommt. Er soll nämlich den Ort, wo er aufbewahrt wird, gegen den Blitz schützen, und hierbei waltet augenscheinlich der Gedanke, daß der Blitz da, wo er eingeschlagen hat, nicht wieder einschlagen werde, so daß der Ort, wohin ein Donnerkeil gelegt worden, sicher gemacht ist, weil er bereits einmal, wenn auch ohne Schaden, getroffen worden ist. In Deutschland ist das Haus, wo er aufbewahrt wird, sicher vorm Gewitter; wenn ein Wetter heranzieht, beginnt er zu schwitzen; desgleichen wird von ihm gesagt: „derjenige, der dies reinen Herzens trägt, wird nicht vom Blitze getroffen werden, noch auch das Haus oder die Stadt, wo dieser Stein ist," [1]) während beinahe die nämliche Ansicht in Plinius' Bericht über die brontia hervortritt, welche „den Schildkrötenköpfen gleicht und, da sie, wie man meint, mit Donner fällt, dasjenige löscht, wenn ihr es glauben wollt, was vom Blitz getroffen wird." [2]) Diese Ansichten geben eine Erklärung der merkwürdigen Angabe Sir James Emerson Tennent's über die Wadschira-Tschumbatan an die Hand, die auf die Spitze der singhalesischen Dagobas oder Kapellen gestellt werden, um sie gegen den Blitz zu schützen. [3]) Da Wadschira im Sanskrit Vadschra, der Donnerkeil, ist, so mag die Kraft des Mittels, wie in den vorhergehenden Fällen, in einem Gegenstande gelegen haben, der für den Donnerkeil gehalten wurde oder ihn wenigstens repräsentirte, wie etwa einem Steincelt, einem Diamant oder anderm kostbaren Steine.

In der Mythologie unserer Rasse nimmt das Geschoß des Donnergotts eine hervorragende Stelle ein. Ihm, sei er nun Indra oder Zeus der Himmelsgott, oder der Donner selbst in Person, Thunor oder Thor, geben die Aryaner als Attribut den Pfeil, den er mit Blitz aus den Wolken schleudert. Nun ist klar, daß dies die Bedeutung des römischen Jupiter Lapis

---

[1]) Grimm, D. M., S. 164, 1170.

[2]) Plin., XXXVII. 55.

[3]) Tennent, Ceylon, vol. I. p. 508.

war. Der heilige Feuerstein wurde im Tempel des Jupiter Feretrius bewahrt und herausgebracht, um dabei zu schwören, und mit ihm schlug der pater patratus das getödtete Opfer zur Bestätigung der feierlichen Verträge des römischen Volks. „Wenn sie durch öffentlichen Rath“, sprach er, „oder durch schnöden Betrug zuerst abweichen, an diesem Tage, o Jove, schlage Du das römische Volk, wie ich hier heute diesen Bock schlage; und schlage sie um so viel mehr, als Du fähiger und stärker bist. Und nachdem er dies gesprochen, schlug er den Bock mit einem Feuersteine.“ [1])

Für diejenigen, die dies lesen, ist es offenbar, daß der Feuerstein Jupiters entweder für einen Donnerkeil gehalten wurde oder einen solchen bedeutete, und man kann nicht annehmen, daß der Brauch nothwendigerweise aus einem ehemaligen Steinzeitalter hergerührt habe, da er ja ganz ebensowohl unter einer Rasse entstanden sein konnte, welche Metalle besaß. Das heilige Instrument wird gewöhnlich unbestimmt als lapis silex, saxum silex, bezeichnet, aber es kann ein im Boden gefundenes Feuersteingeräth gewesen sein, denn bereits in dem alten Liede von den arvalischen Brüdern wird vom Donnerkeil als einem Celt (cuneus) gesprochen, „quom tibei cunei decstumum tonarunt“, [2]) und zum wenigsten diese Entwickelung der Mythe des Donnerkeils gehört, wie gezeigt worden ist, einem Zeitalter an, wo die Natur des vergrabenen Steingeräthes in Vergessenheit gerathen war. Wüßten wir aber von der Sache weiter nichts, als daß Opferthiere bei gewissen Gelegenheiten mit einem Feuersteine geopfert wurden und daß die Fetiales diese Steine mit in fremde Länder nahmen, wo ein Vertrag feierlich geschlossen werden sollte, so würde man ganz plausibel schließen dürfen, daß wir hier einen Brauch vor uns hätten, der unverändert aus der Zeit herabgekommen war, wo die Väter der

---

[1]) Liv. I. 24; XXX. 43. Grimm, D. M., S. 1171.

[2]) Kühn, Herabkunft des Feuers, S. 226.

römischen Rasse Steingeräthe zu den Zwecken des gewöhnlichen Lebens brauchten. Dies ist die andre Seite des Arguments, die man nicht aus dem Auge verlieren darf, wenn man die westafricanische Ceremonie, das Thier beim jährlichen Opfer für Gimawong nicht mit einem Messer, sondern mit einem scharfen Steine zu schlachten, als einen Ueberrest des Steinzeitalters erklärt. [1])

Die Prüfung der auf das Steinzeitalter bezüglichen Zeugnisse läßt uns somit zwei wichtige Umstände erkennen. Erstens ist innerhalb der Grenzen des Steinzeitalters selbst eine unverkennbare fortschreitende Entwickelung im Laufe der Jahrhunderte zu unterscheiden, indem auf eine Urperiode, wo Steingeräthe nur in ihrem rohen geschnitzten Zustande gebraucht und niemals geschliffen oder polirt wurden, eine spätere Periode folgte, wo das Schleifen hinzukam, um solche Steininstrumente, die es erforderten, zu verbessern. Und zweitens vereinigen sich eine Masse Zeugnisse aus jedem großen Gebiete der bewohnbaren Erde gleichmäßig zu dem Beweise, daß, wo der Mensch zu seinen Werkzeugen und Waffen Metall anwendend gefunden wird, entweder seine Vorfahren oder die frühern Besitzer des Bodens, wenn solche vorhanden waren, sich einst mit Stein beholfen haben. Es würde gut sein, wenn wir aus einigen Theilen der Welt, wie aus Südasien und Centralafrica, vollständigere Zeugnisse hätten, doch dürfen wir von dort nichts anderes als Bestätigung des bereits Bekannten erwarten.

---

[1]) Eine Stelle bei Klemm, C. G., Bd. VI. S. 91, die sich auf einen circassischen Gebrauch des Opferns mit einem „Donnerkeile" bezieht, beruht auf einem Mißverständniß. S. J. S. Bell, Circassia, vol. II. pp. 96, 108.

Neuntes Capitel.

Feuer, Kochen und Geschirre.

Es giebt eine Anzahl alter und neuer Erzählungen von Stämmen des Menschengeschlechts, welche die Kunst, Feuer zu machen, nicht kannten. Ein solcher Stand der Dinge wird in der That gewöhnlich durch die weitverbreiteten Sagen von ersten Feuermachern oder Feuerbringern vorausgesetzt und Plutarch giebt in seiner Abhandlung über die Frage „Ob Wasser oder Feuer das Nützlichere?" eine typische Anschauung der Sache. Feuer, sagt man, wurde von Prometheus erfunden, und unser Leben zeigt, daß dies keine poetische Fiction war. Denn es giebt einige Menschenrassen, die ohne Feuer, ohne Haus, Herd und Wohnung in freier Luft leben. [1]) Die moderne Anschauung ist indeß sehr verschieden von derjenigen Plutarchs, und wenn eine feuerlose Rasse in Gesellschaft mit einem Prometheus erwähnt wird, so gehört dieselbe der Mythologie und nicht der Geschichte an. Die bloße Behauptung, daß an einem gewissen Orte eine Rasse ohne Feuer lebend gefunden wird oder wurde, bietet mehr Schwierigkeit dar. Untersucht man eine Sammlung solcher Angaben, so ist es gut, besondere Aufmerksamkeit den modernen zu schenken, auf welche sich collaterale Zeugnisse anwenden lassen.

---

[1]) Plut., Aqua an Ignis utilior?

Was man von der einheimischen Civilisation der kanarischen Inseln, der Verfertigung von Topfgeschirr, dem Kochen in unterirdischen Oefen, der Anwendung des Feuerbohrers weiß, läßt keinen Zweifel, daß die Guanches zur Zeit der europäischen Expeditionen im 14. und 15. Jahrhundert Feuer zu machen und zu benutzen verstanden. Dennoch erklärt Antonio Galvano, der seine Abhandlung um die Mitte des 16. Jahrhunderts schreibt, daß „sie in vergangenen Zeiten aus Mangel an Feuer rohes Fleisch aßen." An einer andern Stelle in dem nämlichen Buche hat er eine zweite Geschichte von einem feuerlosen Volke. Als im Jahre 1529 Alvaro de Saavedra, auf seiner Rückkehr von den Molukken gegen die Westküste Mexico's, ostwärts längs der Nordküste von Neuguinea segelte und, nachdem er vier oder fünf Grade südlich von der Linie gegangen, dieselbe wieder gegen Norden kreuzte, entdeckte er eine Insel tätowirter Leute, die er Isla de los Pintados oder Insel der gemalten Menschen nannte. Jenseits dieser Insel, unterm 10.° oder 12.° N. B., fanden sie viele kleine ebene Inseln beisammen, voll Palmen und Gras, und diese nannten sie Los Jardines, „die Gärten." Die Eingebornen hatten keine Hausthiere, sie waren in ein weißes Zeug aus Gras gekleidet, aßen statt des Brodes Cocosnüsse und rohe Fische, die sie in den Praus fingen, welche sie aus Treibholz mit ihren Muschelwerkzeugen verfertigten. Sie fürchteten sich vor dem Feuer, denn sie hatten es nie gesehn (espantaram se do fogo, porque nunca o viram).[1] Mir ist nicht bekannt, ob diese Inseln identificirt worden sind, aber sie müßten sich ungefähr in der Gegend der Radak- oder Chatham-Gruppe finden. Die Schilderung der Eingebornen scheint, nach ihrer allgemeinen Uebereinstimmung mit dem was man von dem üblichen Genusse roher Vegetabilien und Fische auf andern Koralleninseln des Stillen Meeres weiß, großentheils

[1]) Galvano, Entdeckungen der Welt; Hakluyt Soc., London, 1862, pp. 66, 174—9, 238.

oder ganz von einem Augenzeugen herzurühren, und die Angabe, daß sie kein Feuer hatten, darf man nicht wie jene bezüglich der kanarischen Inseln ohne Weiteres für eine bloße Fiction erklären. Glücklicherweise hat es sich indeß gefügt, daß eine sehr ähnliche Geschichte von einer andern Koralleninsel in unserer eigenen Zeit und unter Umständen aufgetaucht ist, welche die Prüfung ihrer Richtigkeit gestatten. Als die Forschungsexpedition der Vereinigten Staaten unter Commodore Wilkes die Insel Fakaafo oder Bowditch besuchte, machte man folgende Bemerkungen: „Es fand sich keine Spur von Stellen zum Kochen, auch war nichts von Feuer zu sehn und man glaubt, daß sie alle ihre Lebensmittel roh essen. In dieser Ansicht wurde man bestärkt durch die Besorgniß, welche die Eingebornen blicken ließen, als sie sahen, wie aus Stahl und Stein Funken sprangen und wie Rauch aus dem Munde derjenigen hervorging, die Cigarren rauchten." [1])

In dem nämlichen Werke, welches diese Bemerkungen enthält, werden, seltsam genug, Angaben gemacht, welche zeigen, daß man in Wahrheit auf der Insel mit Feuer wohlvertraut war. Mr. Hale, der Ethnograph der Expedition, erwähnt nicht nur die Erscheinung von Rauch auf der benachbarten Duke-of-Yorks's-Insel als Zeichen, daß sie bewohnt sein müsse, sondern führt auch den Namen des Feuers in der Sprache Fakaafo's an, nämlich afi [2]), ein sehr weit verbreitetes malayo-polynesisches Wort, welches der malayischen Form api entspricht. Einige Jahre später erwähnt der Rev. George Turner abermals dieses Wort afi und theilt zugleich eine Eingebornengeschichte vom Feuer mit, welche eine interessantes Beispiel der Weise ist, in welcher eine bloße Mythe trotzdem als ein historisches Beweisstück dienen kann. Der Bericht, den die Einwohner von Fakaafo über die Einführung des Feuers unter

---

[1]) Wilkes, Narr. of U. S. Exploring Exp., 1838—42; London, 1845, vol. V. p. 18.

[2]) Hale, Ethnography, etc., of U. S. Exp.; Philadelphia ed. vol. VI. 1846, pp. 149, 363.

ihnen geben, wird folgendermaßen mitgetheilt. „Sie führen den Ursprung des Feuers auf Mafuike zurück; dies war jedoch, ungleich dem Mafuike der Mythologie einiger andern Inseln, eine alte blinde Dame. Talangi ging hinab zu ihr in ihre untern Regionen und bat sie, ihm etwas von ihrem Feuer zu geben. Sie weigerte sich hartnäckig, bis er drohte, sie zu tödten, und dann gab sie nach. Mit dem Feuer ließ er sie auch sagen, welche Fische damit zu kochen und welche roh zu essen seien, und nun begann die Zeit, wo man Speisen kochte.“ Obwohl diese Geschichte durchaus Mythe ist, vereinigt sie sich doch mit dem Zeugnisse der Sprache, die Geschichte der Insulaner, die sie erzählen, mit der Geschichte der fernen Neuseeländer in Zusammenhang zu bringen. Sie gehört zu der großen polynesischen Mythe von Maui, welcher, wie die neuseeländische Erzählung sagt, hinging nach der Wohnung seiner großen Ahnfrau Mahuika und Feuer von ihr erhielt.[1]) Und sie beweist, daß selbst in der frühen Zeit, wo diese beiden Versionen der Sage sich abzweigten, deren eine in Fakaafo, die andre in Neuseeland zu finden ist, der Ursprung des Feuers bereits eine Sache der vergessenen Vergangenheit gewesen sein muß, weil sonst zu seiner Erklärung keine Mythe angewendet worden sein würde.

In seiner Schilderung der Eingebornen von Fakaafo spricht Mr. Turner von ihrer Erinnerung an die Zeit, wo sie Feuer brauchten um Bäume zu fällen, und überdies erwähnt er einige merkwürdige Verordnungen der Eingebornen in Bezug auf Feuer. „Während des ganzen Jahres ist nicht gestattet, des Nachts in den Häusern der Leute Feuer anzuzünden. Es ist dem Gotte geweiht und daher sitzen und schwatzen sie nach Sonnenuntergang im Dunkeln. Die Regel hat nur zwei Ausnahmen: erstens, Feuer um in der Nacht gefangene Fische zu kochen, aber dies darf alsdann nicht in den Häusern, sondern

---

[1]) Sir G. Grey, Polynesian Mythology; London, 1855, pp. 45—9.

muß im Kochhause geschehn; und zweitens ist ein Licht in einem Hause gestattet, wo sich ein Wochenbett befindet." [1]) Wahrscheinlich haben die americanischen Forscher das Staunen der Eingebornen, als diese Cigarren rauchen und Feuer aus Stein und Stahl kommen sahen, ebensowohl falsch gedeutet als das Essen roher Fische und die Abwesenheit von Spuren des Kochens in den Wohnungen. Wenn die ähnliche Erzählung von den Einwohnern der Jardines wirklich von einem Augenzeugen herrührte, mag sie in der nämlichen Weise entstanden sein. Zu Kotzebue's Zeit waren die Einwohner der Radakgruppe (welche vielleicht identisch mit den fraglichen Jardines) in gleichem Grade erstaunt über des Schmieds Apparat, obwohl Feuer eine wohlbekannte Sache für sie war. [2])

Die Umstände von Magalhaens' Entdeckung der Ladronen oder Marianen und der Philippinen im Jahre 1521 sind uns aus der Erzählung seines Gefährten Antonio Pigafetta bekannt, welcher die Sitten und Gebräuche der Eingebornen beschreibt, jedoch keine Andeutung giebt, daß ihnen Feuer fremd gewesen sei. Dieser alberne Zusatz muß bei spätern Autoren gesucht werden. Im Jahre 1652 gesellt Horn, nicht zufrieden mit Anführung der Geschichten Galvano's von den kanarischen Inseln und Los Jardines, auch die Eingebornen der Philippinen als eine des Feuers entrathende Rasse hinzu. [3]) Aber die Geschichte von den Ladronen-Insulanern ist selbst noch merkwürdiger als diese.

Die Künste dieser Leute werden von Pigafetta mit einiger Ausführlichkeit beschrieben. Er erwähnt die von den Frauen getragene dünne Kleidung aus Rinde, die Matten und Körbe, die hölzernen Häuser, die Canoes mit Ausliegern, und er bemerkt, daß die Eingebornen keine andern Waffen als Lanzen

---

[1]) Turner, Polynesia pp. 527–8, und Vocab.

[2]) Otto v. Kotzebue, Entdeckungsreise; Weimar, 1821, Bd. II. S. 67.

[3]) Hornius, De Originibus Americanis; Haag, 1662, pp. 51, 204. S. Goguet, vol. I. p. 69.

mit Fischknochenspitzen besaßen und keinen Begriff von Pfeilen hatten. Sie stahlen Alles, was sie erlangen konnten und endlich ging Magalhaens mit vierzig Mann an Land, verbrannte vierzig bis funfzig ihrer Häuser und tödtete sieben Einwohner. Hundert und achtzig Jahre später machte der Jesuitenpater Le Gobien einen neuen Zug in dieser Geschichte ausfindig. „Was am erstaunlichsten und was man kaum glaublich finden wird, ist, daß sie niemals Feuer gesehn hatten. Dieses so nothwendige Element war ihnen gänzlich unbekannt. Sie kannten weder seinen Nutzen noch seine Eigenschaften; und sie waren aufs Höchste überrascht, als sie es zum erstenmale bei Magelhaens Landung auf einer ihrer Inseln sahen, wo er etwa funfzig ihrer Häuser verbrannte, um diese Insulaner für die Beunruhigung zu strafen, die sie ihm verursacht hatten. Anfangs betrachteten sie das Feuer als eine Art Thier, das sich an das Holz klammerte, wovon es sich nährte. Weil die ersten, die ihm zu nahe kamen, sich verbrannt hatten, waren die andern eingeschüchtert und wagten es nur noch von ferne anzusehn, aus Furcht, sagten sie, von ihm gebissen zu werden und damit dieses schreckliche Thier sie nicht mit seinem heftigen Hauche verletzen möchte," u. s. w. Er erzählt weiter, wie sie sich bald daran gewöhnten und es benutzen lernten. [1])

Welche Veränderung in historischer Kritik seit 1700 eingetreten ist, erläutert in bemerkenswerther Weise der Umstand, daß der jesuitische Historiker erwarten durfte, man werde eine so sonderbare Geschichte, die keiner der Augenzeugen, welche die Entdeckung beschrieben, erwähnt hatte, hundert und achtzig Jahre später ohne den geringsten Beweis hinnehmen, und daß sein Vertrauen vom Publicum gerechtfertigt wurde, indem es in seiner Leichtgläubigkeit den Bericht glaubte und citirte. Ob er ihn direct aus irgend einem andern Buche nahm, kann ich nicht sagen; fügen wir indeß Galvanos Erzählung von den

---

[1]) Le Gobien, Histoire des Isles Marianes; Paris, 1700, p. 44.

Jardines zu Pigafettas Bericht über Magalhaens' Niederbrennen der Häuser der Ladroneninsulaner, so können wir uns das Entstehen der ganzen Erzählung Pater Le Gobien's erklären, ausgenommen die Vorstellung, daß das Feuer ein Thier sei, die aber aus Herodot entlehnt sein kann. „Die Aegypter haben auch geglaubt, das Feuer sei ein lebendiges Thier und verschlinge Alles, was es ergreifen könne, nachdem es sich aber mit Nahrung gefüllt, sterbe es an dem, was es verschlungen habe.“ [1])

Es giebt Erzählungen von feuerlosen Menschen in America, worauf ich nur verweisen kann. Pater Lafitau sagt ohne nähere Angabe, daß es deren gebe. [2]) Pater Lombard von der Gesellschaft Jesu, welcher im Jahre 1730 aus Kourou in Französisch-Guyana schreibt, schildert den Stamm der Amikouanen am Flusse Oyapok, die auch „langohrige Indianer“ genannt werden, weil ihre Ohren bis auf die Schultern reichten. Diese Nation, sagt er, die bisher unbekannt gewesen, ist äußerst wild; sie haben keine Kenntniß vom Feuer. [3])

Es ist ein sehr merkwürdiger Umstand, daß eine der ältesten Erzählungen von einer Rasse feuerloser Menschen zugleich die neueste ist. In Aethiopien, sagt der Geograph Pomponius Mela, „giebt es Leute, denen Feuer vor der Ankunft Eudoxus' so gänzlich unbekannt war und die sich so außerordentlich freuten, als sie es sahen, daß es ihnen das größte Vergnügen machte, die Flammen zu umarmen und brennende Dinge in ihrem Busen zu bergen, bis sie verletzt waren.“ [4]) Plinius setzt diese feuerlosen Menschen in seinem Cataloge monströser äthiopischer Stämme zwischen die stummen Menschen und die Pygmäen. Einigen, sagt er, war das Feuer unbekannt vor

---

[1]) Herod. III. 16.

[2]) Lafitau, Moeurs des Sauvages Amériquains; Paris, 1724, vol. I. p. 40.

[3]) Lettres Edifiantes et Curieuses; Paris, 1731, vol. XX. p. 223. Goguet, l. c.

[4]) Mela, III. c. 9.

der Zeit des ägyptischen Königs Ptolemäus Lathyrus.[1] Seine Erwähnung des Namens Ptolemäus Lathyrus zeigt, daß auch er die Reisen des Eudoxus von Cyzicus citirt. Ob es wirklich eine solche Person wie diesen Eudoxus gab und ob er wirklich die ihm zugeschriebenen Reisen machte oder nicht, ist nicht recht klar; seine Geschichte aber enthält, gleich derjenigen Sindbads, Vorstellungen, die zu der Zeit, als sie geschrieben wurde, geläufig waren. Und die volksthümliche Anschauungsweise hält mit solcher Zähigkeit an alten Geschichten fest, daß jetzt, nach Verlauf von etwa zweitausend Jahren, die feuerlosen Menschen und die Pygmäen von den modernen Aethiopiern selbst in genauere Verbindung gebracht werden als in den Schriften Plinius'. Dem Dr. Krapf war gesagt worden, daß die Dokos, vier Fuß hohe Menschen, die südlich von Kaffa und Susa lebten, sich von Wurzeln und Schlangen nährten und unbekannt mit Feuer seien.[2] Was die Pygmäen anlangt, so scheint die Erzählung einigen Grund zu haben, weil wirklich eine Rasse kleiner Menschen dort lebt. Man zeigte Krapf einen vier Fuß hohen Sclaven, der, wie man ihm sagte, ein Doko war. Aber zwischen vier Fuß und drei Spannen, der Höhe welche Plinius an anderer Stelle dem Pygmäengeschlechte zuschreibt,[3] ist doch ein Unterschied! Auch ist dies nicht das einzige Beispiel der bewundernswerthen Fortdauer alter Geschichten in diesem Welttheile, ganz abgesehn davon ob sie wahr sind oder nicht. In nicht großer Entfernung gab ein alter Neger Mr. Petherick eine Schilderung der monströsen Menschen, die er auf seinen Reisen gefunden hatte, den Menschen mit vier Augen, den Menschen mit Augen unter ihren Achselgruben, den Menschen, deren Ohren so groß waren, daß sie ihre Leiber bedeckten;[4]

---

[1]) Plin., VI. 35. S. auch II. 67.

[2]) Krapf, Travels etc. in East Africa; London, 1860, p. 51 etc. S. Perty, Grundzüge der Ethnographie, Leipzig, 1859, S. 248.

[3]) Plin, VII. 2.

[4]) Petherick, p. 367.

so genau hat der moderne Africaner die Wundergeschichten bewahrt, die zu Plinius' Zeit gänge waren. [1])

Eine unzweifelhafte Nachricht von einem feuerlosen Stamme würde für den Ethnographen vom höchsten Interesse sein, weil sie beweisen würde, daß die Rassen, welche Feuer machen können, einen großen Schritt vorwärts gethan haben, denn dies ist eine Kunst, die, einmal gelernt, schwerlich verloren werden könnte. Da wir aber sehen, daß Geschichten von solchen Stämmen immer und immer wieder ohne irgend eine haltbare Grundlage zum Vorschein gebracht worden sind, während weitere Kunde immer nur dazu diente, gegen solche Geschichten zu sprechen, so würde es nicht gerathen sein, andern derselben Art blos deshalb Vertrauen zu schenken, weil wir kein Mittel haben sie zu prüfen. Das Vorkommen solcher Geschichten in der Welt muß schon eine Ursache haben, aber deshalb folgt nicht, daß diese Ursache die wirkliche Existenz feuerloser Stämme sein müsse; ein bloßer Glaube an ihre Existenz wird dem Zwecke entsprechen und man weiß, daß dieser Glaube Jahrtausende hindurch geherrscht hat und besonders in den Prometheussagen der verschiedenen Regionen der Welt zu Tage getreten ist. Die Erfahrung zeigt, wie eine solche Idee, wenn sie einmal gehörig in Umlauf gekommen, sich von Zeit zu Zeit in Erzählungen, mit Ort, Datum und Umständen ausgestattet, geltend macht. Auch muß man sich erinnern, daß die feuerlosen Menschen nur eine der von alten und neuen Autoren erwähnten zahlreichen Rassen bilden, die sich durch den Mangel an irgend etwas auszeichnen, was der Mensch gewöhnlich besitzt, indem sie keine Sprache, keine Namen, keine Idee von geistigen Wesen, keine Träume, keinen Mund, keine Köpfe oder keine Nasen haben, deren wirkliche Existenz aber eine genauere Kenntniß keineswegs zu bestätigen vermochte.

In Verbindung mit den Geschichten von feuerlosen Stämmen mögen hier einige Angaben über eine Art Ueber-

---

[1]) Plin., VI. 35, 24; VII. 2.

gangszustand erwähnt werden. Mr. Backhouse hörte von einem Eingebornen von Vandiemensland, daß seine Vorfahren vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern kein Mittel gehabt hatten, Feuer zu machen. Sie erhielten es zuerst vom Himmel und bewahrten es, indem sie Feuerbrände mit sich umhertrugen, und wenn diese ausgingen, sahen sie sich nach dem Rauche des Feuers einer andern Gesellschaft um oder nach den rauchenden Resten eines jüngst verlassenen Feuers ihrer eigenen. [1]) Dieser merkwürdige Bericht stimmt mit der von Mr. Milligan erwähnten tasmanischen Mythe überein, welche erzählt, wie Feuer gleich einem Sterne von zwei Schwarzen herabgeworfen wurde, die nun im Himmel sind, die Zwillingssterne Castor und Pollux. [2]) Ueberdies hat Mr. Milligan selbst, als die Frage an ihn gerichtet wurde, in einer Weise geantwortet, die dem Berichte des Mr. Backhouse ziemlich genau entspricht, nämlich daß die Tasmanier überhaupt niemals Feuer durch künstliche Mittel machten, sondern es stets von einem Lagerplatze zum andern trügen. Auch wird berichtet, Mr. Mac Douall Stuart habe in der Versammlung der British Association von 1864 eine Angabe der nämlichen Art gemacht, nämlich daß die Eingebornen Südaustraliens Feuer durch die Reibung von zwei Stücken Holz über einem Häufchen dürren Grases erzeugen; im Norden aber sei dieses Verfahren unbekannt, Feuerbrände würden da beständig umhergetragen und erneuert, und wenn sie durch einen Zufall erlöschen, müsse eine weite Reise unternommen werden, um Feuer von andern Eingebornen zu erhalten. [3]) Ist es nun schon schwer zu glauben, daß sich die Tasmanier des Feuers bedienten, aber es nicht zu erzeugen verstanden, so ist es doch noch zehnmal schwerer sich vorzustellen, daß unter einer Bevölkerung wie diejenige Australiens, die dem Reisen und dem Verkehre unter benach-

---

[1]) Backhouse, Australia, p. 99.

[2]) S. das zwölfte Capitel.

[3]) Athenaeum, Oct. 15, 1864, p. 503.

ten Stämmen so ergeben ist und die auch, wie wir wissen, seit manchem Menschenalter eines der gewöhnlichsten Mittel zum Feuermachen besessen hat, dieses Mittel Gegenden des Nordens nicht erreicht haben sollte. Es mag übertriebene Zweifelsucht sein, aber ich halte es für sicherer, weitere Zeugnisse abzuwarten, bevor man es für positiv entschieden gelten läßt, daß irgend eine bekannte Rasse von Feuerbenutzern nicht zugleich Feuermacher gewesen, zumal da das Umhertragen von Bränden, um überall, wohin man kam, sofort Feuer anmachen zu können, in Theilen Australiens allgemein üblich war, wo die Eingebornen vollkommen fähig waren, sobald sie Lust hatten, mit ihrem Feuerbohrer Feuer zu machen. Sie fanden es nur bequemer, es mit sich umherzutragen.

So sind denn die Nachrichten vom Auffinden feuerloser Stämme von sehr zweifelhaftem Charakter; möglicherweise sind sie bis zu einem gewissen Grade wahr, doch ist dies nicht wahrscheinlich. Für die Existenz anderer, welche Feuer besaßen, aber es nicht selbst erzeugen konnten, liegen bedeutendere Zeugnisse vor. Anderseits aber gehört Beides, der Besitz des Feuers und die Kunst es zu machen, der ungeheuren Mehrheit der Menschheit an und es ist dem so gewesen, so weit unsre Forschung zurückreicht. Die Methoden des Feuermachens, die man in Anwendung gefunden hat, sind indeß sehr verschieden. Eine Uebersicht des Zustandes der Kunst in verschiedenen Ländern, wie derselbe durch directe Zeugnisse bekannt ist, genügt, um es wahrscheinlich zu machen, daß fast alle die in Anwendung gefundenen Verfahrungsarten die Nachfolger von rohern sind; und überdies bietet sich eine Masse indirecter Zeugnisse dar zur Ausfüllung historischer Lücken, wie es hinsichtlich der Erforschung des Steinzeitalters der Fall ist. Unter einigen der höchsten Rassen der Menschheit machen sich die niedrigern Methoden der Feuererzeugung noch immer bemerklich neben den höhern Verfahrungsarten, durch welche sie seit Jahrhunderten in den Hintergrund gedrängt worden sind. Die Reibung zweier Holzstücke mag vielleicht das ursprüngliche

Mittel zum Feuermachen sein, welches der Mensch angewendet hat; aber zwischen der rohesten und künstlichsten Weise, in welcher dies geschehn sein mag, hat ein bedeutender Fortschritt stattgefunden.

Eine der einfachsten Maschinen zur Feuererzeugung ist diejenige, die man „Stock und Rinne" nennen kann. Einen stumpfspitzigen Stock läßt man längs einer Rinne, die er selbst gemacht hat, in einem am Boden liegenden Stück Holz, ungefähr, wie es die beifolgende Zeichnung, Fig. 20, zeigt, hin und her gehen. Mr. Darwin sagt, das sehr leichte Holz des Hibiscus tiliaceus sei in Tahiti allein zu dem Zwecke benutzt worden. Ein Eingeborner konnte damit in wenig Secunden Feuer erzeugen; Mr. Darwin selbst fand es sehr schwierig, doch gelang es ihm endlich. Dieses Verfahren mit Stock und Rinne auf den Südseeinseln

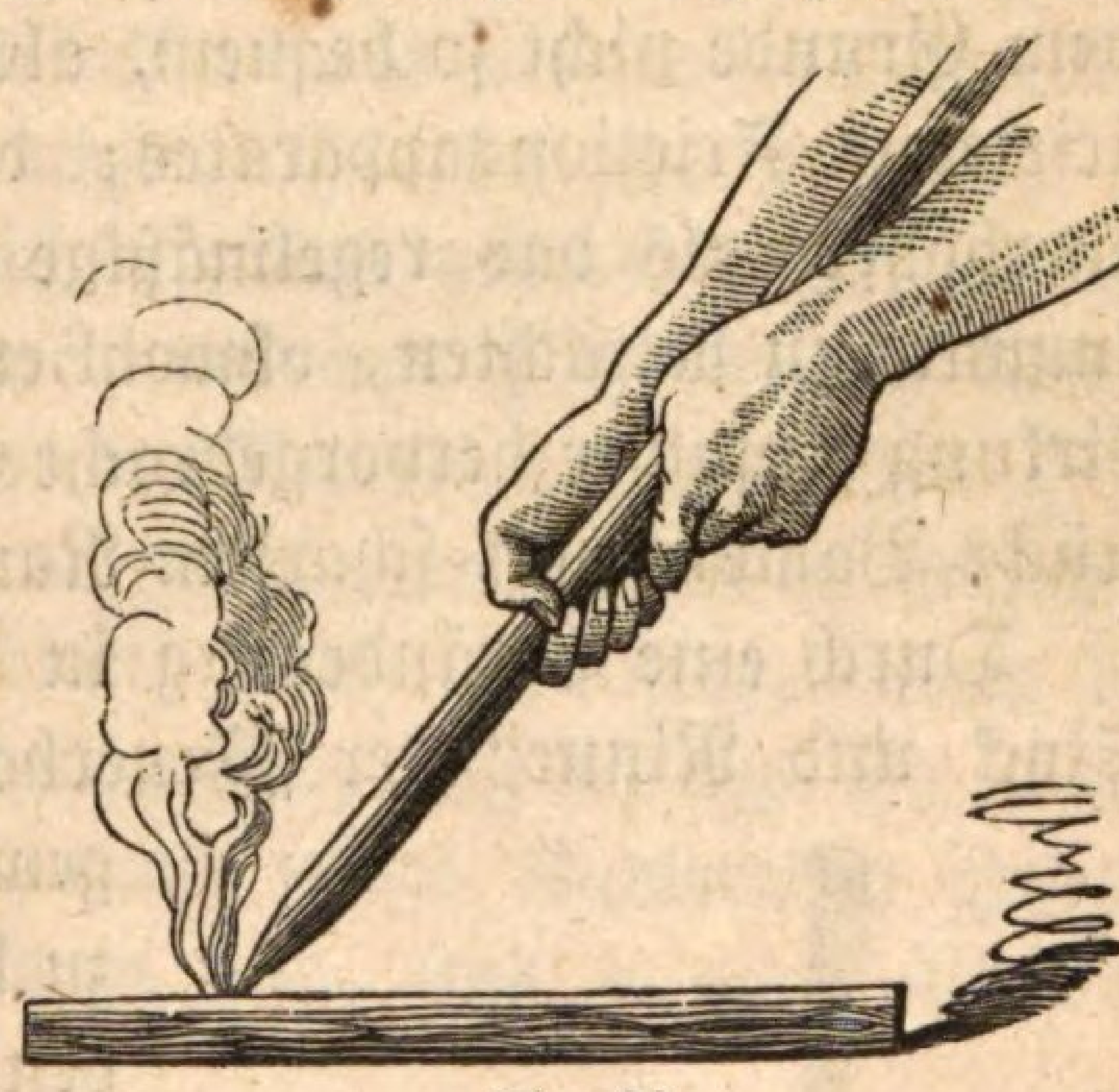


Fig. 20.

und zwar in Tahiti, Neuseeland, der Sandwich-, Tonga-, Samoa- und Radak-Gruppe, ist wiederholt beschrieben worden;[1]) doch habe ich es außerhalb dieser Region der Welt nie deutlich erwähnt gefunden. Sollte es auch anderswo bekannt sein, so würde seine Isolirung in einem besondern Gebiete, rings um welches andere Verfahrungsarten vorherrschen, immerhin eine ethnographische Thatsache von einiger Wichtigkeit sein. Auch ist zu bemerken, daß es dem noch einfachern

[1]) Darwin, in Narr., vol. III. p. 488. Polack, vol. I. p. 165. Tyerman & Bennet, vol. I. 141. Buschmann, Iles Marquises, etc. Berl. 1843, pp. 140—1. Mariner, Vocab., s. vv. tolo-afi, tolonga, cownatoo. S. S. Farmer, Tonga, etc.; London, 1855, p. 138. Walpole, Four Years in the Pacific, London, 1849, vol. II. p. 377. Kotzebue, Bd. III. S. 154.

Verfahren, Feuer mit zwei Stücken gespaltenen Bambusrohrs' zu schlagen, weit näher als „Feuerbohren" kommt. Die kieselhaltige Decke des Bambusrohrs macht es möglich, Feuer damit zu schlagen, und dies geschieht in Ostasien, sowie auch auf den großen malayischen Inseln Borneo und Sumatra, [1]) an oder nahe bei der Quelle, von wo, wie man annimmt, die höhere polynesische Rasse sich über die Inseln des Stillen Meers verbreitet hat. Doch will es scheinen, als sei das Feueranschlagen mit Bambus, wie einfach es auch scheint, aus irgend einem Grunde nicht so bequem, als die Anwendung des complicirteren Frictionsapparates; denn Marsden scheint den Feuerbohrer als das regelmäßige einheimische Instrument in Sumatra zu betrachten, obwohl er sagt, er habe auch dieselbe Wirkung einfacher hervorgebracht gesehn durch Reibung eines Stücks Bambus mit scharfem Rande gegen ein anderes.

Durch eine Veränderung in der Handhabung wird aus „Stock und Rinne" der „Feuerbohrer". Ich bin genöthigt gewesen, diese beide Ausdrücke zu bilden, da ich keine passenden vorfand. Der Feuerbohrer in seiner einfachsten Gestalt ist in Fig. 21 dargestellt; und Capitain Cooks Bemerkung über denselben und seine Anwendung unter den eingebornen Stämmen Australiens kann auch, wenn man von geringern Details absieht, als allgemeine Beschreibung dieses Werkzeugs, wie es sich überall in der Welt findet, dienen. „Sie erzeugen Feuer mit großer Leichtigkeit und breiten es in einer bewun-

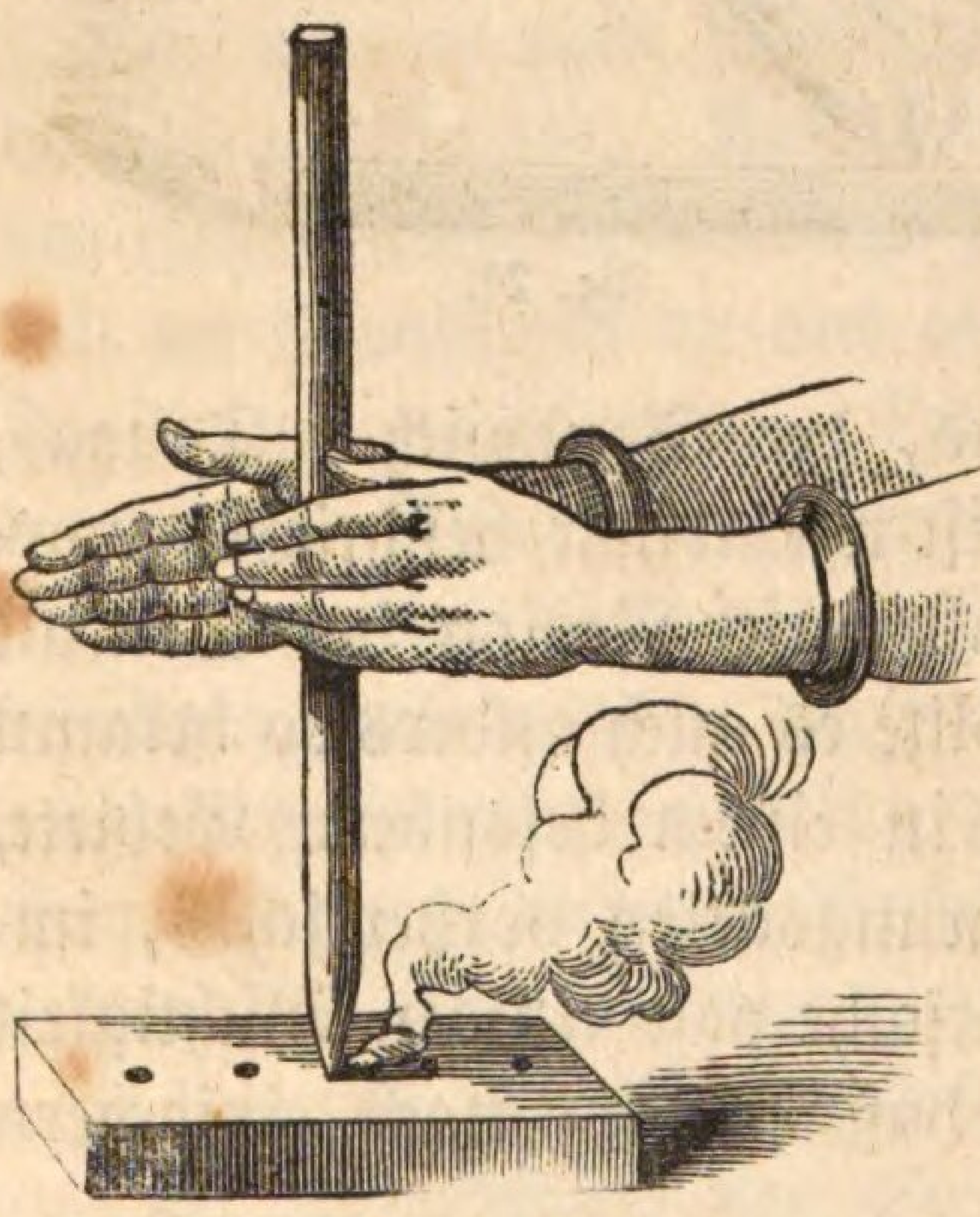


Fig. 21.

1) Bowring, vol. I. p. 206. St. John, vol. I. p. 137. Marsden, p. 60. S. Tennent, Ceylon, vol. I. p. 105.

dernswerthen Weise aus. Um es zu erzeugen, nehmen sie zwei Stücke trocknen weichen Holzes; das eine ist ein acht bis neun Zoll langer Stock, das andre Stück ist flach; dem Stocke geben sie an dem einen Ende eine stumpfe Spitze, und indem sie ihn auf dem andern aufdrücken, drehen sie ihn flink zwischen beiden Händen, wie man einen Quirl dreht, wobei sie die Hände oft emporschieben und dann am Stocke abwärts bewegen, um den Druck so viel wie möglich zu steigern. Mit dieser Methode bekommen sie in weniger als zwei Minuten Feuer und aus dem kleinsten Funken lassen sie es mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit anwachsen." [1]) Es scheint sowohl in Australien als anderwärts üblich, das untere Stück auf den Boden zu legen, indem man es mit den Händen oder Knien festhält. Viel mag dabei von der Art des angewendeten Holzes, dessen Trockenheit u. s. w. abhängen, denn in manchen Ländern scheint es mehr Zeit und Mühe zu kosten, indem oft zwei Leute dabei dergestalt thätig sind, daß der eine am obern Ende des Stockes anfängt, wenn seines Kameraden Hände ziemlich bis zum Boden gelangt sind, und so fort, bis das Feuer kommt.

Im Gegensatz zu der Isolirung des „Stock und Rinne" in einem einzigen Districte, ist die geographische Verbreitung des einfachen Feuerbohrers unbegrenzt. Seine Anwendung unter den Australiern bildet eines der Merkmale, welche ihre Cultur von derjenigen der Polynesier unterscheiden, während er unter den Malayen in Sumatra [2]) und auf den Carolinen [3]) wieder erscheint. Cook fand ihn in Unalaschka [4]) und die Russen in Kamtschatka, wo ihn viele Jahre hindurch Stein und Stahl nicht unter den Eingebornen zu verdrängen vermochte, indem jedermann fortfuhr, seine Feuerstöcke mit sich

[1]) Cook, First Voy. H., vol. III. p. 234. Angas, S. Australia, pl. 27.

[2]) Marsden, p. 60.

[3]) Kotzebue, Bd. III. S. 154.

[4]) Cook, Third Voyage, vol. II. p. 513.

zu führen.[1]) Man hat Grund, anzunehmen, daß er in Indien herrschte, bevor die Aryaner ins Land einfielen, welche einen verbesserten Apparat mitbrachten, denn bis diesen Tag wird er von den wilden Veddahs in Ceylon gebraucht, einer Rasse, die so fähig ist, fremder Neuerung zu widerstehen, daß sie nicht Tabak rauchen gelernt haben.[2]) Er herrscht oder herrschte noch in neuern Zeiten durch einen großen Theil Südafrica's [3]) und war in Gebrauch unter den Guanchen der kanarischen Inseln im siebzehnten Jahrhundert.[4]) Was Nordamerica anlangt, so beschreibt man ihn unter Eskimos und indianischen Stämmen.[5]) Er war in Mexico in Gebrauch,[6]) und Fig. 22, einer alten mexicanischen Bilderschrift entnommen, zeigt wie der Bohrer gedreht wird; während Feuer, in der üblichen conventionellen Weise gezeichnet, aus dem Loche kommt, worin sich die Spitze dreht. Er war im Gebrauch in Centralamerica,[7]) in Westindien,[8]) und in Südamerica bis hinab zur Magellansstraße.[9])

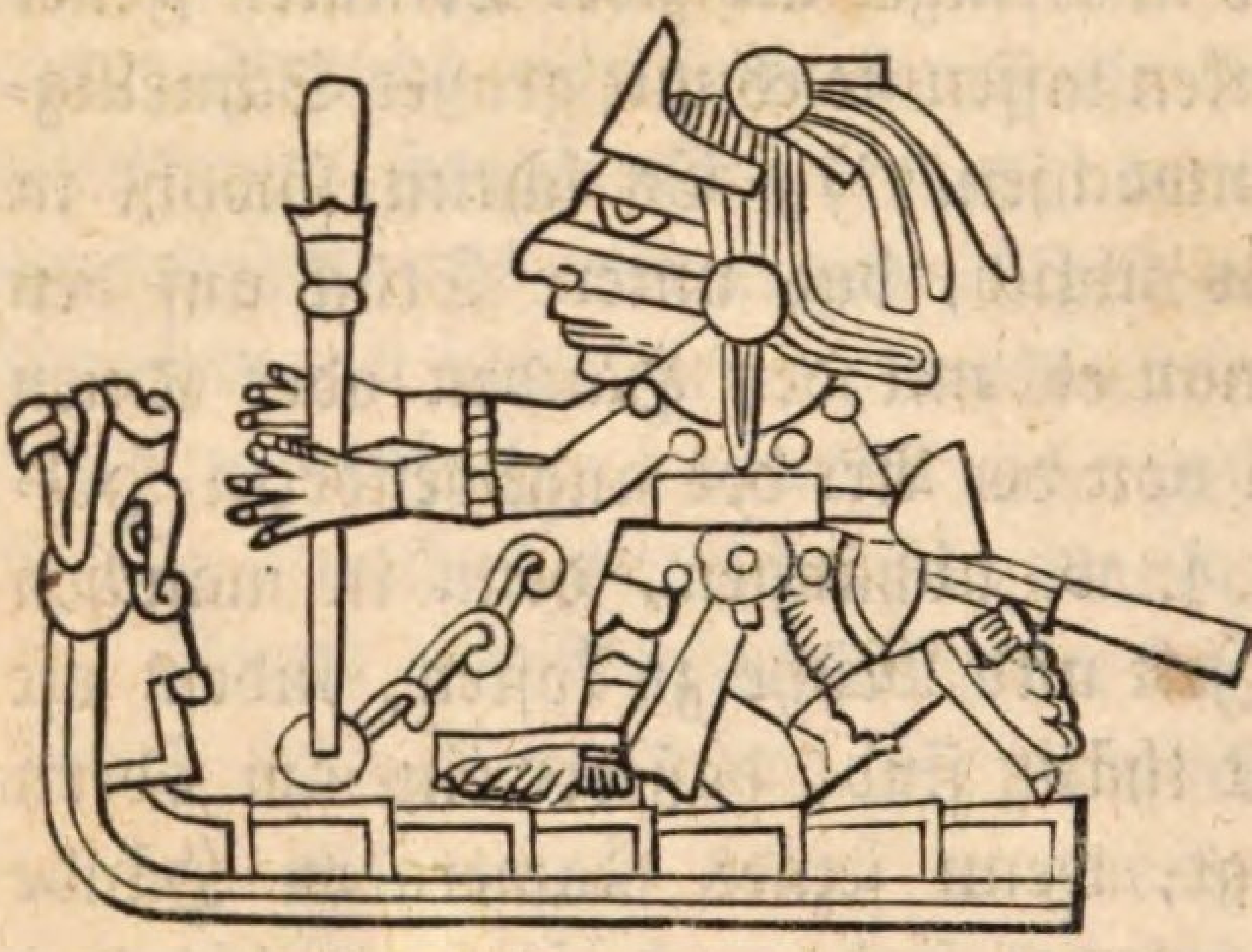


Fig. 22.

---

1) Kracheninnikow, p. 30.

2) Tennent, Ceylon, vol. II. p. 451. Bailey, in Tr. Eth. Soc., 1863, p. 291.

3) Casalis, p. 129. Klemm, C. W., Th. I. S. 67.

4) Glas, Canary Islands; London, 1764, p. 8.

5) Klemm, C. G., Bd. II. S. 239. Schoolcraft, part, I. p. 214. Loskiel, p. 70. Lafitau, Moeurs des Sauvages Amériquains; Paris, 1724, vol. II. p. 242.

6) Kingsborough, Selden M. S., Vatican M. S.

7) Brasseur, Popol-Vuh; pp. 64, 218, 243.

8) Oviedo, Hystoria General de las Indias; Salamanca, 1547, VI. 5.

9) Spix und Martius, Bd. II. S. 387, und Tafeln. Purchas,

Der Name „Feuerbohrer“ ist indeß nicht blos für diese einfachste Form gewählt worden. Dieses rohe Instrument erfordert, wie sich wohl denken läßt, einen großen Aufwand an Zeit und Kraft, und es ist durch verschiedene Vorrichtungen verbessert worden, die den bei Bohrwerkzeugen angewendeten so genau entsprechen, daß man sie am füglichsten zusammen classificirt. Selbst die unbeholfene Einrichtung des einfachen Feuerbohrers hat man zum Lochbohrer angewendet gefunden. Sie wurde oben erwähnt als angewendet zum Durchbohren harter Steine unter den rohen Indianern Südamerica's und, was noch erstaunlicher ist, die Eingebornen Madagascars bohrten Löcher, indem sie ihren Bohrer zwischen den Ballen ihrer Hände drehten, [1]) obwohl sie in Künsten weit genug vorgeschritten waren, daß sie eiserne Werkzeuge fertigten, und natürlich waren auch die auf so primitive Weise gehandhabten Bohrer mit Eisenspitzen versehen.

Das Princip des gewöhnlichen Bogens, womit der Holzarbeiter seinen Centrumbohrer in Bewegung setzt, wird aufs Feuermachen durch einen sehr einfachen Kunstgriff angewendet, wie ihn Fig. 23 zeigt, welche nach Mr. Darwin's Beschreibung des von den Gauchos der Pampas beobachteten Verfahrens gezeichnet ist;

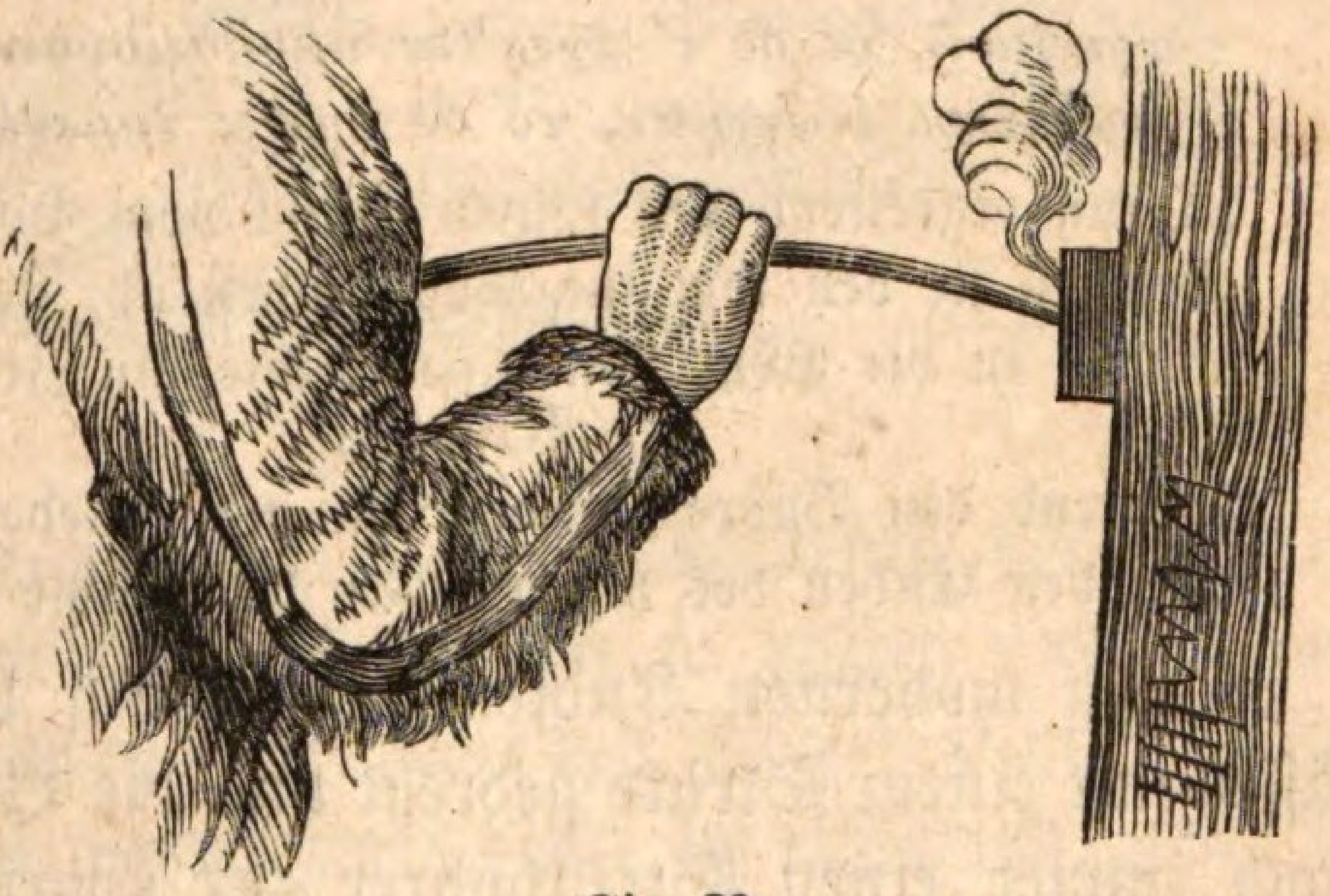


Fig. 23.

„er nimmt einen etwa achtzehn Zoll langen elastischen Stock, stemmt das eine Ende gegen seine Brust, das an-

vol. III. p. 983; vol. IV. p. 1345. Molina, vol. II. p. 122, Dobrizhoffer, Bd. II. S. 118. Garcilaso de la Vega, Comentarios Reales (2. ed.); Madrid, 1723, p. 198.

[1]) Ellis, Madagascar, vol. I. p. 317.

dere (welches gespitzt ist) in ein Loch in einem Stück Holz, und dann dreht er den krummen Theil rasch, wie einen Centrumbohrer." [1]) Es ist zu bemerken, daß die Gauchos keine Wilden, sondern halbwilde Hirten von gemischtem europäischen, indianischen und africanischen Blute sind, die wahrscheinlich ein solches Mittel zum Feueranzünden nur brauchten, wenn Stahl und Stein augenblicklich nicht zur Hand waren, und ihr Feuerbohrer ist nicht nur dem Centrumbohrer ähnlich, sondern höchst wahrscheinlich eine Nachahmung desselben.

Einen Strang oder Riemen um den Bohrer zu winden, um ihn, indem man beide Enden abwechselnd zieht, sehr rasch umdrehen zu lassen, ist eine große Verbesserung des einfachen Handdrehens. Wie Kuhn nachgewiesen hat, war dieser Kunstgriff beim Bohren in Europa in uralter Zeit üblich, Odysseus beschreibt ihn, indem er erzählt, wie er und seine Gefährten das Auge des Cyclopen ausstachen:

οἱ μὲν μοχλὸν ἑλόντες ἐλάινον, ὀξὺν ἐπ' ἄκρῳ,
ὀφθαλμῷ ἐνέρεισαν· ἐγὼ δ' ἐφύπερθεν ἀερθεὶς,
δίνεον· ὡς ὅτε τις τρυπῷ δορυ νήιον ἀνὴρ
τρυπανῷ, οἱ δέ τ' ἔγερθεν ὑποσσείουσιν ἱμάντι
ἁψάμενοι ἑκάτερθε, τὸ δὲ τρέχει ἐμμενὲς αἰεί. [2])

„Dann ergreifend den spitzen Pfahl vom Holz der Olive,
Stießen sie den ihm ins Aug', indeß ich, stehend darüber,
Bohrt' in die Höhl' ihn hinein, wie ein Zimmermann bohret ein Bauholz,
Führend den Bohrer, bewegt hin und wieder von den Gehilfen
Mit den Enden des Riems, daß die Spitze sich dreht unabläßig."

Im modernen Indien werden auf diese Weise Butterfässer mit einem Stricke gedreht und die Brahminen brauchen noch immer einen Strickbohrer zur Erzeugung des heiligen Feuers, wie sogleich des Nähern angegeben werden soll. Auf der andern Halbkugel der Erde findet sich das Nämliche unter den Eskimos. Davis (nach welchem die Davisstraße benannt ist) beschreibt im Jahr 1586, wie ein Grönländer „auf diese

[1]) Darwin, in Narr., vol. III. p. 488.
[2]) Kuhn, Herabkunft des Feuers, S. 39. Hom. Od., IX. 382.

Weise Feuer anzuzünden begann: er nahm ein Stück Bret, worin ein Loch halb durch war; in dieses Loch setzte er das Ende eines runden Stocks, benetzte das Ende desselben mit Thran und indem er ihn nach Art eines Drechslers mit einem Stück Leder drehte, erzeugte er durch seine heftige Bewegung sehr geschwind Feuer." [1]) Der Holzschnitt Fig. 24 ist nach einer Zeichnung aus dem vorigen Jahrhundert, welche zwei



Fig. 24.

Eskimos beim Feuermachen zeigt, von denen der eine ein Querstück hält, um die Spindel fest zu halten und gehörig niederzudrücken, während der andre den Riemen zieht. [2]) Diese Form des Apparats nimmt zwei Leute in Anspruch, aber die Eskimo haben eine Modification desselben erfunden, so daß ein einziger Mann dabei ausreicht. Sir E. Belcher beschreibt deren Anwendung zum Löcherbohren mittels einer Spitze von

[1]) Hakluyt, vol. III. p. 104.

[2]) Henry Ellis, Voyage to Hudson's Bay; London, 1748, pp. 132, 234.

grünem Jaspis folgendermaßen: Der Riemen . . . geht zweimal um die Spindel, deren oberes Ende durch ein Mundstück aus Holz festgehalten wird, in welches ein Stück des nämlichen Steines, mit einer Höhlung versehen, eingesetzt ist. Fest zwischen den Zähnen gehalten, dirigirt dieses das Werkzeug. Jeder Arbeiter würde erstaunt sein über die Leistung dieses Werkzeugs auf Elfenbein; nachdem ich es aber einmal selber probirt, fand ich das Schwirren oder Vibriren auf Kinnladen, Kopf und Gehirn gerade hinreichend, um den Versuch nicht zu wiederholen." [1])

Eskimo-Apparate zum Feuermachen in der nämlichen Weise befinden sich im Edinburgh Industrial Museum, und Fig. 25 soll die Weise der Anwendung zeigen. Der Riemen-

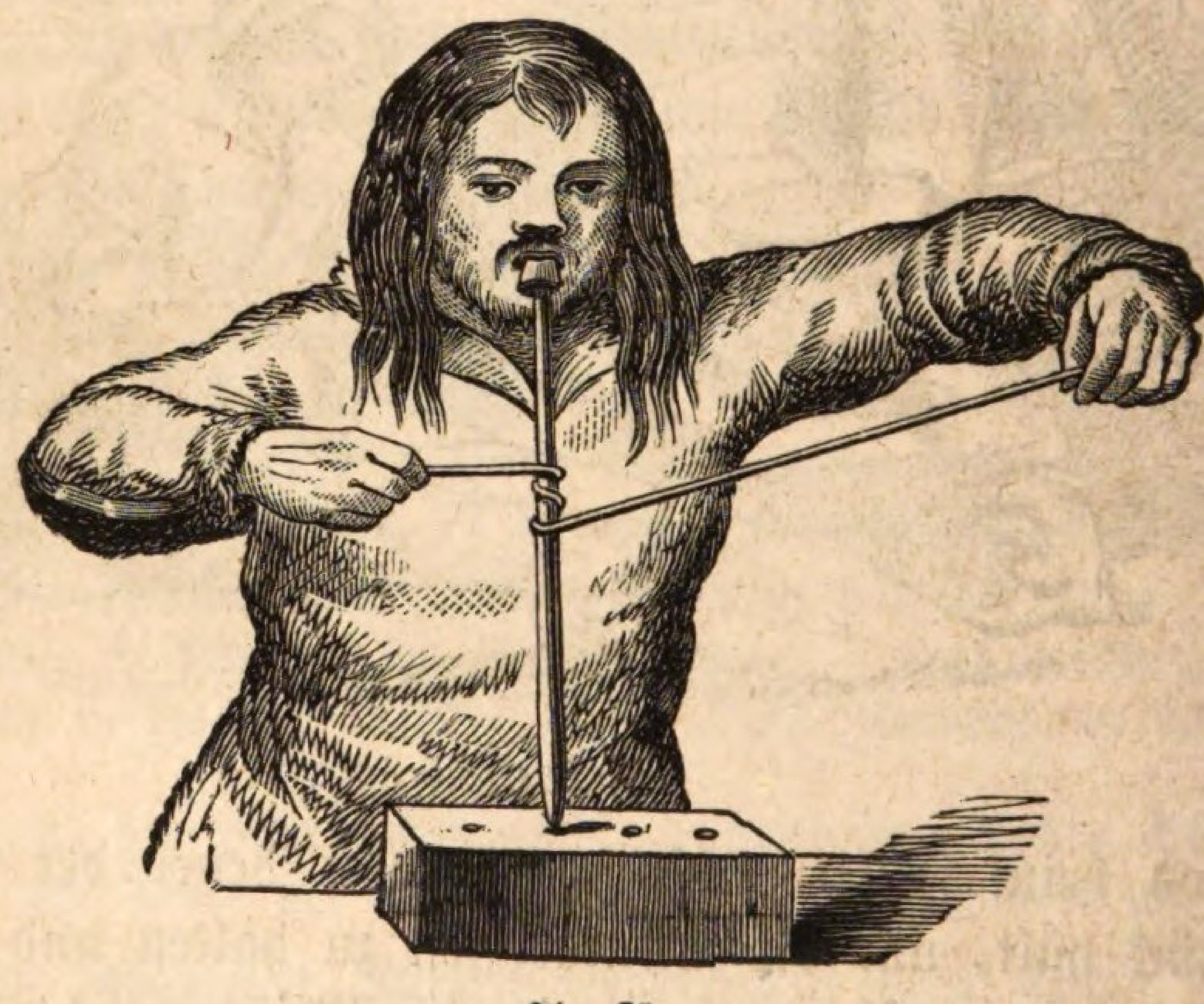


Fig. 25.

bohrer mit dem Mundstück ist auf den Aleutischen Inseln sowohl zum Lochbohren als zum Feuermachen im Gebrauche gefunden worden. [2]) Endlich giebt es auch eine Art Strickbohrer, dessen sich die Neuseeländer bedienen, um Löcher durch harten Grünstein u. s. w. zu bohren und bei welchem die Spindel

---

[1]) Sir E. Belcher, in Tr. Eth. Soc., 1861, p. 140.
[2]) Kotzebue, Bd. III. S. 155.

selbst belastet ist. Er wird beschrieben als ein „zehn Zoll langer scharfer Holzstock, an dessen Mitte zwei Steine befestigt sind, um Druck auszuüben und das Amt eines Schwungrades zu versehen. Die erforderliche rotirende Bewegung wird dem Stocke durch zwei wechselsweise gezogene Schnuren gegeben." [1]) Es muß natürlich ein Mittel vorhanden sein, um die Spindel aufrecht zu halten. Die Neuseeländer scheinen ihren Bohrer nicht ebenso wie zum Bohren auch zum Feuermachen benutzt zu haben, sondern bei ihrem „Stock und Rinne" geblieben zu sein.

Eine weitere Verbesserung ist, an die Stelle des bloßen Riemens oder Stricks einen Bogen mit einer schlaffen Sehne zu setzen, denn nun verrichtet beim Umtreiben der Spindel eine Hand das Werk von zwei. Das Centrum, worin sich ihr Ende dreht, kann mit der andern Hand niedergehalten oder (wie es sehr häufig geschieht) gegen die Brust des Arbeitenden gestemmt werden. Der solchergestalt gebildete Bogenbohrer ist ein sehr altes und wohlbekanntes Bohrinstrument, ebenso vertraut dem Handwerker im modernen Europa, wie es im alten Aegypten war. Die einzige Localität, bezüglich deren ich eine Notiz über seine Anwendung zum Feuermachen gefunden habe, ist unter den nordamericanischen Indianern. Die Kupfertafel, welcher Fig. 26

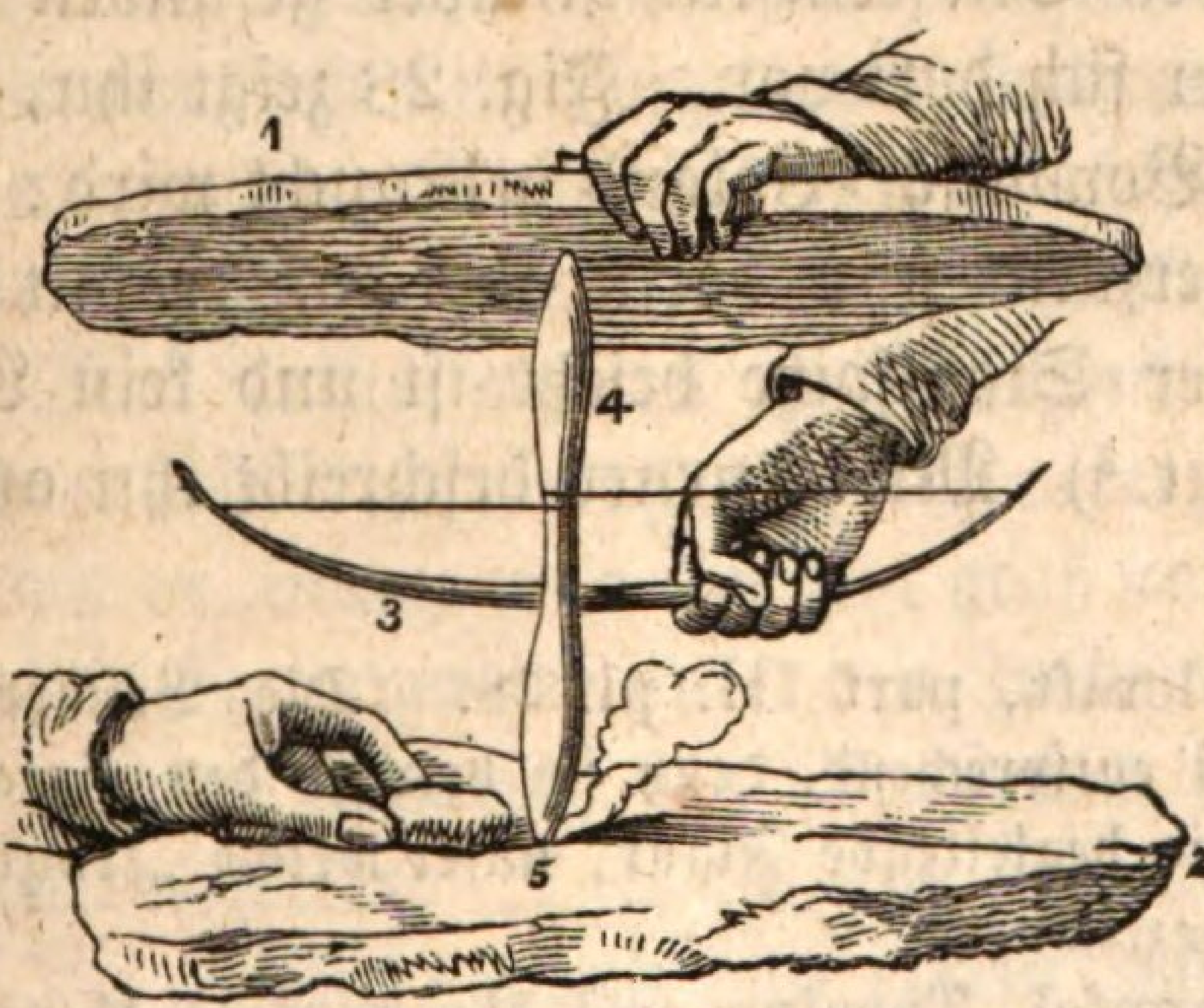


Fig. 26.

---

[1]) Thomson, New Zealand, vol. I. p. 203.

entnommen ist, stellt, wie Schoolcraft angiebt, den von den Sioux oder Dacotahs gebrauchten Apparat dar.[1]) Wenn sie ihn wirklich brauchten, so haben sie möglicherweise die Idee dem europäischen Bogenbohrer entlehnt.

Endlich giebt es noch ein eigenthümliches kleines Geräth, den englischen Werkzeugmachern als der „Pumpenbohrer" bekannt, weil es gleich einer Pumpe auf und nieder bewegt wird. Das in den Londoner Werkzeugläden vorräthige ist ganz von Metall und erweitert sich zwiebelförmig anstatt der Scheibe, welche Fig. 27 zeigt; die letztere stellt die in der Schweiz übliche Art dar, die aus einer hölzernen Spindel besteht, welche mit einer Stahlspitze versehn und mit einer Holzscheibe beschwert ist. Eine Schnur ist an den Enden des Querstücks und am obersten Ende der Spindel befestigt. Während die Hand das Querstück niederdrückt, windet es die Schnur ab und dreht die Spindel; während die Hand wieder gehoben wird, dreht sich die Scheibe, wie ein Schwungrad wirkend, weiter und windet die Schnur wieder auf, und so fort. Holtzappfel sagt, der Pumpenbohrer sei unter den orientalischen Nationen ebenso wohl bekannt, wie der Brustbohrer, obwohl er in England wenig gebraucht wird, ausgenommen von Porzellan- und Glaskittern.[2]) Vielleicht mag er seinen Weg aus Asien nach den Südseeinseln hinüber gefunden haben; jedenfalls findet er sich dort vor. Fig. 28 zeigt ihn, wie er in Fakaafo oder Bowditsch-Island gebraucht wird: er weicht von der Schweizerform nur darin ab, daß er mit einem Steine statt mit einer Stahlspitze besetzt ist und kein Loch durch das Querstück hat.[3]) Mr. Turner beschreibt ihn auf den benach-

---

1) Schoolcraft, part III. pl. 28. Die Beschreibung, p. 228, ist jedoch nicht entsprechend, denn sie betrifft den einfachen Handfeuerbohrer, und die begleitende Figur, unter welche „Iroquois" geschrieben ist, ist falsch gezeichnet.

2) Holtzappfel, Turning and Mechanical Manipulation; London, 1856, vol. II. p. 557.

3) Wilkes, U. S. Exp., vol. V. p. 17.

barten Samoanen- oder Schifferinseln als mit einem von den Fremden erlangten Nagel oder einer Segelnadel besetzt,[1]) aber das von ihm dem Hunterian Museum zu Glasgow geschenkte

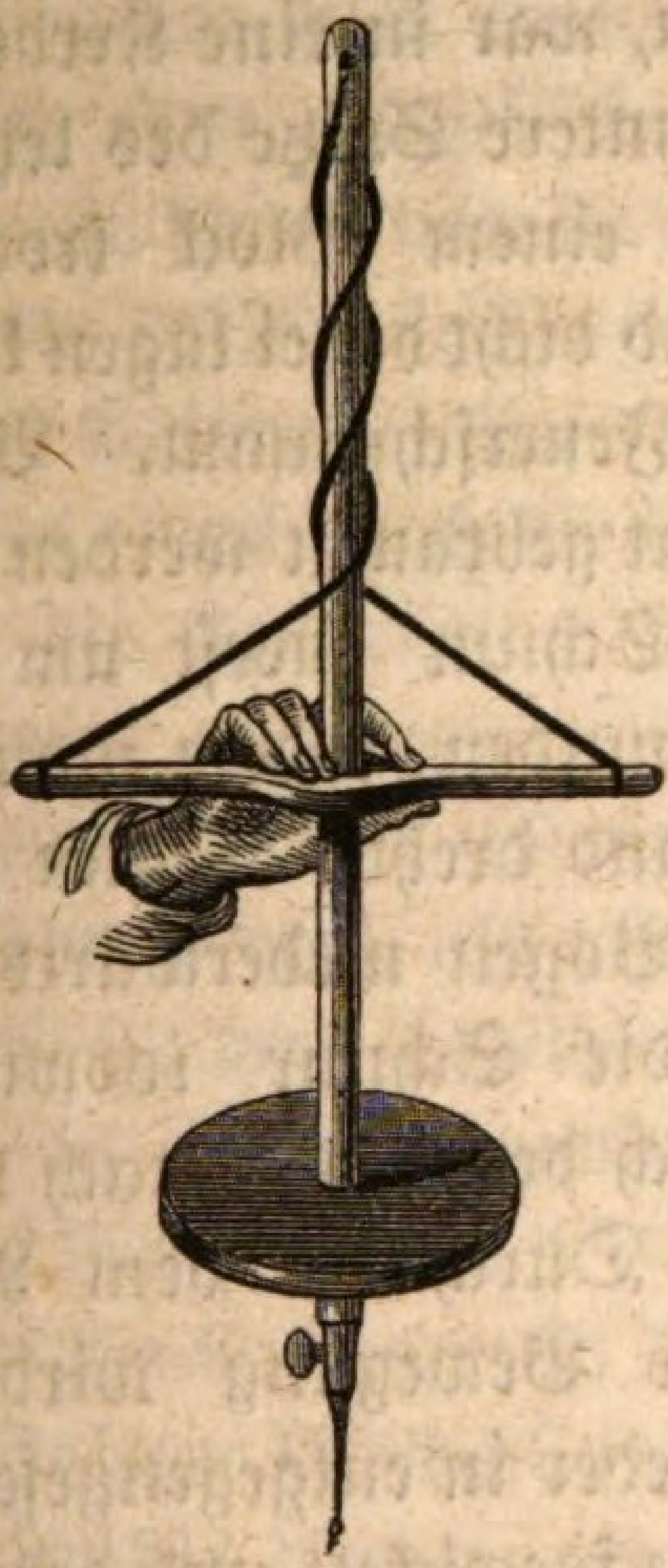


Fig. 27.

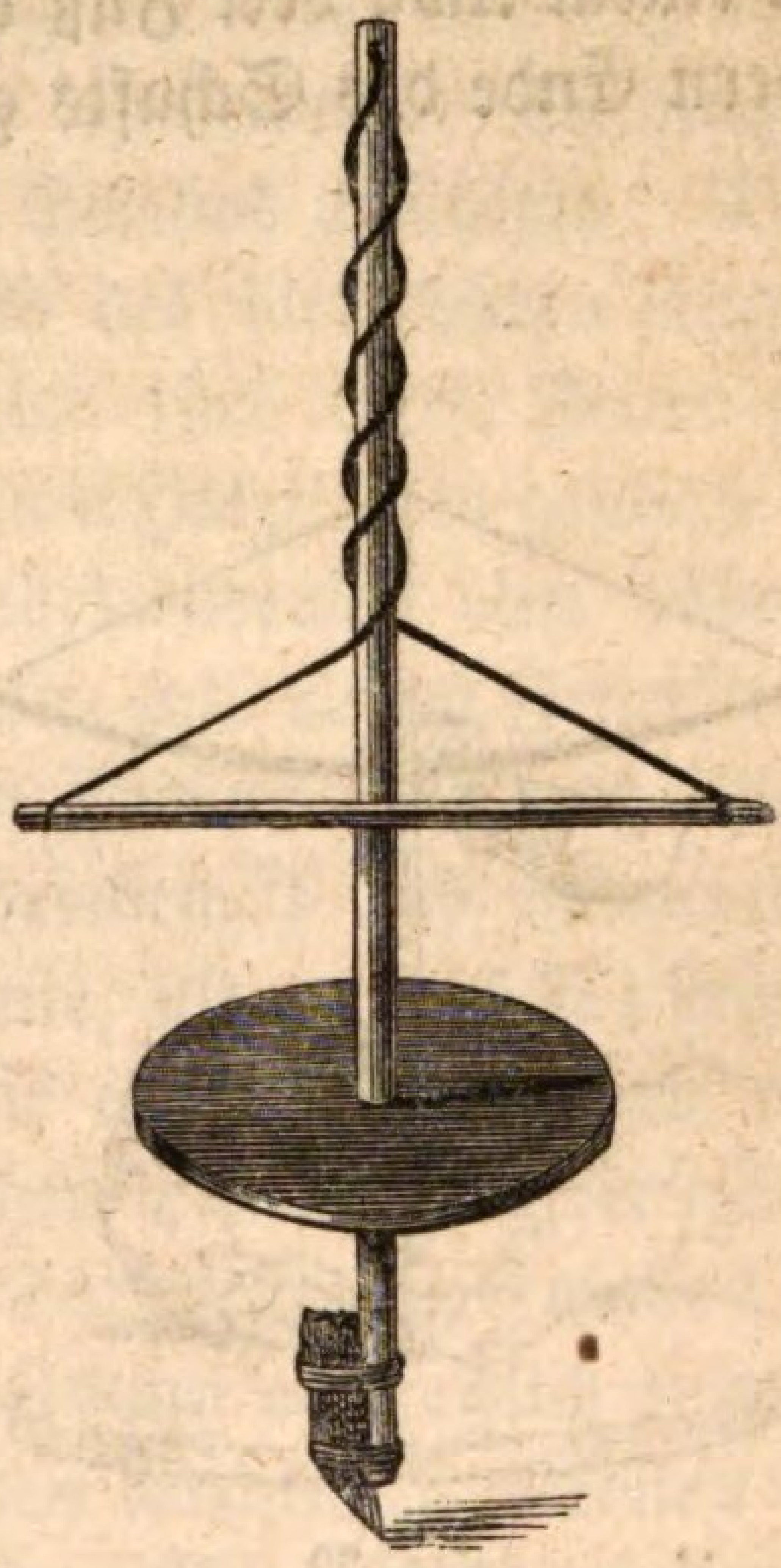


Fig. 28.

Exemplar hat eine Steinspitze. Die Eingebornen brauchen ihn, um ihre aus Muschel gemachten Angelhaken zu bohren; hierzu, sowie um Löcher in Porzellan zu bohren, ist er besonders geeignet, weil die Leichtigkeit und Gleichmäßigkeit seines Druckes die Gefahr mindert, diese zerbrechlichen Stoffe zu sprengen. Man sollte meinen diese Eigenschaft werde den Pumpenbohrer besonders unpassend zur Feuererzeugung machen; gleichwohl hat er, indem man ihn sehr groß und schwer machte, diesen Dienst in Nordamerica unter den Irokesen leisten müssen. Fig. 29 zeigt ihren Apparat, den Mr. Lewis H. Morgan folgendermaßen beschreibt: „Dies ist eine indianische und uralte Erfindung . . . Sie bestand aus einem aufrechten Schaft,

[1]) Turner, p. 273.

etwa vier Fuß lang und einen Zoll stark im Durchmesser, an dessen unterem Theile sich ein kleines Rad befand, um ihm Gewicht und Schwungkraft zu geben. Eine Schnur, befestigt an einem etwa drei Fuß langen Bogen, war in eine Kerbe am obern Ende des Schafts gelegt. Die untere Spitze des letztern ruhte auf einem Block trocknen Holzes, und dicht dabei lagen kleine Stückchen Feuerschwamm. Wenn der Apparat gebraucht werden soll, wird die Schnur zuerst um den Schaft gewunden, indem man ihn mit der Hand dreht. Dann zieht man den Bogen niederwärts, so daß sich die Schnur loswickelt, während sich der Schaft nach links umdreht. Durch die dem Rade mitgetheilte Bewegung wird die Schnur wieder in entgegengesetzter Richtung aufgewickelt und der Bogen wieder emporgezogen. Der Bogen wird wieder niedergezogen und die Umdrehung des Schafts erfolgt in entgegengesetzter Richtung, indem die Schnur losgewickelt und wieder aufgewickelt wird, wie vorher. Diese abwechselnde Umdrehung des Schafts wird fortgesetzt, bis von der Spitze, wo sie auf dem Stück trockenen Holzes unten ruht, Funken ausgehen. Durch die Heftigkeit der Reibung werden in wenig Augenblicken Funken erzeugt und entzünden den Schwamm, welcher schnell ein Feuer liefert." [1])

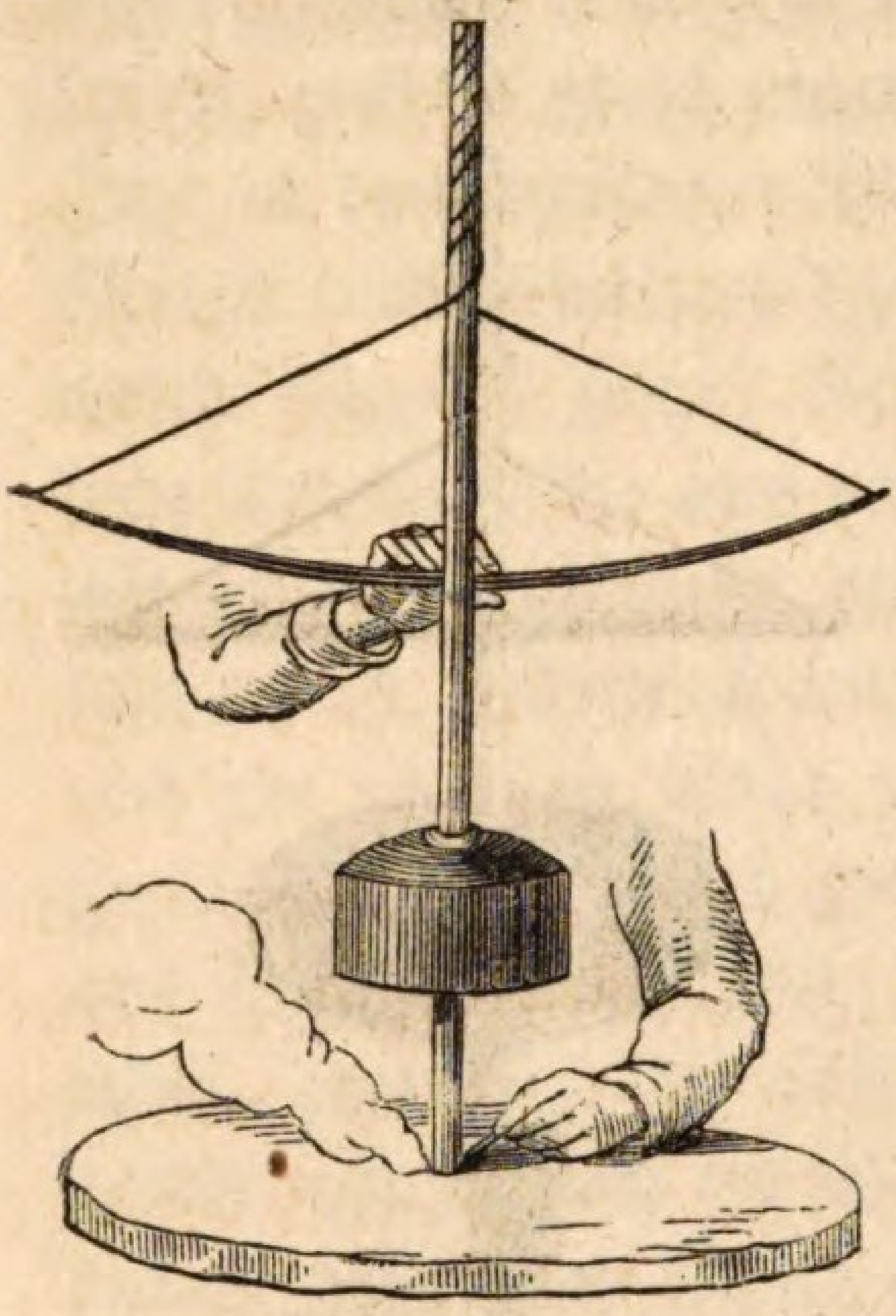


Fig. 29.

Es ist nun nothwendig, andre Methoden der Feuererzeugung zu erwähnen, die man in verschiedenen Ländern in Anwendung gefunden hat.

Die Eingebornen des Feuerlandes unterscheiden sich merk-

[1]) L. H. Morgan, League of the Iroquois; Rochester, U. S., 1851, p. 381.

lich von ihren nördlichen Nachbarn durch ihr Verfahren beim Feuermachen. Im Jahr 1520 besuchte Magalhaens auf seiner berühmten Reise die gigantischen Patagonier, welche glaubten, die Spanier seien vom Himmel herabgekommen, und die, indem sie den europäischen Gästen die einheimische Theologie erklärten, ihnen von ihrem Hauptgott Setebos erzählten. Die Wilden, welche solchergestalt das Bild des dienstbaren Ungeheuers Caliban[1]) liefern halfen, zeigten ihre Weise Feuer zu machen, was durch die Reibung von zwei Holzstücken geschah.[2]) Aber die Feuerländer haben seit Jahrhunderten eine höhere Methode angewendet, indem sie Funken mit einem Feuerstein aus einem Stück Eisenpyrit auf ihren Zunder schlugen. Dies Verfahren wird als noch üblich beschrieben,[3]) und ist augenscheinlich, was Capitain Wallis meinte, als er (1767) sagte, „um ein Feuer zu machen, schlagen sie einen Kiesel gegen ein Stück Schwefelkies."[4]) Eine weit frühere Erwähnung der nämlichen Sache kommt in der Reise des Sarmiento de Gamboa in den Jahren 1579-80 vor.[5]) Eisenpyrit kann vortrefflich anstatt des Stahls dienen und wurde in hohen nördlichen Breiten in America unter den Sklaven- und Dog-Rib (Hundsrippen-)

---

[1]) Cal. „Bist Du nicht vom Himmel gefallen?" (Sturm, Act II, Scene 2.)

Cal. „. . . . Meiner Mutter Gott, Setebos." (Ebendas. Act I. Scene 2.)

[2]) Pigafetta, in Pinkerton, vol. XI.

[3]) W. P. Snow, Tierra del Fuego, etc.; London, 1857, vol. II. p. 360.

[4]) Wallis, in Hawkesworth, vol. I. p. 171,

[5]) Sarmiento de Gamboa, Viage al Estrecho de Magallanes; Madrid, 1768, p. 229. „Y unos pedazos de pedernal, pasados, y pintados de margaxita de oro y plata: y preguntándoles que para qué era aquello? dixeron por señas, que para sacar fuego; y luego uno de ellos tomó unas plumas de las que trahia, y sirviéndole de yesca, sacó fuego con el pedernal. Paréceme que es (casca?) de metal de plata ú oro de veta, porque es al naturnal como el curiquixo de porco en el Pirú."

Indianern in regelmäßigem Gebrauche gefunden.[1]) Es ist wahrscheinlich der Eisenstein, den die Eskimos ujaraksavimi-nilik nennen und aus dem sie Feuer mit einem Stück Feuerstein schlagen,[2]) und auf ihn bezieht sich vielleicht Pater Le Jeune's Angabe, daß die Algonquin-Indianer Feuer mit zwei Mineralien (pierres de mine) schlagen.[3]) Der Gebrauch des Eisenpyrits zum Feuerschlagen war den Griechen und Römern bekannt und er führte gemeinschaftlich mit dem Feuersteine den Namen πυρίτης, pyrites, den er und einige andere metallische Sulphurete seitdem gänzlich in Besitz genommen haben.

Zwei Berichte über ein Verfahren beim Feuermachen in und um Nordwestamerica sind leider unbestimmt. Capitain Cook bemerkte, daß in Unalaschka die Eingebornen Feuer machten, indem sie zwei Steine aneinanderschlugen, deren einer stark mit Schwefel eingerieben war.[4]) Ihre Nachbarn, die aleutischen Insulaner, machen, wie Kotzebue sagt, Feuer, indem sie zwei mit Schwefel eingeriebene Steine über trockenem Moos, das ebenfalls mit Schwefel bestreut ist, zusammenschlagen.[5]) Es scheint keine leichte Sache, auf diese Weise mit zwei Feuersteinen Zunder anzuzünden, obwohl Theilchen des Schwefels leicht Feuer fangen, und ein Flintensteinmacher hat mir gesagt, Schießpulver lasse sich entzünden, indem man eine Menge Feuersteinstückchen heftig auf einen Quaderstein darauf niederwerfe. Pater Zucchelli, der um den Anfang des vorigen Jahrhunderts Missionär in Westafrica war, giebt folgenden Bericht über die Weise, in welcher, wie er sagt, die Neger auf ihren Reisen Feuer machten: „Wenn sie einen Feuer-

[1]) Mackenzie, Voyages; London, 1801, p. 38. Klemm, C. G., Bd. II. S. 26.

[2]) Hayes, Arctic Boat Journey; London, 1860, p. 217.

[3]) Le Jeune, Relation etc. (1634); Paris, 1635, p. 91. Lafitau, vol. II. p. 242.

[4]) Cook, Third Voy., vol. II. p. 513.

[5]) Kotzebue, Bd. III. S. 155.

stein auf der Straße fanden, knieten sie dabei nieder, nahmen ein Stückchen Holz in ihre Hände, streuten Sand zwischen den Stein und Holz und rieben beides so lange gegeneinander, bis das Holz zu brennen begann, und damit zündeten sie alle ihre Pfeifen an und setzten rauchend ihre Reise wieder munter fort."[1]) Es ist möglich, daß hier nicht eigentlicher Feuerstein, sondern Pyrit gemeint ist.

Stein und Stahl mag zu irgend einer Zeit nach dem Beginn des Eisenzeitalters in Gebrauch gekommen sein, die Geschichte meldet uns aber nicht das Datum ihrer Einführung in Griechenland und Rom, in China und den meisten andern Regionen der alten Welt. In neuern Zeiten haben sie sich mit dem Eisen Eingang in vielen neuen Oertlichkeiten verschafft, obwohl sie nicht allezeit fähig gewesen sind, die Feuerstöcke sofort zu verdrängen; bisweilen mag hieran die Schwierigkeit, Feuersteine zu erhalten, schuld gewesen sein. So war es z. B. in Sumatra nothwendig, Feuersteine von auswärts einzuführen und daher kamen sie nicht sogleich in allgemeinen Gebrauch unter den Eingebornen; aus einem ähnlichen Grunde hat auch vielleicht der Feuerbohrer sich bis diesen Tag unter einigen der Eisen benutzenden Rassen Südafricas behauptet.

Die Griechen waren mit dem Gebrauche der Brenngläser zu Aristophanes Zeit vertraut, der sie in den „Wolken" in einem Gespräche zwischen Sokrates und Strepsiades erwähnt:

„Sokrates. Sehr gut. Nun will ich dir eine andre kitzelige Frage vorlegen. Wenn jemand gegen dich klagte, um fünf Talente von dir herauszubekommen, wie würdest du den Prozeß vereiteln?

. . . .

Strepsiades. Ich habe ein sehr schlaues Mittel ausfindig gemacht, ihn zu vereiteln, wie du selber zugeben wirst.

Sokrates. Was für ein Mittel?

---

[1]) Zucchelli, Merkwürdige Missions- und Reise-Beschreibung nach Congo; Frankfurt, 1715, p. 344.

Strepsiades. Du hast doch wohl jenen Stein im Kräutergewölbe gesehn, jenen hübschen, durchsichtigen, womit man Feuer anzündet?

Sokrates. Du meinst das Kristall?

Strepsiades, Ganz recht.

Sokrates. Nun, was ist damit?

Strepsiades. Stelle dir vor, ich nehme dieses, und wenn der Richter die Klage einträgt, stell' ich mich so, ein gutes Stück entfernt, gegen die Sonne und schmelze die Buchstaben heraus!

Sokrates. Sehr schlau, bei den Grazien!" [1])

Zu einer viel spätern Zeit erwähnt Plinius, daß mit Wasser gefüllte Glaskugeln, wenn man sie gegen die Sonne stellt, so heiß werden, daß sie Kleider in Brand stecken; desgleichen findet er, daß Chirurgen für das beste Mittel zum Brennen eine Glaskugel halten, die man gegen die Sonnenstrahlen stellt. [2]) Die Chinesen gebrauchen die Brennlinsen zum Feueranzünden ebensowohl als Stein und Stahl. [3])

Der Umstand, daß Feuer sich durch Reflection der Sonnenstrahlen mit Spiegeln erzeugen läßt, war schon zu Plinius Zeit bekannt (23—79 n. Ch.), da er bemerkt, „weil Hohlspiegel, den Sonnenstrahlen gegenüber gestellt, weit leichter als irgend ein anderes Feuer Gegenstände anzünden." [4]) Man hat einigen Grund anzunehmen, daß dieses Phänomen in der Geschichte rückwärts wirkte, indem es sich an zwei berühmte Namen alter Zeiten, Archimedes und Numa Pompilius, knüpft. Die Erzählung, daß Archimedes die Flotte zu Syrakus mit Brennspiegeln in Brand steckte, womit wahrscheinlich die Historiker noch Jahrhunderte nach seiner Zeit unbekannt waren, bedarf hier keiner weitern Bemerkung; aber die Erzählung von Numa

---

[1]) Aristoph., Nubes, 757 etc.
[2]) Plin. XXXVI. 67; XXXVII. 10.
[3]) Davis, vol. III. p. 51.
[4]) Plin., II. 111.

erscheint auf der andern Erdhälfte unter Umständen wieder, die ihre Erörterung für die Ethnographie wichtig machen.

In seinem Leben Numa's, geschrieben im ersten Jahrhundert, berichtet Plutarch, daß sich unter den für die vestalischen Jungfrauen gemachten Vorschriften, als sie in Rom eingeführt wurden, folgende befand. Wenn das heilige Feuer, welches sie beständig brennend zu erhalten verpflichtet waren, zufällig ausging, so sollte es nicht von einem andern Feuer wieder angezündet werden, sondern es mußte neues Feuer gemacht werden, indem man von der Sonne eine reine und unbefleckte Flamme entzündete. „Und sie entzünden es besonders mit Gefäßen, welche hohl geformt sind nach der Seite eines gleichschenkeligen Dreiecks mit einem (verticalen) rechten Winkel, und von dem Umkreise nach einem einzigen Centrum convergiren. Wenn ein solches Instrument der Sonne gegenübergestellt wird, so daß die einfallenden Strahlen von allen Seiten sich zusammendrängen und um das Centrum vereinigen, theilt es die verdünnte Luft und entzündet schnell die leichtesten und trockensten Stoffe, die ihm ausgesetzt werden, indem die Strahlen durch die Zurückstoßung sich verkörpern und eine feurige Gewalt gewinnen.“ [1]) Erzählungen von Numa's Verordnungen wird man schwerlich als ernste Geschichte geltend machen, obwohl es möglich ist, daß ein Verfahren wie das erwähnte, zum wenigsten in späten Zeiten, angewendet worden sein mag, um das Feuer der Vesta wieder anzuzünden. Aber bei Festus findet sich ein anderer Bericht über die Weise, in welcher dies geschah, zu dessen Gunsten jede Analogie spricht, was das Verfahren bei Entzündung des heiligen Feuers unter unserer indo-europäischen Rasse sowohl in Asien als in Europa anlangt. „Wenn das Feuer der Vesta erloschen war, wurden die Jungfrauen von den Priestern gegeißelt, deren Brauch war, ein Bret aus glücklichem Holze so lange zu bohren, bis das daraus empfangene Feuer von

[1]) Plutarch, Vita Numae, IX. 7.

der Jungfrau in einem kupfernen Siebe nach dem Tempel getragen wurde." [1])

Die Parallelstelle zu derjenigen im Leben Numa's findet sich in der Schilderung des Festes Raymi's oder der Sonne, das im alten Peru gefeiert wurde, wie Garcilaso de la Vega berichtet, dessen „Commentarien" zuerst 1609—16 erschienen, während die spanische Entdeckung 1527 stattgefunden hatte. Er sagt, das Fest sei zur Sommersonnenwende gefeiert worden. „Das Feuer zu diesem Opfer mußte neu sein, gegeben, wie sie sagten, von der Hand der Sonne. Zu diesem Zwecke nahmen sie ein großes Armband, welches sie Chipana nennen (gleich den andern, welche die Inkas gewöhnlich am linken Handgelenk trugen), welches Armband der hohe Priester bewahrte; es war größer als die gewöhnlichen und hatte als sein Medaillon einen hohlen Becher wie eine halbe Orange, der blank polirt war; sie hielten es gegen die Sonne, und an einen gewissen Punkt, wo die aus den Becher hervorkommenden Strahlen zusammentrafen, legten sie ein wenig feingekrämpelte Baumwolle, da sie keinen Zunder zu machen wußten, welche bald Feuer fing, wie es natürlich geschieht. Mit diesem solchergestalt von der Hand der Sonne gegebenen Feuer wurde das Opfer verbrannt und alles Fleisch an diesem Tage gebraten. Und sie trugen etwas von dem Feuer nach dem Tempel der Sonne und nach dem Hause der Jungfrauen, wo sie es das ganze Jahr hindurch bewahrten, und es war ein böses Omen, wenn sie es irgendwie ausgehen ließen. Wenn unmittelbar vor dem Feste, sobald die nothwendigen Vorbereitungen für den folgenden Tag getroffen waren, keine Sonne schien, um das neue Feuer anzuzünden, machten sie es mit zwei dünnen glatten Stöcken von der Stärke eines kleinen Fingers und eine halbe Elle lang, die sie gegen einander bohrten (barrenando uno

[1]) Festus. „Ignis Vestae si quando interstinctus esset, virgines verberibus afficiebantur a pontificibus, quibus mos erat tabulam felicis materiae tamdiu terebrare, quousque exceptum ignem cribro aeneo virgo in aedem ferret." S. Val. Max., J. I. 6.

con otro); diese Stöckchen sind zimmtfarben, und sie nennen beides, die Stöcke selbst und das Feuermachen, V-yaca, indem der nämliche Ausdruck als Hauptwort und Zeitwort dient. Die Indianer brauchen sie statt Stein und Stahl und nehmen sie mit auf ihre Reisen, um Feuer zu haben, wenn sie an unbewohnten Orten übernachten müssen u. s. w." [1])

Wenn Umständlichkeit, was Details anlangt, genügte, um eine Geschichte glaubwürdig zu machen, so würden wir die vorstehende gelten lassen müssen und könnten sogar Betrachtungen anstellen über die wunderbare Uebereinstimmung in der Weise, wie das heilige Feuer in Rom und in Peru entzündet wurde. Aber die Uebereinstimmungen zwischen Garcilaso's Sonnenjungfrauen und Plutarchs vestalischen Jungfrauen erstrecken sich noch weiter. Man muthet uns nicht blos zu, zu glauben, daß es Sonnenjungfrauen gab, daß sie ein heiliges Feuer bewahrten, dessen Erlöschen ein übles Omen war und daß dieses Feuer durch die in einem Hohlspiegel concentrirten Sonnenstrahlen entzündet wurde; man erzählt uns auch, daß in Cuzco, wie in Rom, die treulos erfundene Jungfrau die besondere Strafe traf, lebendig begraben zu werden.[2]) Das ist wirklich zu viel. Was auch die wahre thätsächliche Grundlage der Berichte über die Sonnenjungfrauen und das Raymifest sein möge, mir wenigstens kommt es sehr wahrscheinlich vor, daß die angeführten Nebenumstände theilweise oder ganz keineswegs Geschichte, sondern die Ausführung einer Idee sind, wovon Garcilaso selber den Grundton angiebt, indem er von diesem nämlichen Raymifeste sagt, daß es von den Inkas gefeiert wurde „in der Stadt Cuzco, die ein zweites Rom war„ (que fue otra Roma).[3]) Wer mit den alten

[1]) Garcilaso de la Vega, p. 198.

[2]) Garcilaso de la Vega, p. 109, Vergl. Diego Fernandez, Hist. del Peru, Sevilla, 1571, „y nadie podia tratar, ni conversar con estas Mamaconas. Y si alguno lo intentaua, luego le interrauan biuo.

[3]) Id., p. 195.

Chronisten Spanisch-America's vertraut ist, weiß, wie die ganze Rasse von einer Leidenschaft besessen war, die Geschichten der alten Welt in neuer Gestalt mit einer Wohnstätte und einem Namen in America zu Tage zu bringen. Garcilaso's Geschichte vom Brennspiegel, vorausgesetzt daß sie nach Plutarch zugestutzt ist, würde noch nicht einmal die beste Illustration dieser modernen Phase von Mythologie sein; diese Auszeichnung muß der von einem andern Chronisten gelieferten Reproduction einer andern Geschichte Plutarchs vorbehalten bleiben, nämlich derjenigen von dem Geschrei, daß sich erhob, als der römische Herold die Freiheit der Griechen proclamirte, — solch ein Geschrei, daß davon die Krähen vom Himmel oben in die Rennbahn niederfielen. [1]) Die Inkas, sagt Sarmiento, „waren so gefürchtet, daß sie, wenn sie durchs Königreich reisten und einen Vorhang ihrer Sänften aufheben ließen, um von ihren Vasallen gesehn zu werden, eine so große Acclamation erregten, daß die Vögel, wo sie oben flogen, herabfielen, so daß die Leute sie mit den Händen fangen konnten." [2])

Gegen die abstracte Möglichkeit der Geschichte Garciloso's vom Entzünden des heiligen Feuers mit Hohlspiegeln läßt sich ebenso wenig sagen als gegen Plutarch's Erzählung. Mit einem guten parabolischen Spiegel von nur zwei Zoll Durchmesser habe ich Löschpapier unter einer nicht außerordentlich kräftigen englischen Sonne angezündet, und andere Flächen, die eine gute Brenncurve bilden, werden dem Zwecke entsprechen, obwohl sie natürlich weniger Brennkraft haben als ein Paraboloid von gleicher Größe. Es ist selbst eine materielle Grundlage vorhanden, aus welcher die peruanische Geschichte hervorgegangen sein kann. In alten Gräbern Peru's sind Spiegel von Pyrit und von Obsidian gefunden worden. Manche, drei oder vier Zoll im Durchmesser, waren wahrscheinlich nur zerbrochene Pyritklumpen, deren flache Seite

---

[1]) Plut., T. Quinct. Flaminius, X.

[2]) Sarmiento, MS. citirt bei Prescott, Peru, vol. I. p. 25.

polirt war; doch wird einer erwähnt, der ungefähr anderthalb Fuß (wahrscheinlich im Umfange) maß und eine schön polirte Hohlfläche hatte, so daß er Gegenstände bedeutend vergrößerte, [1]) und einen solchen Spiegel mag man zum Feuermachen gebraucht haben. Das Bedenken gegen die Geschichte von den Sonnenjungfrauen geht in der That nicht dahin, daß jedes der erwähnten Details nothwendigerweise unwahr sein müsse, sondern daß die augenscheinlichen Spuren einer Absorption aus Plutarch dasjenige entkräften, was auf Garcilaso de la Vega's nicht unterstütztem Zeugnisse beruht.

Indem ich die Bemerkungen über die Kunst des Feuermachens im Allgemeinen schließe, sei nur erwähnt, daß deren letzte Phase, die in unserer Zeit gemachte Erfindung der Streich-Zündhölzchen, sich schnell über die Welt verbreitet und die meisten andern Feuerzeuge zu merkwürdigen Ueberresten einer vergangenen Zeit degradirt.

Obwohl aber einige der höhern Methoden in der Geschichte der alten Welt weit zurück datiren, hat sich doch die Anwendung des hölzernen Reibapparates in Europa, und zwar selbst für die praktischen Zwecke des alltäglichen Lebens, durch die classische Zeit und das Mittelalter bis in das vorige Jahrhundert erhalten und existirt vielleicht noch immer. Plinius erwähnt, daß er bei den Vorposten der Kriegsheere und unter Hirten gebraucht werde, weil nicht immer ein Stein zum Feueranschlagen zu haben sei; [2]) und in einem merkwürdigem vom Jahre 1768 datirten Berichte, der sogleich citirt werden wird, spricht man von der Anwendung dieses Mittels unter russischen Bauern zum Feueranmachen im Walde als einer herrschenden Gewohnheit, gerade wie in einer noch neuern Zeit erwähnt wird, daß die portugisischen Brasilianer noch immer ihre Zuflucht zum Feuerbohrer nehmen, wenn sich kein anderes Mittel zum Feuermachen darbietet. [3]) Meistentheils indeß ist der

---

[1]) Juan & Ulloa, Relacion Historica; Madrid, 1748, p. 619.

[2]) Plin., XVI. 77.

[3]) Pr. M. v. Wied, Reise nach Brasilien, (1815—17), Bd. II. S. 19.

ehemalige Gebrauch des Instruments in der alten Welt nur in alten Mythen zu entdecken, oder auch bei gewissen Ceremonien, die sich unverändert bis in die Zeiten eines neuen Culturzustandes erhalten haben, und in Beschreibungen der Kunst bei griechischen und römischen Autoren. Es hatte selbst damals schon seine praktische Bedeutung im gewöhnlichen Leben verloren, obwohl es, wie es auch in unserer Zeit noch der Fall ist, sich bei feierlichen Gebräuchen erhielt, wobei nothwendig war, das reine wilde Feuer, nicht das zahme Feuer anzuwenden, das wie ein Hausthier auf dem Herde lag.

Die Traditionen von Erfindern der Kunst des Feuermachens durch Holzreiben haben insofern einen historischen Werth, als sie deutlich eine Periode bezeichnen, wo dies das gewöhnliche Verfahren war. Es giebt eine chinesische Mythe, die auf einen solchen Stand der Dinge hinweist und die überdies, in der Geschichte vom „Feuervogel", eine Analogie mit einer Reihe Mythen unserer eigenen Rasse darbietet, die wohl auf einem tiefliegenden ethnologischen Zusammenhange beruhen mag. „Ein großer Weiser machte sich auf und wandelte jenseits der Grenzen des Mondes und der Sonne; er sah einen Baum, und auf diesem Baume einen Vogel, der daran hackte und Feuer herauskommen ließ. Dem Weisen fiel dies auf, er nahm einen Zweig von dem Baume und brachte Feuer daraus hervor, und daher wurde dieser große Mann Suy-dschin genannt." [1]) Der Reibapparat selbst, wie es scheint von der hier als Feuerbohrer besprochenen Art, wird in Morrisons chinesischem Wörterbuche erwähnt. „Suy, ein Instrument um Feuer zu erhalten. Ein Spiegel, um Feuer von der Sonne zu erhalten, heißt Suy oder Kin-suy. Muh-suy, ein Geräth, um Feuer aus Holz durch rotirende Friction zu verschaffen. Suy-Dschin-sche, die erste Person, welche Feuer zum Gebrauche des Menschen verschaffte." Schon die Existenz eines chinesischen Namens für den Feuerbohrer zeigt, daß er im Lande angewendet wird oder wurde.

[1]) Goguet, vol. III. p. 321. S. Kuhn, S. 28 ꝛc.

Der Mangel an Zeugnissen bezüglich des Feuermachens in der Bibel ist auffällig. Wofern die folgende Stelle aus Sanchoniathon's Kosmogonie sich auf eine phönizische Sage gründet, so bewahrt sie allerdings eine Nachricht von der Anwendung des Feuerstocks unter der semitischen Rasse. „Man sagt, daß von dem Winde Kolpia und seinem Weibe Baau, was Nacht bedeutet, sterbliche Menschen geboren wurden, genannt Aeon und Protogonos; und Aeon fand aus, wie man Speise von den Bäumen erlangt. Und die von ihnen Gebornen hießen Genos und Genea und sie bewohnten Phönizien . .... Ueberdies sagt man, daß auch von Genos, Aeons und Protogonos Sohne, sterbliche Kinder geboren wurden, deren Namen waren Phos, Pur und Phlox (Licht, Feuer und Flamme). Diese, sagt man, machten ausfindig, wie man Feuer aus der Reibung von Holzstücken gewinnt und lehrten dessen Nutzen." [1])

So findet sich auch, obwohl uns directe historische Nachrichten nicht sagen, daß sich die Finnen und Lappen, bevor sie Stein und Stahl hatten, des Feuerbohrers bedienten, eine Stelle, die das Andenken an dessen Gebrauch sicher aufbewahrt, in einem finnischen Gedichte, dessen volksthümliches Metrum unserm Ohr vertraut ist, weil es in „Hiawatha" nachgeahmt worden:

„Panu parka, Tuonen poika,
Kirnusi tulisen kirnun,
Säkeisin säihytteli,
Pukemissa puhtaissa,
Walkehissa waatteissa."

„Panu, Tuoni's armer Sohn,
Quirlend heftig mit dem Feuerquirl,
Feuerfunken um sich streuend,
In ein weiß Gewand gekleidet,
Ein Gewand, rein weiß und schwimmernd." [2])

---

[1]) Euseb., Praep. Evang, I. X.
[2]) Kuhn, S. 110.

Unsre eigene Rasse hat indeß die merkwürdigsten Zeugnisse für den uralten Gebrauch des Feuerbohrers aufbewahrt. Selbst das Instrument, welches in Indien noch immer zum Anzünden des Opferfeuers dient, scheint sich nie verändert zu haben, seit unsre Vorfahren ihre östliche Heimat verließen, um in Europa einzufallen. Es wird folgendermaßen beschrieben: „das Verfahren, wodurch man Feuer aus Holz erlangt, wird Buttern genannt, weil es demjenigen gleicht, wodurch in Indien die Butter von der Milch geschieden wird . . . . Es besteht darin, daß ein Stück Araniholz in einem andern gedrillt wird, indem man eine darum gebundene Schnur heftig mit der einen Hand zieht, während die andere nachläßt und so wechselsweise, bis das Holz Feuer fängt. Das Feuer wird auf Baumwolle oder Flachs aufgefangen, den ein assistirender Brahmine in der Hand hält." [1]) Nach dieser Beschreibung würde es scheinen, daß das indianische Instrument im Wesentlichen dem in Fig. 24 gezeigten Riemenbohrer der Eskimos gleich ist. Es wird durch eine dreidrähtige Schnur aus Kuhhaar und Hanf in Bewegung gesetzt und wahrscheinlich wird auf das obere Ende der Spindel ein Holz niedergedrückt, um sie gehörig wirken zu lassen. [2]) Im Namen Prometheus des Feuermachers hat sich die enge Verwandtschaft mit dem Sanskritnamen dieser Spindel, Pramantha, allezeit erhalten. Vielleicht sind beide, er und der chinesische Suy-dschin, nichts weiter als Personificationen des Feuerbohrers.

Prof. Kuhn hat in seiner mythologischen Abhandlung über „Feuer und Ambrosia" eine Menge Belege aus griechischen und römischen Autoren gesammelt, aus denen hervorgeht, daß das Feuerzeug, dessen Gebrauch sich in Europa erhielt,

---

[1]) Stevenson, bei Kuhn, S. 13.

[2]) Ist dem so, dann können die obern und untern Blöcke die obern und untern Arani, die Spindel aber der Pramantha oder ćatra sein. S. Kuhn, S. 13, 15, 78; desgl. Boehtlingk und Roth, die Wörter, arani, ćatra. Das Benetzen mit Butter (Kuhn, S. 78) entspricht der Anwendung von Thran bei den Eskimos.

nicht Stock und Rinne, sondern der Feuerbohrer war. Die Operation wird deutlich als Bohren oder Drillen beschrieben, und es scheint überdies, daß der Feuerbohrer im alten Europa wie in Indien und unter den Eskimos gehandhabt wurde, nämlich mit einem Strick oder Riemen, denn von der Spindel wird vergleichsweise oder direct als von einem *τρύπανον* gesprochen und dieses Instrument war, wie aus der oben aus der Odyssee citirten Stelle hervorgeht, ein mit einem Riemen in Bewegung gesetzter Drillbohrer. [1])

Die Spuren der alten Feuererzeugung im modernen Europa stehen meistentheils im engern Zusammenhange mit dem uralten und weitverbreiteten Ritus des neuen Feuers, welcher auch der aryanischen Rasse angehört, und namentlich mit einer Varietät dieses Ritus, die sich selbst in Deutschland und England bis auf die letzten Zeiten behauptet hat, trotz aller Bemühungen der Kirche, sie zu unterdrücken. Es ist dies, was die Deutschen Nothfeuer nennen (engl. needfire).

Welches die Natur und der Zweck des Nothfeuers sind, läßt sich aus Reiske's Schilderung des Gebrauchs in Deutschland im siebzehnten Jahrhundert ersehen: „Wenn unter dem großen und kleinen Vieh eine Seuche ausgebrochen ist und die Herden viel Schaden erlitten haben, beschließen die Landleute, ein Nothfeuer zu machen. An einem bestimmten Tage darf keine einzige Flamme in irgend einem Hause oder auf einem Herde sein. Aus jedem Hause muß Stroh, Wasser und Reisholz geholt werden, ein starker Eichenpfahl wird fest in den Boden getrieben und ein Loch hindurch gebohrt; durch dieses wird eine hölzerne Winde gesteckt, die tüchtig mit Theer beschmiert ist, und so lange umgedreht, bis sie durch die heftige Hitze und Kraft Feuer hervorbringt. Dies wird mit geeigneten Materialien aufgefangen, mit Stroh, Heide und Reisholz gesteigert, bis es in ein volles Nothfeuer ausbricht; und dieses

[1]) Kuhn, Herabkunft des Feuers 2c., S. 36—40, wo Theophrast, Hesychius, Simplicius, Festus u. s. w. citirt werden.

muß zwischen Mauern und Zäunen der Länge nach ziemlich ausgebreitet werden und Rinder und Pferde werden mit Stöcken und Peitschen zwei oder dreimal hindurch gejagt," u. s. w. [1]) Reiske und andere von Grimm citirte Autoritäten erwähnen verschiedene Weisen der Einrichtung des Apparats, wie z. B. Befestigung der Spindel zwischen zwei Pfählen u. s. w. Wie die Spindel gedreht wird, ist bisweilen zweifelhaft; an verschiedenen Orten aber tritt das indische Verfahren deutlich hervor, nämlich sie mit einem darum gewundenen Seile und durch Rückwärts- und Vorwärtsziehen zu bewegen; während man bisweilen auch ein Wagenrad um eine Axe laufen läßt; auch wird die Spindel mit Hebeln umgedreht, oder man reibt zwei Bretter heftig an einander, bis das Feuer kommt. [2])

Die zwei letzten Berichte vom Nothfeuer, welche Kuhn bekannt geworden, sind aus Hannover vom Jahre 1828 und aus England vom Jahre 1826. [3]) Der „Mirror" vom 24. Juni dieses Jahrs entnimmt dem „Perth Courier" eine Beschreibung des Ritus, wie er nicht weit von Perth von einem Farmer ausgeübt wurde, welcher mehrere Stück Vieh durch eine Krankheit verloren hatte: „Einige Steine wurden im Scheunenhof zusammengehäuft und nachdem man Holzkohlen daraufgelegt, wurden diese mit Will-fire, d. h. mit Feuer, welches durch Reibung erlangt worden, angezündet; die Nachbarn waren herbeigerufen, um Zeugen der Feierlichkeit zu sein und man ließ das Vieh durch die Flammen gehen nach der Ordnung seiner Würde und seines Alters, indem man mit den Pferden begann und mit den Schweinen schloß."

Einige Varietäten des Ritus des neuen Feuers, die mit der seit uralter Zeit und noch vor den Vedas im Volksgeiste so tiefgewurzelten Sonnenverehrung zusammenhingen, wurden von der Kirche begünstigt oder wenigstens geduldet. Dahin gehören die Freudenfeuer zu Ostern, am Johannes-

---

[1]) Grimm, D. M., S. 570.

[2]) Grimm, D, M. S. 570—9.

[3]) Kuhn, S. 45.

abend und zu einigen andern Zeiten; und in einem Falle hat man Grund, anzunehmen, daß der alte Ritus Aufnahme in der katholischen Kirche fand, nämlich in dem Gebrauche, die Kirchenlichter am Osterabend auszulöschen und mit geweihtem neugemachtem Feuer wieder anzuzünden:

„Zur Osternacht wird alles Feuer gelöscht an jedem Ort,
Und frisches aus dem Stein geholt wird feierlich sofort:
Dies weiht der Priester, daß es schützt vor viel Gefahr und Graus,
Und einen Brand nimmt jeder sich gar eifrig mit nach Haus,
Damit, wenn wilder Sturm erscheint und wenn Gewitter droht,
Er ihn entzünd' und sicher sei vor Blitz und Wettersnoth." [1])

Hier treten die Spuren der indischen Mythologie mit schöner Klarheit zu Tage. Der Blitz ist das Feuer, das von der himmlischen Feuerspindel fliegt, während die Götter sie in den Wolken drehen. Das neue Feuer ist sein Stellvertreter auf Erden; und gleich dem Donnerkeil bewahrt es das Haus, wo es sich befindet, vor dem Blitzstrahl, denn der Blitz schlägt in keinen Ort zweimal.

Aber bei dieser Ceremonie hat Stein und Stahl das alte Frictionsfeuer verdrängt, und allerdings hat es die Geistlichkeit des Abendlandes im Allgemeinen als heidnisch gemißbilligt. In den Capitularien Carlomans im achten Jahrhundert ist ein Verbot enthalten, betreffend „illos sacrilegos ignes quod niedfyr vocant." [2]) Die Folge dieser Opposition der Kirche war, den Zusammenhang zwischen den alten Festen der Sonne, welche die Kirche gestattete, und dem Anzünden des Nothfeuers, welches mit der Sonnenverehrung in unserer alten aryanischen Mythologie so eng verknüpft ist, großentheils aufzuheben. Indeß finden sich selbst in Deutschland noch Documente, welche beides zusammenbringen. Ein Glossarium zu den Capitularien sagt, „die Landleute an manchen Orten in Deutschland reißen, und zwar besonders am Feste Johannes des Täufers,

[1]) Brand, Popular Antiquities, London, 1853, vol. I. p. 157.
[2]) Cap. Carlomanni bei Grimm, D. M., S. 570.

einen Pfahl aus einer Hecke und binden ein Seil darum, welches sie hin und herziehen, bis es Feuer fängt", u. s. w.; und ein plattdeutsches Buch von 1593 spricht vom „Nodfüre, das sie aus Holz sägten", um das St. Johannesfeuer anzuzünden, und durch welches die Leute sprangen und liefen und ihr Vieh trieben. [1])

Es scheint indeß, daß die morgenländische und abendländische Kirche in ihrer Behandlung des alten Ritus weit von einander abwichen. Die abendländische Geistlichkeit mißbilligte das Nothfeuer und unterdrückte es, so weit sie dies vermochte; in Rußland aber war es nicht nur erlaubt, sondern ward auch (und wird wahrscheinlich noch) unter kirchlicher Sanction veranstaltet, indem der Priester die Hauptperson bei der Ceremonie war. Dieser interessante Umstand scheint Grimm und Kuhn nicht bekannt gewesen zu sein, und die folgende Stelle die ihn beweist, ist um so merkwürdiger, als sie auch zeigt, daß das uralte Feuermachen durch Friction noch im letzten Jahrhundert in Rußland sowohl für praktische als für ceremonielle Zwecke angewendet wurde. Sie ist enthalten in der Schilderung der Abenteuer vier russischer Seeleute, die durch einen Sturm auf die wüste Insel Ostspitzbergen verschlagen wurden. [2]) „Sie wußten indeß, daß, wenn man zwei Stücke trockenen Holzes, ein hartes und ein weiches, heftig an einander reibt, das letztere Feuer fängt. Während dies die Weise ist, auf welche sich die russischen Bauern Feuer verschaffen, wenn sie in den Wäldern sind, giebt es überdies auch eine religiöse Ceremonie, die in jedem Dorfe vollzogen wird, wo sich eine Kirche befindet, und die ihnen nicht unbekannt gewesen sein kann. Vielleicht wird es nicht unpassend sein, wenn ich hier eine Beschreibung dieser Ceremonie gebe, obwohl sie nicht zur Erzählung gehört. Der 18. August alten Styls heißt bei den Russen Frol i

---

[1]) Grimm, D. M., S. 570, 579. S. auch Migne, Lex., Art. „Nedifri".

[2]) P. L. le Roy, Erzählung der Begebenheiten u. s. w.; Riga, 1760.

Lavior, welches die Namen von zwei Märtyrern sind, die im römischen Kalender Florus und Laurus heißen; nach letzterm fallen sie auf den 29. genannten Monats, wo das Fest der Enthauptung Johannes gefeiert wird. An diesem Tage bringen die russischen Bauern ihre Pferde nach der Dorfkirche, an deren Seite sie den Abend zuvor eine Grube mit zwei Ausgängen gegraben haben. Jedes Pferd hat seinen Zaum, der aus Lindenrinde gemacht ist. Sie lassen die Pferde eins nach dem andern in die Grube gehn, an deren entgegengesetztem Ende der Priester mit einem Weihwedel in der Hand steht, womit er sie mit Weihwasser besprengt. Sobald die Pferde herauskommen, nimmt man ihre Zäume ab und läßt sie zwischen zwei Feuern gehn, welche mit Givoy agon, wie es die Russen nennen, d. h. mit „lebendigem Feuer" angezündet sind, was ich erklären werde, nachdem ich bemerkt habe, daß die Bauern die Zäume der Pferde in eines dieser Feuer werfen, um sie zu verbrennen. Hier folgt die Weise, wie dies Givoy agon oder lebendige Feuer entzündet wird. Einige Leute halten die Enden eines sehr trockenen Ahornstabes, der ungefähr eine Klafter lang ist. Diesen Stab halten sie fest über einem Stück Birkenholz, das ebenfalls sehr trocken sein muß, und während sie den Stab auf diesem Holze, das viel weicher ist als jener, kräftig reiben, entzündet es sich in kurzer Zeit und dient, die zwei Feuer anzuzünden, deren ich soeben gedacht habe."

Fassen wir nun die Geschichte der Kunst des Feuermachens in wenig Worten zusammen, so zeigt sich, daß die gewöhnliche Ansicht, nämlich daß das Aneinanderreiben von zwei Holzstücken die ursprünglich angewendete Methode gewesen, starke und vielfache Zeugnisse zu ihren Gunsten hat, während sich nur sehr wenig dagegen anführen läßt. Man hat gesehen, daß in vielen Ländern, wo längst höhere Methoden geherrscht haben, ihre frühere Existenz zum häuslichen Gebrauche durch Spuren bewiesen ist, die auf verschiedene Weise bis auf uns herabgekommen sind. Wo in Gemeinschaft mit ihr die Anwendung des Pyrits zum Feuerschlagen in Nordamerica gefunden

wird, ist es mindestens wahrscheinlich, daß der Feuerstock das ältere Instrument ist. Der bemerkenswertheste Umstand vielleicht, welcher sich auf diese Frage bezieht, ist die Anwendung des Pyrits unter den elenden Einwohnern des Feuerlandes. Ich weiß nicht, ob die Feuerstöcke jemals unter ihnen gesehen worden sind, aber die Annahme, daß dieselben angewendet wurden, bis die Entdeckung der feuergebenden Eigenschaft des Pyrits sie verdrängte, scheint natürlicher, als ein so unbedeutendes Volk zu einer Ausnahme von einer die ganze Welt umfassenden Regel zu machen. Diese Kunst, Feuer zu schlagen, anstatt es mühsam mit der Drillspindel zu erzeugen, ist allerdings nicht die einzige Sache, worin die Cultur dieser Rasse über derjenigen ihrer nördlichen Nachbarn steht, denn diese letztern fand man, wie erwähnt worden, ohne andere Wasserfahrzeuge als Flosse, während die Feuerländer Rindencanoes hatten, die keineswegs von der niedrigsten Qualität waren. Es ist der Bemerkung werth, daß die Peruaner, obwohl sie Pyrite hatten und die Klumpen zerbrachen, um die Flächen zu Spiegeln zu poliren, sie doch nicht zum Feuerschlagen benutzt zu haben scheinen. Thaten sie es nicht, so stand in diesem Punkte ihre Civilisation unter derjenigen der viel verachteten Feuerländer. Die alten Mexicaner machten ebenfalls Spiegel aus polirten Pyriten und mögen sie auch zum Feuerschlagen gebraucht haben;[1]) aber der hölzerne Reibapparat war gewiß unter ihnen gewöhnlich. Selbst die Feuerbohrer Peru's und Mexico's waren von der einfachsten Art, sie wurden zwischen den Händen gedreht ohne irgend eine Vorrichtung zur Verringerung der Mühe, so daß selbst die rohen Eskimos und Indianerstämme in dieser Hinsicht eine höhere Kunststufe erreicht haben, als jene vergleichsweise civilisirten Völker.

Von der Kunst, Feuer zu machen, wenden wir uns nun

---

[1]) Nach einer Stelle bei Boturini (S. 18) scheint es, daß er einigen Grund hatte zu glauben, daß sie Feuersteine zum Feuerschlagen benutzten, und ist dem so, so gebrauchten sie, da sie kein Eisen hatten, wahrscheinlich Pyrite.

zu einem Hauptnutzen desselben für die Menschheit. Die Kochkunst ist unter dem Menschengeschlechte so allgemein wie das Feuer selbst; es finden sich aber, selbst unter Wilden, mehrere verschiedene Verfahrungsarten, welche die nämliche allgemeine Bezeichnung umfaßt, und ein Blick auf die Vertheilung dieser Verfahrungsarten über die Welt kann einiges Licht auf die früheste Entwickelung menschlicher Cultur werfen.

Rösten oder braten, indem man den Gegenstand dem Feuer unmittelbar aussetzt, scheint die eine der Menschheit allgemein bekannte Methode zu sein, doch ist auch die Anwendung einer Art Ofen sehr allgemein. Die Andamanen-Insulaner erhalten Feuer beständig glimmend in hohlen Bäumen, so daß sie nur die Asche zu beseitigen brauchen, um jederzeit ihre kleinen Schweine und Fische zu braten.[1]) In Africa nehmen die Eingebornen Besitz von einem großen Ameisenbau, vernichten die Ameisen, räumen das Innere aus, indem sie nur die Lehmwände stehen lassen, und machen diese mit einem Feuer glühendheiß, so daß sie ihre Rhinozeroskeulen darin braten können.[2]) Dies sind jedoch ungewöhnliche Auskunftsmittel und eine üblichere Form des Ofens bei den Wilden ist eine bloße Grube im Boden. Bei der ausgebildetsten Art dieses Bratens in unterirdischen Oefen werden heiße Steine zugleich mit der Speise hineingelegt, wie bei dem Südseeinsel-Verfahren, welches zu wohl bekannt ist, um eine Beschreibung zu bedürfen. Das Verfahren der Malgaschen scheint das nämliche zu sein;[3]) aber die Polynesier und ihre Verwandten haben keineswegs ein Monopol der Kunst, die mit mehr oder weniger Unterschied in allen Theilen der Welt ausgeübt wird. Die Guanchen der kanarischen Inseln vergruben Fleisch in einem Loche im Boden und zündeten ein Feuer darüber an;[4]) und ein ähnliches Ver-

---

[1]) Mouat, p. 308.

[2]) Klemm, C. G., Bd. III. S. 222. Moffat, Missionary Labours etc., in S. Africa; London, 1842, p. 521.

[3]) Ellis, Madagascar, vol. I. p. 72.

[4]) Barker-Webb et Berthelot, vol. I. part. I. p. 134.

fahren findet sich bisweilen noch in der Insel Sardinien,[1]) während unter den Beduinen und an Orten in Nord- und Südamerica der Prozeß dem in der Südsee beobachteten sogar noch näher kommt.[2]) Diese weite Verbreitung der Kunst macht es einigermaßen zweifelhaft, ob Klemm recht hat, wenn er deren Vorkommen in Australien als eine Folge des Verkehrs mit civilisirteren Inseln betrachtet. Die Eingeborenen braten in unterirdischen Oefen auf sehr von einander entfernten Theilen der Küste; bisweilen wendet man heiße Steine an und bisweilen nicht.[3])

Wenn Fleisch oder Vegetabilien viele Stunden lang auf einem Roste über einem gelinden Feuer gehalten werden, bringt die Verbindung des Röstens und Räucherns die Speise in einen Zustand, worin sie sich selbst in den Tropenländern lange Zeit hält. Jean de Lery beschreibt in der Schilderung seiner Abenteuer unter den Indianern Brasiliens um 1557 den auf vier gabelförmige Pfähle gelegten hölzernen Rost, „den sie in ihrer Sprache einen boucan nennen;" auf diesem rösteten sie Speisen mit einem gelinden Feuer darunter, und da sie ihr Fleisch nicht salzten, diente ihnen dies Verfahren als ein Mittel, ihr Wild und ihre Fische aufzubewahren.[4]) Zu dem Worte boucan gehört der Name boucanier, den die französischen Jäger von St. Domingo erhielten, weil sie das Fleisch der wilden Ochsen und Wildschweine auf diese Weise zubereiteten, während minder passend auch die spanischen Seeräuber des

---

[1]) Maury, La Terre et l'Homme; Paris, 1857, p. 572.

[2]) Klemm, C. G., Bd. II. S. 26; Bd. IV. S. 120. Fitz Roy, in Tr. Eth. Soc., 1861, p. 4.

[3]) Cook, 1st Voy. H.; vol. III. p. 233. Lang, p. 347. Grey, Journals, vol. I. p. 176; vol. II. p. 274. Klemm, C. G., Bd. I. S. 307. Eyre, vol. II. p. 289.

[4]) Lery, Hist. d'un Voy., etc., 1600, p. 153. Southey, Brazil, vol. I. p. 216; vol. III. pp. 337, 361. Das Wort boucan scheint mit dem jetzt in Brasilien gewöhnlich gebrauchten zusammenzuhängen. „Mocaem, donde fisemos moquem, assar na labareda." Dias, Dic. da lingua Tupy.

Oceans so genannt wurden. Das Verfahren ist auch anderwärts in Südamerica[1]) und nördlich vielleicht bis Florida[2]) gefunden worden. Der haitische Name für ein auf Pfähle gelegtes Gitter aus Stöcken, barbacoa, wurde im Spanischen und Englischen angenommen; so wurden z. B. die peruanischen Luftbrücken, die man über schwierigem Boden herstellte, indem man ein mit Erde bedecktes Flechtwerk auf Pfähle legte, barbacoas genannt;[3]) und Dampier erwähnt, daß er „einen Barbacue aus gespaltenem Bambus zum Schlafen" habe.[4]) Der americanischen Weise, auf einem solchen Flechtwerk zu braten, verdankt das englische Wort to barbecue seinen Ursprung, obwohl dasselbe jetzt bedeutet: ein ganzes Thier braten. Die Kunst des Bukanirens, wie sie die Americaner ausüben, findet sich in Africa, in Kamtschatka, im indischen Archipel und auf den Pelewinseln;[5]) und sie geht über in das sehr gewöhnliche Verfahren, Fleisch zum Zwecke der Haltbarkeit zu räuchern.

Die bloße Betrachtung dieser einfachen und weitverbreiteten Varietäten der Speisebereitung gewährt dem Ethnographen sehr wenig Nachweise über die Art, auf welche sie erfunden und über die Welt ausgebreitet worden sind. Aber aus der complicirteren Kunst des Siedens läßt sich etwas lernen. Es gibt Rassen der Menschheit, wie die Australier, die Feuerländer sammt einigen andern südamericanischen Stämmen und die Buschmänner, welche nichts vom Kochen oder Sieden der Speisen gewußt zu haben scheinen, als sie den Europäern zuerst bekannt wurden, während die höhern Völker, sowie auch ein

---

1) Wallace, p. 220. Humboldt et Bonpland, vol. II. p. 556. Purchas, vol. V. p. 899.

2) Hakluyt, vol. III. p. 307.

3) Tschudi, Peru, Bd. II. S. 202.

4) Dampier, vol. II. part I. p. 90.

5) Burton, Central-Africa, vol. II. p. 282. Kracheninnikow, p. 46. Dampier, vol. III. part. II. p. 24. Keate, p. 203. S. Earl, Papuans, p. 165.

großer Theil der niedrigern, so lange wir eine Kenntniß von ihnen haben, irdene oder metallene Geschirre besaßen, welche sie mit Flüssigkeiten füllten und zum Kochen über das Feuer setzten. Mitteninne zwischen diesen beiden Zuständen liegt indeß ein Verfahren, welches in neuern Zeiten auf einem großen Theile der Erdoberfläche durch die höhere Methode verdrängt worden ist und welches, wie man mit einigem Grunde glauben darf, einst viel weiter verbreitet war. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Kochkunst, wie wir sie kennen, sich durch dieses Mittelverfahren entwickelt haben möge, für welches ich die Benennung Steinkochen vorschlage.

Es gibt einen nordamericanischen Stamm, der von seinen Nachbarn, den Ojibwas, den Namen Assinaboins oder „Steinkocher" erhielt, und zwar von seiner Art das Fleisch zu kochen, wovon Catlin eine besondere Beschreibung liefert. Sie graben ein Loch in den Boden, nehmen ein Stück von des Thieres roher Haut und drücken es mit den Händen dicht an die Wände des Loches an, welches solchergestalt eine Art Topf oder Becken wird. Dieses füllen sie mit Wasser und machen in einem Feuer dichtbei eine Anzahl Steine glühend. Das Fleisch wird in das Wasser gethan und die Steine läßt man hineinfallen, bis das Fleisch gekocht ist. Catlin beschreibt das Verfahren als ungeschickt und langwierig und sagt, seit die Assinaboins von den Mandans Töpfe machen gelernt und seit sie von den Händlern mit Geschirren versehen worden, hätten sie die Gewohnheit ganz aufgegeben, „ausgenommen bei öffentlichen Festen, wo sie, wie andre Glieder der menschlichen Familie, Vergnügen daran zu finden scheinen, ihre alten Gebräuche mit Vorliebe zu hegen und zu verewigen." [1]) Anderwärts hat sich unter den Sioux oder Dacotas, zu denen die Assinaboins gehören, die Tradition erhalten, daß ihre Väter das Wild in seiner eigenen Haut zu kochen pflegten, die sie auf vier in den Boden gepflanzte Pfähle legten, und Wasser, Fleisch und heiße Steine

[1]) Catlin, vol. I. p. 54.

hineinthaten.[1]) Die Sioux hatten die Kunst des Steinkochens mit der Masse der nördlichen Stämme gemein. Pater Charlevoix, der vor einem Jahrhundert schrieb, sagt von den Indianern des Nordens, daß sie hölzerne Kessel gebrauchten und das Wasser darin kochten, indem sie glühende Steine hineinwarfen, aber schon damals verdrängten eiserne Töpfe sowohl diese Gefäße als das irdene Geschirr anderer Stämme.[2]) Doch wir wollen genauer specificiren: die Micmacs und Souriquois,[3]) die Schwarzfüße und die Crees,[4]) sind, wie man weiß, Steinkocher gewesen; die Schoschonis oder Schlangenindianer, ebenso wie die weit nördlichern Stämme der Sclaven, Dog-Ribs, u. s. w.[5]) fertigen noch oder fertigten jüngst noch ihre Töpfe aus so dicht geflochtenen oder vielmehr verschlungenen Wurzeln, daß sie Wasser halten, und kochen ihre Speisen darin mit heißen Steinen;[6]) während westlich vom Felsengebirg die Indianer ähnliche Körbe benutzten, um Lachs, Eichelsuppe und andere Speisen darin zu kochen,[7]) oder auch hölzerne Gefäße, wie sie Capitain Cook in Nutka Sound und La Perouse zu Port Français fand.[8]) Sir Edward Belcher endlich begegnete 1827 dem Gebrauche des Steinkochens unter den Eskimos von Icy Cape.[9])

So plötzlich ist die Kunst des Steinkochens durch die Kessel des weißen Händlers verdrängt worden, daß es schwer halten würde, sie jetzt irgendwo existirend zu finden, es sei denn etwa im Nordwesten. Der Stand der Dinge in Nordamerica aber in frühern Zeiten war, wie er uns bekannt geworden,

[1]) Schoolcraft, part II. p. 176.
[2]) Charlevoix, vol. VI. p. 47.
[3]) Schoolcraft, part. I. p. 81.
[4]) Harmon, p. 323.
[5]) Mackenzie, p. 37; s. auch p. 207.
[6]) Schoolcraft, part I. p. 211.
[7]) Schoolcraft, part III. pp. 107, 146.
[8]) Cook, Third Voy., vol. II. p. 321. Klemm, C. G., Bd. II. S. 26, 69.
[9]) Belcher, in Tr. Eth. Soc., vol. I. 1861, p. 133.

ungefähr folgender: Die Mexicaner und die Rassen zwischen ihnen und der Landenge von Panama waren Töpfer zur Zeit der spanischen Entdeckung und die Kunst erstreckte sich nordwärts über ein ungeheures Gebiet, welches meist zwischen dem Felsengebirge und dem atlantischen Meere lag und sich bis Canada ausdehnte. Im östlichen America fanden die ersten europäischen Entdecker die Kunst, irdene Geschirre zu verfertigen, sehr thätig betrieben; sie bildete einen regelmäßigen Theil der Frauenarbeit, und auf dieser Seite des Continents mindestens bis Neuengland hinauf läßt sich die Stätte eines indianischen Dorfes, gleich so vielen Niederlassungen in der alten Welt, durch unzählige Topfscherben entdecken. Aber die Steinkocher erstreckten sich weit südwärts an den Westküsten und nahmen desgleichen das ein, was man ungefähr als die Nordhälfte von Nordamerica bezeichnen kann.

In dem nordöstlichen Winkel Asiens, der von so außerordentlichem Interesse für den Ethnographen ist, weil er die niedrigere menschliche Cultur so dicht neben der hohen asiatischen Civilisation und doch so wenig beeinflußt durch sie bewahrt, wurde die Kunst des Steinkochens in voller Kraft gefunden. Die Kamtschadalen gebrauchten, wie einige americanische Stämme, gehöhlte Holztröge zu diesem Zwecke und widerstanden lange der Anwendung der eisernen Kochtöpfe der Russen, weil sie glaubten, die Speise behalte ihren Wohlgeschmack nur dann gehörig, wenn sie in der altmodischen Weise bereitet werde.[1])

Solchergestalt ist die Existenz eines großen Gebietes von Steinkochern in Nordasien und America durch directe Zeugnisse erwiesen, außerdem aber wissen wir auch von dem Verfahren in einer südlichen Region der Welt.

Capitain Cook machte eine Bemerkung in Betreff der Neuseeländer, daß nämlich, „weil sie kein Geschirr haben, worin

[1]) Krakeninnikow, p. 30. Erman, Reise, Bd. III. S. 423.

Wasser gekocht werden kann, ihre Speisenbereitung gänzlich in Backen und Braten bestehe.[1]) Die Folgerung, daß Leute, die kein Geschirr haben, welches dem Feuer trotzt, deshalb unfähig sein müssen, Speisen zu kochen, mag, nach Allem was mir bekannt, richtig sein, wenn er sie im Feuerlande und in Australien macht,[2]) in Neuseeland aber erweist sie sich als falsch, denn es liegen Beweise vor, daß die Maoris die Kunst des Steinkochens kannten, obwohl sie wenig Gebrauch davon machten. Man findet sie unter ihnen unter Umständen, die nicht vermuthen lassen, daß sie nach Capitain Cook's Besuche eingeführt worden sei. Die merkwürdigen getrockneten Menschenköpfe Neuseelands, die alle jemals gemachten Mumien in der Erhaltung der Züge des Todten übertreffen, wurden zuerst durch Cook's Gesellschaft nach England gebracht. Aus einer nach der Zeit gelieferten sorgfältigen Beschreibung des Verfahrens ihrer Zubereitung geht hervor, daß ein Theil ihrer Behandlung darin bestand, sie „in siedendes Wasser zu werfen, in welches man beständig glühende Steine warf, um die Hitze zu erhalten;"[3]) und eine von einem andern Schriftsteller gemachte Bemerkung stellt die Existenz des Steinkochens als eine einheimische neuseeländische Kunst außer Zweifel. Die Neuseeländer haben, obwohl ohne Geschirre, worin Wasser gekocht werden kann, doch ein sinnreiches Mittel, Wasser bis zum Siedepunkt zu erhitzen und zwar zu dem Zweck, Schalthiere zu öffnen. Dies geschah, indem man glühende Steine in mit Wasser gefüllte hölzerne Gefäße legte."[4]) Wenn wir daher finden, daß sie die Beeren des Laurus tawa, die gekocht unschädlich, aber im rohen Zustande giftig sind, kochen und essen, so ist es nicht nothwendig, anzunehmen, daß sie diese Ent-

---

[1]) Cook First Voy. H., vol. III. p. 55; desgl. Third Voy., vol. I. p. 158.

[2]) First Voy. H., vol. II. p. 59; vol. III. p. 233.

[3]) Yate, New Zealand, p. 132.

[4]) Thomson, New Zealand, vol. I. p. 160.

deckung seit Capitain Cooks Zeit gemacht haben, da das Kochen wahrscheinlich vorher mit heißen Steinen geschah.[1])

Aus Cooks Journalen geht hervor, daß auf mehrern andern polynesischen Inseln bei der Speisebereitung das Steinkochen gewöhnlich angewendet wurde. In Tahiti wurde Pudding in folgender Weise gemacht. Brodfrüchte, reife Pisangs, Taro und Palmen- oder Pandanusnüsse wurden gerieben, geschabt oder fein zerstoßen und einzeln gebacken. Eine Quantität Saft, aus Kokosnußkernen gepreßt, ward in einen großen Holztrog gethan. Die andern Artikel schüttete man, heiß aus dem Ofen, in dieses Gefäß und einige heiße Steine wurden gleichfalls hineingelegt, um den Inhalt gelind kochen zu lassen. Wenige Puddings in England, sagt er, kommen diesem gleich. Auf der Insel Anamuka brachte man ihm ein Gericht Fische, Suppe und Yamswurzeln, die in Kokosnußsaft „wahrscheinlich in einem Holzgefäß mit heißen Steinen" gedämpft waren. Dies Verfahren scheint auf den Marquesasinseln existirt zu haben und auf Huaheine beschreibt er die Bereitung eines Gerichts P o i in einem Holztroge mit heißen Steinen.[2]) Von der Größe eines polynesischen Puddings kann man sich eine Vorstellung machen nach dem Berichte zweier Missionäre, die auf der Insel Rurutu anlangten und von einem Eingebornen empfangen wurden, der ihnen durch eine starkbewegte See in einer hölzernen Poi-Schüssel entgegen gerudert kam, die sieben Fuß lang und dritthalb Fuß breit war.[3])

Das tahitische Recept zur Poi-Bereitung muß, fürcht' ich, die gute alte Geschichte von des Capitain Wallis Theemaschine verderben. Ein Eingeborner, welcher am Bord des Delphins frühstückte, sah die Theekanne aus der Maschine füllen und drehte sogleich den Hahn wieder auf und hielt die Hand unter, man kann sich denken, mit welcher Wirkung. Capitain Wallis

---

[1]) Yate, p. 43.

[2]) Cook, Third Voy., vol. II. p. 49; vol. I. p. 233. Second Voy., vol. I. p. 310. First Voy. H., vol. III. p. 254.

[3]) Tyerman & Bennet, vol. I. p. 493.

wußte, daß die Eingebornen keine irdenen Geschirre hatten, daß Kochen in einem Topfe über dem Feuer etwas Neues für sie war, und indem er bei Erzählung der Geschichte alle diese Umstände zusammenfaßte, deutete er das Geheul des verbrühten Eingebornen, während dieser in der Kajüte umhertanzte, und das Staunen der übrigen Gäste als einen Beweis, daß die Tahitier, „da sie kein Gefäß haben, worin Wasser der Wirkung des Feuers ausgesetzt werden könnte, . . . ebenso wenig einen Begriff hatten, daß es heiß gemacht, als daß es fest gemacht werden könnte." [1]) Ohne Zweifel waren die Eingebornen überrascht, heißes Wasser aus einem so ungewohnten Orte kommen zu sehen, aber die Welt scheint sowohl die Geschichte als die Folgerung acceptirt zu haben, ohne zu bedenken, daß heißes Wasser nichts besonders Neues unter Leuten sein konnte, unter deren tägliche Speisen gekochter Pudding gehörte. Für die Erzählung des Capitains Wallis lassen sich (wie es mit Berichten über Wilde gewöhnlich der Fall ist) Seitenstücke finden. „Und wir gingen nun," sagt Kotzebue in der Beschreibung seines Besuchs der Radackinseln, „nach Narick's Wohnung, wo der Kessel bereits über dem Feuer stand und die Eingebornen um denselben versammelt waren, indem sie das kochende Wasser betrachteten, das ihnen lebendig schien." Dennoch wird über eine andere Insel der nämlichen Kette bemerkt, daß der Mogomuk bereitet wird, indem man die Wurzel einer Pflanze trocknet und das Mehl in Klumpen preßt; soll es gegessen werden, so zerbricht man einen derselben, rührt ihn in einer Kokosnußschale mit Wasser an und kocht ihn, bis er zu einem dicken Brei aufquillt u. s. w. [2])

Obwohl die Eingebornen der erwähnten Inseln und ohne Zweifel vieler andern zu Cooks Zeit noch Steinkocher waren, hatte die Töpferei in Polynesien doch bereits Eingang gefunden und zwar in so gelegenen Districten, daß man füglich an=

---

[1]) Wallis, H., vol. I. pp. 246, 264.

[2]) Kotzebue, Bd. II. S. 47 und 65.

nehmen kann, die Kunst möge vom indischen Archipel, wo die Malayen sie vielleicht aus Asien empfingen, von Insel zu Insel gewandert sein. Cook und spätere Forscher fanden irdene Geschirre in der Pelew-, Fidschi- und Tongagruppe und in Neucaledonien.[1]) Es ist wahrscheinlich, daß diese und europäische Geschirre um diese Zeit dem Steinkochen in Polynesien ein Ende gemacht haben, so daß dessen Verdrängung durch die Einführung der Töpferei und des Metalls durch die nämliche Combination des Einflusses benachbarter Stämme und der Europäer stattgefunden haben wird, welche eine ähnliche Wirkung in Nordamerica erzeugt haben.

Dies ist es, was uns die Geschichte von der Kunst sagt; indeß liegen einige schwache Zeugnisse vor, auf Grund deren wir vielleicht schließen dürfen, daß die Steinkocher einst auch europäische Districte einnahmen. Obwohl seit vielen Jahrhunderten in Contact mit der indo-europäischen Rasse, hat ein Zweig der großen tatarischen Familie, die Finnen, doch bis in neuere Zeiten einen Ueberrest des Gebrauches bewahrt. Linnäus notirte während seiner berühmten lappländischen Tour im Jahr 1732 den Umstand, daß in Ost-Bothland „das finnische Getränk, genannt Lura, wie anderes Bier bereitet, jedoch nicht gekocht wird, denn statt dessen wirft man glühende Steine hinein."[2]) Ueberdies wird durch die Quantitäten offenbar verkalkter Steine, die man in unserm eigenen Lande bisweilen an den Stätten ehemaliger Wohnsitze vergraben findet, sehr wahrscheinlich gemacht, was man daraus geschlossen hat, nämlich daß sie zum Kochen gedient haben. Allerdings können sie auch zum Backen in unterirdischen Oefen gebraucht worden sein, ein Verfahren, das sich unter Rassen gefunden hat, die Steinkocher sind und ebenso unter solchen, die es nicht sind.

---

[1]) Cook, Second Voy., vol. I. 214; vol. II. p. 105. Third Voy., vol. I. p. 375. Klemm, C. G., Bd. IV. S. 272. Williams, Fiji, vol. I. p. 69. Turner, p. 424. Mariner, vol. II. p. 272. Keate, p. 336.

[2]) Linnaeus, Tour, vol. II. p. 231.

Was Asien anlangt, so habe ich außer Kamtschatka keine positiven Beweise für die Existenz des Steinkochens entdeckt, doch sind einige äußerst rohe Kochgeschirre unter sibirischen Stämmen bemerkt worden, deren Anwendung sich entweder durch die Abwesenheit oder Seltenheit irdener und metallener Geschirre erklärt oder durch die Beibehaltung alter Gewohnheiten, die einer Zeit solcher Abwesenheit oder Seltenheit angehören. Der holländische Gesandte Ysbrants Ides sagt von den Ostjäken, „ich habe auch einen kupfernen Kessel unter ihnen gesehn und einige andre Kessel von zusammengenähter Rinde, worin sie über den glühenden Kohlen, jedoch nicht in der Flamme des Feuers, Speisen kochen können." [1]) Nun hat man genau solche Rindenkessel wie diese im Gebrauch gesehen unter einem nordamericanischen Stamme am Unijah oder Peace-River (Friedensflusse) in der Nähe des Felsengebirgs. Sie waren Steinkocher, die sich der regelmäßigen Watape-Töpfe oder vielmehr Körbe von verwebten Wurzeln der Pechtanne bedienten, doch hatten sie auch Kessel aus Tannenrinde gefertigt, die sie über das Feuer hingen, jedoch in einer solchen Entfernung, daß sie die Hitze empfingen, ohne von den Flammen erreicht zu werden; eine sehr langweilige Operation." [2]) In Sibirien, unter den Ostjäken, hat man den Wanst des geschlachteten Thieres als Geschirr brauchen sehn, um darin das Blut über dem Feuer zu kochen, [3]) und das nämliche hat man unter den Rennthier-Koriaken beobachtet. [4]) Sonach scheint, was Herodot von den Scythen erzählt, die, wenn sie keinen geeigneten Kessel hatten, das Fleisch des geopferten Thieres in dessen eigenem Wanste zu kochen pflegten, [5]) einen Einblick auf einen Stand der Dinge in Centralasien zu gewähren, welcher demjenigen gleicht, der sich in neuern Zeiten im ent-

---

1) E. Ysbrants Ides, Reize naar China; Amsterdam, 1710. p. 27.
2) Mackenzie p. 207.
3) Erman, Engl. Uebers. vol. II. pp. 456, 467.
4) Kracheninnikow, p. 142.
5) Herod., IV. 61.

legenen Nordosten fortgesetzt hat. Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, daß der Gebrauch des Steinkochens in Ermangelung geeigneter Gefäße zu unmittelbarem Kochen über dem Feuer sich einst in Asien weit über das kamtschatkanische Vorgebirge hinaus erstreckt haben mag. [1])

Vielleicht ist dem bequemern Kochen in Geschirren über dem Feuer überall in der Welt das unbeholfenere Steinkochen vorausgegangen, dessen Geschichte, soweit ich sie nach den mir zugänglichen Belegen zu ermitteln vermochte, im Vorstehenden skizzirt worden ist. Es mag nun etwas von den für die höhere Art des Kochens, wie wir sie allgemein kennen, gebrauchten Geschirren gesagt werden.

Es ist nicht unbedingt nothwendig, zu diesem Zwecke irdene, metallene u. s. w. Geschirre zu gebrauchen. Von den Eskimos und von verschiedenen Völkern der alten Welt ist Topfstein, lapis ollaris, benutzt worden, um feuerbeständige Geschirre zu machen.[2]) Die asiatischen Wanstkessel sind soeben erwähnt worden und man hat Hautkessel unter den Eskimos [3]) und selbst unter den Einwohnern der Hebriden beschrieben, von deren Lebensweise George Buchanan folgende interessante Schilderung macht: „In Nahrung, Kleidung und allen häuslichen Dingen beobachten sie die Sparsamkeit der alten Zeit. Jagd und Fischerei versorgt sie mit Fleisch. Das Fleisch kochen sie mit Wasser im Wanste oder in der Haut des geschlachteten Thieres; auf der Jagd essen sie es bisweilen roh, nachdem das Blut ausgepreßt ist. Als Getränk haben sie die Fleischbrühe. Jahrelang aufbewahrte Molken trinken sie eben=

---

[1]) Der häufige Gebrauch geflochtener Körbe für Flüssigkeiten in Africa mag mit der Geschichte des Steinkochens in Beziehung stehen. S. die Erwähnung heißer Steine zum Schmelzen oder Sieden des Fettes bei Bleek, Reynard in Africa, pp. 8—10.

[2]) Cranz, p. 73; Linnaeus, vol. I. p. 356; Klemm, C. G., Bd. II. S. 266 ꝛc.

[3]) Martin Frobisher, bei Hakluyt, vol. III. pp. 66, 95.

falls gierig an ihren Festen."[1]) Außer jenen animalischen Materialien entsprechen dem Zwecke auch Theile verschiedener Pflanzen, wie die in Asien und America zu Kesseln gebrauchte Rinde, die Palmenspathe, worin Speisen in Südamerica gekocht werden,[2]) die gespaltenen Bambus, worin die Dayaks, die Sumatraner, und die Stiens von Cambodia ihren Reis kochen und, wie soeben erwähnt, Kokusnußschalen auf der Radackgruppe; Capitain Cook sah eine Kokusnußschale in Tahiti gebraucht, um darin das Blut eines einheimischen Hundes über dem Feuer einzutrocknen.[3]) Dieser Thatsachen sollte man eingedenk sein, wenn man die folgende Theorie des Ursprungs der Töpferkunst in Betracht zieht.

Es war, glaub' ich, Goguet, der im vorigen Jahrhundert zuerst die Ansicht aufstellte, daß der Weg, auf welchem man zur Töpferei gelangte, darin bestanden habe, daß man solche verbrennliche Gefäße wie die genannten mit Thon überschmierte, um sie gegen das Feuer zu schützen, bis man fand, daß der Thon allein dem Zwecke entsprechen würde und solchergestalt die Töpferkunst in die Welt kam. Die Idee war keine bloße Geburt seiner Phantasie, denn es war ihm eine Beschreibung vorgekommen, wie man auf der südlichen Halbkugel Holzgefäße mit Thon bedeckt. Es wird berichtet, daß im Jahr 1503 ein gewisser Capitain Gonneville von Honfleur absegelte, um das Cap der guten Hoffnung ging und nach Südindien kam. Dort fand er ein freundliches und fröhliches Volk, das von Jagd, Fischerei und ein wenig Ackerbau lebte, und er spricht von Mänteln aus Matten und Häuten, Federwerk, Bogen und Pfeilen, Betten von Matten, Dörfern von dreißig bis achtzig Hütten aus Pfählen und Flechtwerk u. s. w., „und

---

1) Rerum Scoticarum Historia, auctore Georgio Buchanano Scoto; (ad ex.) Edinburgh, 1528, p. 7.

2) Spix und Martius, Bd. 2. S. 688. Wallace, p. 508.

3) St. John, vol. I. p. 137. Marsden, p. 60. Mouhot, vol. II. p. 245. Cook, Third Voy., vol. II. p. 35. S. Coleman, p. 318; Mariner, vol. II. p. 272.

ihre Hausgeräthe sind von Holz, selbst ihre Kochtöpfe, aber einen guten Finger stark mit einer Art Thon bedeckt, welcher das Feuer verhindert, sie zu verbrennen." [1]) Ich weiß nicht, was aus dieser seltsamen Erzählung zu machen ist, was aber die Theorie des Ursprungs der Töpferei anlangt, die Goguet darauf gründet, so sind seit seiner Zeit eine Menge Zeugnisse zum Vorschein gekommen, die alle zu Gunsten derselben sprechen.

Die Vergleichung zweier Nachrichten über Geschirre, die einerseits unter den Eskimos, anderseits unter ihren Nachbarn den Unalaschkanen (deren Sprache Beweise für intimen Contact mit ihnen enthält [2])) gefunden wurden, kann dienen, einen Begriff von der Weise zu geben, in welcher Thon minder passende Materialien zu verdrängen vermag und wie eine allmähliche Annäherung zur Töpferkunst stattfinden kann. Als James Hall im Jahr 1605 in Grönland war, fand er die Eingebornen Speisen über ihren Lampen in Gefäßen kochend, deren Boden aus Stein war, während die Seiten aus Walfischflossen bestanden. [3]) In Unalaschka fand Capitain Cook, daß einige der Eingebornen sich von den Russen kupferne Kessel verschafft hatten; die aber keine besaßen, machten die ihrigen „aus einem flachen Steine, mit Seitenwänden von Thon, nicht unähnlich einer stehenden Pastete." [4]) Er hielt für wahrscheinlich, daß sie von den Russen kochen gelernt hatten, aber die Russen konnten sie nicht wohl solche Gefäße machen gelehrt haben und das Vorkommen eines Kessels mit einem Steinboden (ohne Zweifel Topfstein) und mit Seiten von einem andern Material auf den beiden entgegengesetzten Seiten America's gibt Grund zu der Vermuthung, daß derselbe in hohen Breiten allgemein im Gebrauche gewesen.

[1]) Goguet, vol. I. p. 77. Memoires touchant l'Etablissement d'une Mission Chrestienne dans le troisième monde, autrement appellé la Terre Australe, etc.; Paris, 1663, pp. 10—16.

[2]) Buschmann, Azt. Spr., S. 702.

[3]) Purchas, vol. III. p. 817.

[4]) Cook, Third Voy., vol. II. p. 510.

Nach der Untersuchung eines irdenen Geschirres von den Fidschi-Inseln ist Dr. D. S. Price der Ansicht, daß es höchst wahrscheinlich gefertigt wurde, indem man Thon an der Außenseite der Schale oder Rinde einer Frucht formte. Das fragliche Gefäß ist nach der südamericanischen Art durch einen Harzanstrich wasserdicht gemacht. Die augenscheinliche und häufige Wahl einer Kürbißform bei irdenen Geschirren weit auseinander gelegener Länder beweist nicht viel, indeß spricht sie immerhin zu Gunsten der Ansicht, daß solche kürbißähnliche Geschirre die Nachfolger wirklicher Kürbisse sein mögen, die durch ein Thonpflaster zu Topfgeschirr gemacht wurden. Weit zweckdienlicher sind einige Details, welche im Jahr 1841 Squier und Davis in ihrer Schilderung der Monumente im Missisippithale mitgetheilt haben. „In einigen der südlichen Staaten findet man jetzt noch gelegentlich, wie man sagt, die Oefen, worin vor Alters das Topfgeschirr gebrannt wurde. Manche sollen noch die Geschirre enthalten, die theilweis gebrannt sind, und worin noch die Rinden der Kürbisse u. s. w. stecken, worüber sie modellirt waren und die das Feuer nicht gänzlich beseitigt hat.“ „Unter den Indianern längs des Golfs entfaltete sich ein höherer Grad von Geschicklichkeit, als bei denjenigen an den obern Gewässern des Mississippi und an den Seen. Ihre Geschirre waren im Allgemeinen größer, symmetrischer und von höherer Vollendung. Sie formten sie über Kürbissen und andern Modellen und brannten sie in Oefen. Bei der Anfertigung derjenigen von größerem Umfange war es üblich, sie in Weiden- oder Spankörben zu formen, welche zur gehörigen Zeit weggebrannt wurden, indem sie dem Gefäße die vollkommene Form und die einigermaßen ornamentalen Eindrücke ihrer Formen ließen. Einige der am Ohio gefundenen scheinen in Säcken oder Netzen von grobem Faden oder geflochtener Rinde modellirt zu sein. Dieses Verfahren hat sich noch bei einigen der entfernten westlichen Stämme erhalten. Von dieser Art Topfgeschirr finden sich viele Proben bei den neuen Ablagerungen in den

Hügeln."[1]) Prinz Maximilian von Wied macht folgende Bemerkung über einige irdene Gefäße, die in indianischen Hügeln bei Harmony am Wabash-River gefunden wurden: „Sie waren aus einer Art grauen Thons gemacht, außen mit Ringen markirt und schienen in einem Tuche oder Korbe geformt zu sein, denn sie waren mit Eindrücken oder Figuren solcher Art markirt."[2])

Man hat auch gemeint, das alte Topfgeschirr Europa's enthalte in seiner Ornamentation Spuren, daß es sich einst auf einer Stufe befunden habe, wo der Thon mit Korb- oder Netzwerk umgeben ward, entweder um dem fertigen Gefäß einen Halt zu geben oder um es darin zu formen. Dr. Klemm stellte diese Ansicht vor zwanzig Jahren auf. „Die Nachahmung (natürlicher Gefäße) in Thon setzt zahlreiche Versuche voraus. Auf den Freundschaftsinseln finden wir Gefäße, die noch auf einer frühern Stufe stehen; sie sind aus Thon gemacht, leicht gebrannt und in Flechtwerk eingeschlossen; so scheinen auch die ältesten deutschen Gefäße gewesen zu sein, denn wir bemerken an den noch vorhandenen eine Verzierung, bei welcher Flechtwerk durch eingeschnittene Linien nachgeahmt ist. Was man nicht mehr nothwendig brauchte, ward als eine Zierrath beibehalten."[3])

Dr. Daniel Wilson machte einige Jahre später eine ähnliche Bemerkung über alte britische Urnen, welche, sagt er, „verstärkt worden sein mögen, indem man sie mit einem Flechtwerk von Stricken oder Binsen umgab . . . . Es ist gewiß, daß sehr viele der eingekerbten Muster auf britischem Topfgeschirr durch den Eindruck geflochtener Stricke auf den feuchten Thon hervorgebracht worden sind, — vielleicht die absichtliche Nachahmung der unbeabsichtigten Ein-

---

1) Squier & Davis, pp. 187, 195.

2) Pr. Max. Voyage, vol. I. p. 192. Klemm, C. G., Bd. II. S. 66.

3) Klemm, C. G., vol. I. p. 188.

kerbungen welche ursprünglich das geflochtene Netzwerk auf rohere Urnen machte" u. s. w. [1]) Mr. G. J. French erwähnt von ihm gemachte Experimente zur Unterstützung seiner Ansichten über den Ursprung der verwebten oder guillochirten Zierrathen auf alten schottischen Kreuzen u. s. w. als Nachahmung älterer Werke aus Weidengeflecht. Er überzog Körbe mit Thon und fand das Flechtwerkmuster vollkommen ausgedrückt, besser jedoch auf den an der Sonne getrockneten als an den im Ofen gebrannten, wo die Markirung durch das Einschrumpfen beeinträchtigt war, und er scheint selbst der Ansicht, daß einige noch erhaltene alte Urnen wirklich auf diese Weise geformt seien, weil der Rand so markirt ist, als wäre das Flechtwerk nach innen über die Thondecke umgebogen worden.[2])

Alles erwogen, macht es das Zeugniß so vieler dem Anschein nach noch unvollkommenen Uebergangsformen des Topfgeschirrs wahrscheinlich, daß die Kunst sich durch solche Stufen zu der vollkommenern Form heranbildete, worin wir sie gewöhnlich finden und wobei man zu dem klaren Verständniß gelangt ist, daß Thon entweder allein oder mit einer Mischung von Sand und dergleichen zur Verhütung des Springens geeignet ist, ohne ein äußerliches Unterstützungsmittel angewendet zu werden.

Solcher Art sind die Zeugnisse, mittels deren ich versucht habe, den Fortschritt der Menschheit in drei wichtigen Künsten nachzuweisen, deren Urgeschichte großentheils außerhalb des Bereichs directer Nachrichten liegt. Ihre Untersuchung zeigt uns eine allmähliche Verbesserung in den Methoden des Feuermachens; die Verdrängung eines rohen Mittels Speisen zu kochen durch ein höheres; und ein Fort-

---

1) Wilson, Archaeology, etc., of Scotland, p. 289.
2) G. J. French, An Attempt etc.; Manchester, 1858.

schreiten von den Kürbiß-, Rinden- oder Schalengefäßen der niedrigern Rassen zu den irdenen und metallenen Geschirren der höhern. Im Ganzen stellt sich Fortschreiten in diesen nützlichen Künsten als die Regel heraus und, mögen seine Schritte nun langsam oder schnell sein, ein einmal gethaner Schritt scheint nicht oft zurückgethan worden zu sein.

Zehntes Capitel.

Einige merkwürdige Gebräuche.

Man ist längst darüber einverstanden gewesen, daß es unter den gleichartigen Gebräuchen, die sich in fern von einander gelegenen Ländern finden, manche gibt, welche für den Ethnologen werthvolle Zeugnisse sind. Indem er sich aber mit diesen Dingen befaßt, hat er von Zeit zu Zeit eine neue Form der schwierigen Frage zu beantworten, die ihm in so vielen Abtheilungen seiner Arbeit im Wege steht. Er muß aus Beobachtung vieler Fälle einen allgemeinen Begriff dessen, was der Mensch thut und nicht thut, abgeleitet haben, bevor er von irgend einem besondern Gebrauche, den er an zwei verschiedenen Orten findet, sagen kann, ob es wahrscheinlich oder unwahrscheinlich sei, daß ihn ein gleichartiger Stand der Dinge mehr als einmal erzeugt haben könne, — ob die Unwahrscheinlichkeit, daß ein solcher Gebrauch an den zwei, drei oder zwanzig Orten, wo er sich findet, selbständig entstanden sein sollte, an die Unmöglichkeit gränze. Im ersten Falle hat derselbe als ein auf die Urgeschichte der Menschheit bezügliches Beweismittel für ihn wenig oder keinen Werth, im letztern Falle aber kann er als ein mehr oder minder starker Beweis dienen, daß die Völker, die ihn besitzen, stammverwandt, oder daß sie in Contact gewesen, oder daß sie indirect eines vom andern oder beide von einer gemeinschaftlichen Quelle beeinflußt worden sind, oder

auch, daß eine Combination dieser Umstände stattgefunden hat; mit einem Worte, daß es einen historischen Zusammenhang zwischen ihnen gegeben hat.

Ich gebe einige ausgewählte Fälle der Schlußfolgerung aus ähnlichen Gebräuchen, sowohl wo dieselbe richtig als wo sie unrichtig scheint, bevor ich zu dem Hauptgegenstande dieses Capitels schreite, welcher darin besteht, aus der ungeheuren Masse des rohen Materials, welches dem Forscher vorliegt, vier Gruppen weitverbreiteter Gebräuche auszuwählen und darzustellen, welche ihre Wurzeln tief in der Urgeschichte der Menschheit zu haben scheinen.

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, in Afrika den Brauch zu finden, den wir ausschließlich mit Siam und den benachbarten Ländern verknüpfen, nämlich, dem hellfarbigen oder dem sogenannten „weißen" Elephanten göttliche Ehren zu schenken. Ein Eingeborner von Enarea (in Ostafrika, südlich von Abyssinien) sagte dem Dr. Krapf, daß weiße Elephanten, deren Fell der Haut eines Aussätzigen gleiche, in seiner Heimath gefunden würden, daß aber ein solches Thier nicht getödtet werden dürfe, denn es gelte für einen Adbar oder Beschützer des Menschen und man zolle ihm religiöse Ehren, und wer es tödten sollte, würde hingerichtet werden.[1]) Es mag ein historischer Zusammenhang zwischen der Verehrung des weißen Elephanten in Asien und Afrika sein, aber die Gewohnheit des Menschen, ungewöhnliche Thiere, Pflanzen oder Steine mit abergläubischen Gefühlen der Ehrfurcht oder des Grauens zu betrachten, ist so allgemein, daß kein vorsichtiger Ethnolog ein Argument darauf gründen würde, und zwar um so weniger, wenn er findet, daß in Afrika der Albino-Büffel die Heiligkeit des Elephanten theilt.

Anderseits kann ein Gebrauch, welcher in zwei den soeben genannten verhältnißmäßig nahe gelegenen Gebieten herrscht, als ein Beispiel richtigen Zeugnisses der in Rede stehenden Art

---

[1]) Krapf, p. 67.

angeführt werden. In seiner Beschreibung der nördlich von Borneo gelegenen Sulu-Inseln spricht Mr. Spenser St. John von einem Aberglauben in diesen Ländern, nämlich daß Gold und Perlen, wenn man sie allein in ein Packet legt, abnehmen und verschwinden werden, während sie sich halten, wenn man einige Reiskörner hinzufügt. Man glaubt dort, daß sich Perlen auf diese Weise wirklich vergrößern, und die Eingebornen legen stets Reiskörner in die Packete, welche Gold oder Edelsteine enthalten.[1]) Nun erwähnt Dr. Livingstone das Nämliche in Betreff der Goldsucher von Manica in Ostafrika, südlich von den Zambesi, wo die Eingebornen „den Staub in Federkiele bringen und sogar einige Körnchen von einer gewissen Pflanze als ein Zaubermittel hineinthun, damit sie unterwegs nichts davon verlieren."[2]) Der Gebrauch wurde wahrscheinlich durch die Muhamedaner verpflanzt, die einen bekannten Verbindungscanal zwischen Afrika und den malayischen Inseln bilden, aber seine Existenz allein würde schon beweisen, daß irgend ein Verbindungsglied vorhanden gewesen sein muß.

Verkehr zwischen Asien und Amerika in frühen Zeiten ist nicht zu unserer Kenntniß gelangt durch die directe historische Kunde, durch welche z. B. entfernte Theile Asiens und Afrika's in Contact gebracht werden; indeß sind doch indirecte Zeugnisse vorhanden, die geeignet sind, asiatischen Einfluß bis tief in das Innere Nordamerika's zu beweisen, und das Folgende dürfte dieselben vielleicht in gewissem Grade bestätigen und ergänzen. Johannes de Plano Carpini, der im Jahre 1246 die Sitten und Gebräuche der Tataren beschreibt, sagt, eine ihrer abergläubischen Traditionen verbiete „Hineinstecken eines Messers ins Feuer, oder irgendwelche Berührung des Feuers mit einem Messer, oder selbst Herausnehmen des Fleisches aus dem Kessel mit einem Messer, oder Arbeiten mit einer Axt nahe beim Feuer; denn sie glauben, daß so der Kopf des Feuers

---

1) St. John, vol. II. p. 235.

2) Livingstone, p. 638.

abgeschnitten werden würde."[1]) Das Verbot hing ohne Zweifel mit der asiatischen Feueranbetung zusammen, und es scheint in Europa lange bekannt gewesen zu sein, denn es steht unter den pythagoräischen Maximen, „πῦρ μαχαίρᾳ μὴ σκαλεύειν," „schüre das Feuer nicht mit einem Schwerte" oder, nach einer andern Lesart, σιδήρῳ, „mit einem Eisen."[2]) Im fernen Nordosten Asiens kann man es in dem merkwürdigen Kataloge ceremonieller Sünden der Kamtschadalen finden, unter denen „es eine Sünde ist, eine glühende Kohle mit der Messerspitze aufzunehmen und Tabak anzuzünden, sondern sie muß mit den bloßen Händen gefaßt werden."[3]) Wie ist es möglich, hiervon die folgende Angabe zu trennen, die einem Aberglaubensverzeichnisse der Sioux-Indianer Nordamerika's entnommen ist? „Sie dürfen eine Ahle oder Nadel nicht in .... einen Holzstock auf dem Feuer stecken. Niemand darf daran mit einer Axt oder einem Messer schneiden oder eine Ahle hineinstecken .... Auch ist ihnen nicht erlaubt, eine Kohle mit einem Messer oder irgend einem andern scharfen Werkzeuge aus dem Feuer zu nehmen."[4])

Die erste der vier Gruppen von Gebräuchen, die als Beispiele eines Arguments von noch größerer Tragweite ausgewählt sind, gründet sich auf die Vorstellung, daß Krankheit gemeiniglich durch Stückchen Holz, Stein, Haar oder andere fremde Substanzen verursacht werde, die in das Innere des Körpers des Patienten gekommen sind. Die Krankheit muß daher geheilt werden, indem der Medicinmann die schädlichen Dinge herauszieht und zwar gewöhnlich, indem er den afficirten Theil saugt, bis sie herauskommen. Mr. Backhouse beschreibt das Verfahren einer eingebornen Doctorin in Süd-

---

[1]) Vincentius Beluacensis, Speculum Historiale, 1473, Buch XXXII. K. VII.

[2]) Diog. Laert. VIII. 1, 17. Plut., De Educatione Puerorum, XVII.

[3]) G. W. Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka; Frankfurt, 1774, S. 274.

[4]) Schoolcraft, part III. p. 230.

afrika, welches als ein typischer Fall dienen wird. Ein Mann war von Schmerzen in seiner Seite befallen und man schickte nach einer Fingo-Hexe. Da sie ganz nackt war, mit Ausnahme eines Seiles um ihre Taille, weigerte sich der im Orte lebende Missionär, der Ceremonie selbst beizuwohnen, sondern schickte seine Frau. Die Doctorin saugte an des Mannes Seite und brachte einige Maiskörner zum Vorschein, die sie, wie sie sagte, aus seinem Innern gezogen und welche die Krankheit verursacht hätten. Des Missionärs Frau sah ihr in den Mund und es war nichts darin; aber während sie weiter und weiter saugte, kamen immer mehr Maiskörner. Endlich erschien mit dem Korne ein Stück Tabaksblatt und zeigte, wie die Gaukelei bewerkstelligt wurde. Das Weib verschluckte zuerst den Tabak, um Uebelkeit zu erregen, und dann eine Quantität Mais; mit Hilfe des Seiles um ihren Leib aber war sie im Stande, ihren Magen so zu controliren, daß er nur einige Körner auf einmal hergab.[1]) In Nord- und Südamerika, in Borneo und Australien gehört die nämliche Cur zu des Doctors Geschäft, nur mit dem Unterschiede, daß Knochen, Holzstückchen, Steine, Eidechsen, Bruchstücke von Messerklingen, Haarkugeln und andere vermischte Artikel zu Tage gefördert werden und daß die Kunstgriffe, womit er sich den Anschein giebt sie herauszusaugen, vielleicht selten so geschickt wie der afrikanische sind.[2]) In Australien wird das Geschäft vortheilhaft betrieben, indem ein Zauberer Quarzstücke in des Opfers Leib hext, so daß nach einem andern geschickt werden muß, um sie herauszubringen.[3]) Es ist bereits erwähnt worden, daß im Norden Irlands die Zauberer noch Elfenbolzen, d. h. Stein-Pfeilspitzen aus den Leibern behexten Viehes ziehen.[4]) Southey, der sehr viel von

---

1) Backhouse, Africa, p. 284.

2) Long's Exp., vol. I. p. 261. Klemm, C. G., Bd. II. S. 169, 335. St. John, vol. I. pp. 62, 201. Lang, Queensland, p. 342. Eyre, vol. II. p. 360.

3) Grey, Journals, vol. II. p. 337.

4) Wilde, Cat. R. J. A., p. 19.

Wilden wußte, geht so weit, bezüglich der Cur des Aussaugens fremder Gegenstände, wie sie von den eingebornen Zauberern Brasiliens ausgeübt wurde, zu sagen, daß „ihre Quacksalbermanier diejenige war, die alle wilden Beschwörer gemein haben;" [1]) jedenfalls ist ihre Aehnlichkeit in so vielen und verschiedenen Regionen höchst merkwürdig. Es ist bezüglich dieser speciellen Betrügerei zu bemerken, daß wir hier nicht nur den Glauben finden, daß eine Krankheit durch eine im Körper befindliche fremde Substanz verursacht werde, sondern daß wir diesen Glauben auch in den verschiedensten Ländern der Welt durch die nämliche spitzbübische Gaukelei ausgebeutet sehen. Es ist schon schwer, einen Grund für den Glauben zu sehen, und noch weit schwerer, anzunehmen, daß sich aus demselben die Saugkur selbständig an verschiedenen Orten entwickelt habe.

In der civilisirten Welt hat sich das Verbot der Verheirathung unter Verwandten gewöhnlich darauf beschränkt, die Ehe zwischen leiblichen Geschwisterkindern zu untersagen. Allerdings ist das römische Kirchenrecht, wenigstens in der Theorie, hiervon sehr abweichend. Hallam sagt: „Gregor I. erklärt die Ehe für ungesetzlich bis zum siebenten Grade, und selbst, wenn ich seine Meinung verstehe, so lange, als sich irgend eine Verwandtschaft nachweisen läßt, was die Maxime strenger Theologen gewesen zu sein scheint, obwohl sie nicht unbedingt geltend gemacht wurde." [2]) Aber diese Unfähigkeit kann durch Dispensation auf die gewöhnlichen Grenzen beschränkt werden; und in der Praxis geht die Gesellschaft der Freunde weiter als das kanonische Recht, denn sie verbietet wirklich die Ehe unter Geschwisterkindern. Untersuchen wir indeß die Ehegesetze unter gewissen, weit und breit über die Welt zerstreuten mittlern und niedrigern Rassen, so werden wir mannichfaltige derartige Verbote finden, welche über die Praxis der katholischen Kirche

---

[1]) Southey, Brazil, vol. I. p. 238.

[2]) Hallam, Middle Ages, ch. VII. part. II. S. Du Cange, v. „generatio".

hinausgehen und sich bisweilen selbst der Theorie derselben nähern. Die Sache gehört eigentlich zu jenem interessanten, aber schwierigen und beinahe unbehandelten Gegenstande, der vergleichenden Jurisprudenz der niedern Rassen, und nur ein im Civilrecht Bewanderter könnte ihr gerecht werden; indeß ist es mir vielleicht möglich, nur ungefähr eine Idee von ihren verschiedenen Modificationen zu geben, wie sie sich unter Rassen finden, die in Betreff der Oertlichkeit und, soviel wir wissen, auch in Betreff der Geschichte weit von einander getrennt sind.

In Indien ist es ungesetzlich für einen Brahminen, ein Weib zu heirathen, dessen Clan-Name oder gotra (buchstäblich: „Kuhstall") der nämliche wie sein eigener ist, ein Verbot, welches die Ehe unter Verwandten in der männlichen Linie indefinite hindert. Im Codex Manu's findet sich dies Gesetz als giltig für die drei ersten Kasten; und Verwandten auf der weiblichen Seite ist es ebenfalls verboten, innerhalb gewisser weiter Grenzen zu heirathen. Gleichwohl bemerkte der Abbé Dubois unter den Hindus eine Neigung, Ehen zwischen Familien zu schließen, die bereits blutsverwandt waren; da jedoch, seinem Berichte zufolge, Verwandte in der männlichen Linie fortfahren, einander Bruder und Schwester zu nennen und nicht heirathen, soweit sich Verwandtschaft nachweisen läßt, wäre es auch bis zur zehnten Generation, und da das Nämliche in der weiblichen Linie der Fall ist, so kann der sehr natürliche Wunsch, das Familienband enger zu ziehen, nur durch Kreuzung der männlichen und weiblichen Linie erfüllt werden, indem des Bruders Kind das der Schwester heirathet u. s. f. [1])

Das chinesische Volk ist in eine Anzahl Clans getheilt, jeder mit einem besondern Namen, den alle seine Mitglieder führen und der unsern Familiennamen entspricht, denn die Frau nimmt ihres Mannes Namen an und die Söhne und Töchter erben ihn. Die Zahl dieser Clan-Namen ist beschränkt; Davis meint, es gebe nicht viel über hundert, andere Schrift-

---

[1]) Dubois, vol. I. p. 10. Manu, III. 5. S. Coleman, p. 291.

steller dagegen sprechen von dreihundert und selbst von tausend. Nun darf nach dem chinesischen Gesetze ein Mann kein Weib seines eigenen Zunamens heirathen, so daß Verwandtschaft auf männlicher Seite, wie entfernt sie auch sei, ein unbedingtes Ehehinderniß bildet. Dieses strenge Verbot der Ehe zwischen Descendenten der männlichen Linie scheint sehr alt zu sein, denn die Chinesen verlegen seinen Ursprung in die mythischen Zeiten des Kaisers Fu-hi, welcher vor der Hea-Dynastie regierte, die nach den chinesischen Annalen im Jahre 2207 v. Chr. begann. Fu-hi, wird berichtet, theilte das Volk in 100 Clans, indem er jedem einen Namen gab, „und gestattete keinem Manne, ein Weib des nämlichen Namens zu heirathen, gleichviel ob verwandt oder nicht, ein Gesetz, welches noch wirklich in Kraft ist." Es scheint auch Verbote zu geben, die sich in engerer Grenze auf Verwandtschaft auf weiblicher Seite und auf gewisse Verschwägerungsarten beziehen. Du Halde sagt, daß „Personen, die von der nämlichen Familie sind oder die den nämlichen Namen führen, einander nicht heirathen können, wie entfernt auch ihr Verwandtschaftsgrad sein mag. So gestatten die Gesetze z. B. nicht, daß zwei Brüder zwei Schwestern heirathen, auch darf ein Wittwer seinen Sohn nicht mit der Tochter einer Wittwe verheirathen, die er heirathet." [1])

In Siam ist der siebente Grad der Blutsverwandtschaft die Grenze, innerhalb deren die Ehe verboten ist, mit der Ausnahme, daß der König seine Schwester (wie unter den Inkas, der Lagide-Dynastie u. s. w.) und selbst seine Tochter heirathen kann. [2]) Unter den Land-Dyaks von Borneo soll die Ehe der Geschwisterkinder verboten sein und eine bedeutende Geldstrafe trifft Andergeschwisterkinder, welche einander heirathen. [3]) Marsden sagt, daß in Sumatra Geschwisterkinder,

[1]) Davis, vol. I. p. 264. Purchas, vol. III. pp. 367, 394. Goguet, vol. III. p. 328. Du Halde, Desc. de la Chine; la Haye, 1736, vol. II. p. 145. De Mailla, vol. I. p. 6.

[2]) Bowring, vol. I. p. 185.

[3]) St. John, vol. I. p. 198.

die Kinder von zwei Brüdern, einander nicht heirathen können, während der Schwester Sohn des Bruders Tochter heirathen darf, aber nicht umgekehrt. [1]) Nach der Angabe Sir Stamford Raffles' halten auf der nämlichen Insel die Battas die Verheirathung in dem nämlichen Stamme für ein greuliches Verbrechen und bestrafen die Delinquenten nach ihrer gewöhnlichen Weise, indem sie sie lebendig aufschneiden und sie gebraten oder roh mit Salz und spanischem Pfeffer essen. Wie ausdrücklich bemerkt wird, ist ihr Grund, solche Ehen als verbrecherisch zu betrachten, daß der Mann und die Frau gemeinschaftliche Vorfahren hatten. [2])

Unter der tatarischen Rasse in Asien und Europa finden sich ähnliche Beschränkungen. Die Ostjäken halten es für eine Sünde, wenn zwei Personen des nämlichen Familiennamens einander heirathen, so daß ein Mann kein Weib seines eigenen Stammes nehmen darf. [3]) Die Tungusen heirathen nicht Andergeschwisterkinder; die Samojeden „vermeiden beim Heirathen alle Grade der Blutsverwandtschaft so streng, daß ein Mann niemals ein Mädchen heirathet, das von der nämlichen Familie mit ihm abstammt, wie entfernt die Verwandtschaft auch sein möge;" und die Lappen haben eine ähnliche Sitte. [4]) Selbst unter der semitischen Rasse, die es im Allgemeinen, was Verschwägerung anlangt, den Cariben gleichthut, findet sich etwas Derartiges; der Stamm Rebua heirathet stets in den Stamm Modjar und umgekehrt. [5])

In Afrika gilt die Ehe von Vettern in einigen Stämmen für ungesetzlich und an verschiedenen Orten findet sich der Brauch, daß ein Mann nicht in seinem eigenen Clan hei-

---

[1]) Marsden, p. 228.

[2]) Schreiben Raffles an Marsden in: Dr. W. Cooke Taylor, The Nat. Hist. of Society, vol. I. p. 122—6.

[3]) Bastian, Bd. III. S. 299.

[4]) Klemm, C. G. Bd. III. S. 68. Acc. of Samoiedia, in Pinkerton, vol. II. p. 532. Richardson, Polar Regions, p. 345.

[5]) Bastian, l. c.

rathet.[1]) Munzinger, der Reisende in Ostafrika, meint, es habe in dieser Richtung christlicher Einfluß gewirkt. Die Beni Amer im Norden Abyssiniens hängen dem Islam an und unter ihnen heirathen einander oft Vettern; „die Beit Bidel und die Allabje hingegen beobachten, eingedenk ihres christlichen Ursprungs, Blutsverwandtschaft bis zum siebenten Grade.“[2]) Ellis sagt, daß in Madagascar „gewissen Classen unter keinen Umständen gestattet ist, Wechselheirathen zu machen, und Verschwägerung verbietet bis zur sechsten Generation gleichfalls die Wechselheirathen, doch betreffen die Hauptbeschränkungen der letztern die Descendenten auf weiblicher Seite. Seitenverwandte der männlichen Linie dürfen in den meisten Fällen Wechselheirathen eingehen, sobald sie eine unbedeutende aber vorgeschriebene Ceremonie beobachten, welche, wie man meint, das Hinderniß oder die Disqualification beseitigt, die auf Blutsverwandtschaft beruht.“[3])

Unter den Eingebornen Australiens sind Gesetze, welche Ehen verbieten, gefunden worden, doch sind sie keineswegs gleichförmig und mögen bisweilen mißverstanden worden sein. Sir George Greys Bericht sagt, daß die Australier, so weit er mit ihnen bekannt ist, in große Clans getheilt sind und daß sie den Clan-Namen als eine Art Zunamen neben den individuellen Namen brauchen. Kinder nehmen den Familiennamen der Mutter an und ein Mann kann ein Weib seines eigenen Namens nicht heirathen, so daß es den Anschein hat, als werde hier nur Verwandschaft auf weiblicher Seite in Betracht gezogen. Eine Wirkung der Clan-Eintheilung in dieser Weise ist, daß die Kinder des nämlichen Vaters von verschiedenen Frauen, weil sie verschiedene Namen haben, genöthigt sein können, bei einem Streite auf entgegengesetzten Seiten zu

---

1) Casalis, p. 191. Backhouse, Africa, p. 182. Burton in Tr. Eth. Soc., 1861, p. 321. Du Chaillu, p. 388.

2) Munzinger, S. 319.

3) Ellis, Madagascar, vol. I. p. 164.

stehen.[1] Mr. Eyre's Erfahrung in Südaustralien stimmt indeß nicht mit derjenigen Sir George Grey's im Westen und Nordwesten überein.[2] Collins glaubte, es sei Brauch für einen Eingebornen, von einem mit seinem eigenen in Feindschaft lebenden Stamme ein Weib zu stehlen und sie, durch Schläge betäubt, durch die Wälder heimzuschleppen; während die Verwandten eine solche Beleidigung nicht rächten, sondern eine Gelegenheit ergriffen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Aus Rind's Berichte geht hervor, daß in einigen Districten die Bevölkerung in zwei Clans getheilt ist und ein Mann des einen Clans nur ein Weib des andern heirathen kann.[3] Lang beschreibt ein eigenthümliches und complicirtes System in Ostaustralien. Ueber ein weites Gebiet des Innern, unter Stämmen welche verschiedene Dialecte sprechen, giebt es vier Namen für Männer und vier für Frauen, Ippai und Ippata, Kubbi und Kapota, Kumbo und Buta, Murri und Mata. Nennen wir diese vier Abtheilungen A, B, C, D, so ist die Regel, daß ein Mann oder Weib des Stammes A in B heirathen muß, und ein Mitglied des Stammes C in D und umgekehrt, aber das Kind dessen Vater A ist, nimmt den Namen D an u. so fort; A's = D; B's = C; C's = B; D's = A; und der Mutter Name dient ebensowohl, den Namen des Kindes zu geben: wenn die Mutter vom Stamme B ist, wird ihr Kind zum Stamme D gehören, u. so fort.

Man wird sehn, daß diese sinnreiche Einrichtung ziemlich die nämliche Wirkung hat wie die Hindu-Regulirungen, indem sie Wechselheirath in der männlichen oder weiblichen Linie verhindert, aber Kreuzung der männlichen und weiblichen Linie gestattet; die Kinder von zwei Brüdern oder zwei Schwestern können einander nicht heirathen, aber des Bruders Kind kann das der Schwester heirathen. Lang erwähnt indeß eine fernere

---

1) Grey, Journals, vol. II. pp. 225—30.
2) Eyre, vol. II. p. 330.
3) Collins, vol. I. p. 559. Klemm, C. G., Bd. I. S. 288, 319.

Regel, die wahrscheinlich gemacht wurde, um einigen gelegentlich vorkommenden Umständen zu begegnen, da sie, so weit sie sich erstreckt, das ganze System umwirft; A kann auch in seinem oder ihrem eigenen Stamme heirathen und die Kinder nehmen den Namen C an.[1])

In America ist die Sitte, aus dem Clan zu heirathen, häufig und wohl markirt. Vor mehr als zwanzig Jahren machte Sir George Grey aufmerksam auf die Eintheilung der Australier in Familien, deren jede den Namen eines Thiers oder einer Pflanze führt, welche als ihr Abzeichen oder Kobong diente; ferner auf den Brauch, die Clanschaft nach der Mutter zu rechnen, sowie auf das Verbot der Heirath im Clan, lauter Einrichtungen, die eine auffällige Aehnlichkeit mit gleichartigen Gebräuchen unter den Eingebornen Nordamerica's zeigen. Die indianischen Stämme sind gewöhnlich in Clans getheilt, deren jeder einen Totem hat (in der Algonquinsprache Do-daim d. i. „Stadtmarke"), welcher in der Regel ein Thier, z. B. ein Bär, Wolf, Hirsch u. s. w. ist und einerseits einem Abzeichen, anderseits einem Zunamen verglichen werden kann. Es scheint, daß der Totem für einen Beweis der Abstammung von einem gemeinschäftlichen Vorfahren galt und daher mußte das Verbot der Ehe zwischen zwei Personen des nämlichen Totem's als ein Hinderniß auf der Seite wirken, von welcher der Totem herrührt, welches in der Regel, wo nicht stets, die weibliche Seite ist. Ein solches Verbot wird oft in Schriften über die nordamericanischen Indianer erwähnt.[2]) Morgan's Schilderung der Regeln der Irokesen ist besonders merkwürdig. Vater und Kind können nie vom nämlichen Clan sein, weil sich die Abstammung in allen Fällen nach der weiblichen Linie bestimmt. Jede Nation hatte acht Stämme, die in zwei Abtheilungen von je vier zerfielen.

---

[1]) Lang, p. 367.

[2]) Grey, l. c. Schoolcraft, part I. p. 52; part II. p. 49. Loskiel, p. 72. Talbot, Disc. of Lederer, p. 4.

1. Wolf, Bär, Biber, Schildkröte.
2. Hirsch, Schnepfe, Reiher, Habicht.

Ursprünglich konnte ein Wolf keinen Bären, Biber oder Schildkröte heirathen, weil er sich als ihren Bruder betrachtete, aber er konnte in die zweite Reihe, Hirsch u. s. w., heirathen, die er als seine Vettern betrachtete, u. s. f. mit den übrigen. In spätern Zeiten aber ist einem Manne gestattet, in jeden Stamm, seinen eigenen ausgenommen, zu heirathen. [1]) Eine neuere Schilderung aus Norstwestamerica beschreibt die Sitte unter den Indianern von Nootka-Sound; „ein Walfisch kann daher keinen Walfisch, noch ein Frosch einen Frosch heirathen. Ein Kind nimmt auch stets das Clanzeichen der Mutter an, so daß, wenn die Mutter ein Wolf ist, alle ihre Kinder Wölfe sein werden. Der Regel nach bestimmt sich desgleichen die Abstammung nach der Mutter, nicht nach dem Vater." [2])

Die Analogie der nordamericanisch-indianischen Sitte mit derjenigen der Australier besteht demnach darin, daß die Clanschaft auf der weiblichen Seite ein Ehehinderniß bildet; gehen wir aber weiter südlich nach Centralamerica, so zeigt sich, wie in China, die umgekehrte Sitte. Diego de Landa sagt vom Volke Youcatan's, daß kein Mann ein Weib seines Namens auf väterlicher Seite nahm, denn dies galt unter ihnen für eine sehr schlechte Handlung, sie konnten aber Geschwisterkinder auf mütterlicher Seite heirathen. [3]) Weiter südlich, unterhalb der Landenge, erscheint beides, die Clanschaft und das Verbot, wieder auf der weiblichen Seite. Bernau sagt, daß unter den Arrawaks Britisch-Guyana's „die Kaste sich nach der Mutter bestimmt und Kinder in ihres Vaters Familie heirathen dürfen, aber nicht in die ihrer Mutter." [4]) Endlich sagt Pater Martin Dobrizhoffer, daß die Guaranis die Ehe mit den entferntesten Verwandten als höchst verbreche-

[1]) L. H. Morgan, p. 79.
[2]) Mayne, Brit. Columbia, p. 257.
[3]) Landa, p. 140.
[4]) Bernau, p. 29.

risch vermieden, und in Betreff der Abiponen bemerkt er Folgendes: „Obwohl die väterliche Indulgenz der römischen Päpste nur den ersten und zweiten Verwandtschaftsgrad zu einem Ehehindernisse der Indianer macht, so verabscheuen doch die Abiponen, unterwiesen durch Natur und das Beispiel ihrer Vorfahren, den bloßen Gedanken an eine Verheirathung mit jemand, mit dem sie nur in der entferntesten Weise verwandt sind. Lange Erfahrung hat mich überzeugt, daß der Respect vor Blutsverwandschaft, der sie abschreckt, in ihre eigenen Familien zu heirathen, von Natur den Gemüthern der meisten Einwohner Paraguay's eingepflanzt ist," u. s. w. [1])

Es ist wahrscheinlich, daß Erfahrung hinsichtlich der Nachtheile der Heirathen unter nahen Verwandten der Hauptgrund dieser Reihe von Beschränkungen in verschiedenen Welttheilen gewesen sein mag. Professor Lazarus, den ich um seine Meinung über die Sache fragte, sprach diese Ansicht aus, indem er richtig bemerkte, daß die Beobachtung und das Urtheil der Wilden oft sehr accurat in praktischen Angelegenheiten ist, die Behufs ihrer Beobachtung kein Instrument erfordern, und daß alte Leute mit einer sich über fünf bis sechs Generationen erstreckenden persönlichen Erfahrung sehr wohl im Stande sein mußten, über eine solche Frage zu urtheilen. Wenn dieses, oft über Gebühr übertriebene physiologische Bedenken der Hauptgrund der Reihe von Beschränkungen war, so mögen ihre verschiedenartigen, anomalen und inconsistenten Formen auf hinzutretenden Ursachen beruhen und namentlich auf der einen, daß als besonderes Mittel, Verwandtschaft nachzuweisen, ein System von Zunamen, Clan-Namen, Totems u. s. w. dient. Aber dieses System ist nothwendigerweise einseitig und obwohl es das Andenken der Abstammung entweder auf männlicher oder weiblicher Seite vollkommen und für immer bewahren wird, kann es doch nicht beides zugleich bewahren. In

---

[1]) Dobrizhoffer, Bd. I. S. 63; Bd. II. S. 212. S. Gumilla, Hist. Nat. etc., de l'Orenoque; Avignon, 1758, vol. III. p. 269.

der Praxis haben die Rassen der Welt, die ein solches Andenken überhaupt bewahren, zu wählen gehabt, welche der beiden Linien, die männliche oder weibliche, sie durch den Namen oder das Zeichen der Familie erhalten wollten, während die andere Linie, deren Andenken durch kein so bequemes Mittel erhalten wird, mehr oder minder vernachlässigt ist und sich bald aus dem Gesicht verliert. Unter diesen Umständen ist es ganz natürlich, wenn endlich das Zeichen mehr als die Wirklichkeit, der Name mehr als die Verwandtschaft gilt, die er anzeigt, und wenn eine Reihe einseitiger Beschränkungen in Kraft treten, welche bald die männliche Seite mehr als die weibliche, bald die weibliche mehr als die männliche treffen, indem sie ungefähr Hand in Hand mit der einseitigen Weise gehen, in welcher das Andenken der Verwandtschaft bewahrt wird. Bei einer vollständigen Erörterung wären andre Punkte in Betracht zu ziehen gewesen, wie z. B. der Wunsch, verschiedene Stämme durch Wechselheirath in Freundschaft zu verbinden, desgleichen die Ansicht, daß das Weib eine Sclavin ist, die man den Fremden stehlen muß und nicht aus dem eigenen Volke nehmen darf. Der letztere Umstand ist sehr bedeutungsvoll, wie wir aus dem spartanischen Hochzeitsbrauche ersehen können, durch welchen, obwohl die Vormünder der Braut die Verbindung wirklich sanctionirt hatten, doch der Schein ihrer gewaltsamen Entführung als eine durch die Zeit ehrwürdig gewordene Ceremonie erhalten wurde. Dieser spartanische Brauch steht nicht vereinzelt da, er findet sich unter den Tscherkessen [1]) und in Südamerica. [2]) Williams sagt, auf den großen Inseln der Fidschi-Gruppe werde oft der Brauch beobachtet, sich mit scheinbarer oder wirklicher Gewalt eines Mädchens zu bemächtigen, um sie zur Frau zu nehmen. Wenn sie den Schritt nicht billigt, läuft sie davon, sobald sie des Mannes Haus erreicht, ist sie jedoch zufrieden, so bleibt sie. [3]) In diesen Fäl-

---

[1]) Klemm, C. G., Bd. IV. S. 26.
[2]) Wallace, p. 497. S. Perty, S. 270.
[3]) Williams, vol. I. p. 171.

len erfolgt die Entführung nur zum Schein, aber sie wird beibehalten als ein Andenken an eine rohere Zeit, wo sie, wie unter den modernen Australiern, keineswegs als eine bloße Form, sondern in bitterm Ernst ausgeführt wurde.

Endlich findet man Heirathsrestrictionen gelegentlich auch auf Fälle angewendet, wo die Verwandtschaft mehr oder minder imaginär ist, wie im alten Rom, wo Adoption in gewissem Maße die Wirkung der Blutsverwandtschaft als Ehehinderniß hatte; oder unter den Muhamedanern, wo das Verhältniß zur Familie der Pflegältern noch entschiedener in derselben Weise wirkt; oder in der römischen Kirche, wo Pathenschaft, selbst unter den Gevattern, ein Ehehinderniß bildet, zu dessen Beseitigung eine Dispensation erforderlich ist. Auch zwei Mitglieder einer tscherkessischen Brüderschaft dürfen, obwohl keine Verwandtschaft zwischen ihnen nachzuweisen ist, einander nicht heirathen,[1]) und selbst unter den wilden Tupinambas Brasiliens war es zwei Männern, die einander als Brüder adoptirt hatten, verboten, einer des andern Schwestern und Töchter zu heirathen.[2]) Gebräuche wie diese kann man jedoch billigerweise als bloße Consequenzen der Uebertragung beides der Rechte und Pflichten der Blutsverwandtschaft auf andere Arten der Verbindung betrachten, und sie haben daher mit der Hauptfrage nichts zu thun.

Betrachten wir nun die dritte Gruppe von Gebräuchen, so ist es natürlich genug, wenn sich selbst unter wilden Stämmen Regeln finden, die sich auf Respect, Ansehen, Vorrang rc. zwischen Schwiegerältern und deren Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern beziehen. Unter diesen findet man jedoch in den verschiedensten Regionen der Welt Vorschriften, die zwar in hohem Grade übereinstimmen, aber der gewöhnlichen Ordnung socialen Lebens, wie die civilisirte Welt es versteht, so fern liegen, daß es schwer ist, auch nur zu errathen, welcher Zustand der Dinge ihr Entstehen veranlaßt haben kann.

1) Klemm, C. G., Bd. IV. S. 24.
2) Southey, vol. I. p. 250.

Unter den Arawaks in Südamerica war es nicht gesetzlich für den Schwiegersohn, das Gesicht seiner Schwiegermutter zu sehn. Wenn sie in dem nämlichen Hause lebten, mußte eine Scheidewand zwischen ihnen hergestellt werden. Wenn beide in das nämliche Boot gingen, mußte sie zuerst einsteigen, um ihm fortwährend den Rücken zukehren zu können. Unter den Cariben, sagt Rochefort, „sprechen alle Weiber mit wem sie wollen, aber der Gatte darf nicht mit den Verwandten seiner Frau reden, ausgenommen bei außerordentlichen Gelegenheiten." [1]) Eine nördlichere Gegend anlangend, wird in der Beschreibung der floridanischen Expedition des Alvar Nuñez, gemeiniglich bekannt als Cabeça de Vaca (Kuhkopf), erwähnt, daß die Schwiegerältern das Haus des Schwiegersohnes nicht betraten noch er das ihrige, auch nicht das seines Schwagers, und wenn sie einander zufällig begegneten, wichen sie einander einen Bogenschuß weit aus, die Köpfe gesenkt und die Augen an den Boden geheftet, denn sie hielten es für eine böse Sache, einander zu sehen oder zu sprechen; aber den Frauen stand es frei, mit ihren Schwiegerältern und Verwandten zu verkehren und zu sprechen. [2]) Unter nördlichern Völkern des americanischen Continents sind Gebräuche dieser Art oft geschildert worden. In der Beschreibung der Expedition Major Long's nach dem Felsengebirge wird bemerkt, daß unter den Omaha's die Schwiegereltern nicht mit ihrem Schwiegersohne sprechen, auch seinen Namen nicht nennen, noch ihm ins Gesicht sehen, und umgekehrt.[3]) Mr. Philander Prescott erwähnt die unter den Sioux oder Dacotas herrschende Furcht, gewisse Namen auszusprechen. Die Schwiegereltern dürfen ihren Schwiegersohn nicht beim Namen nennen, und umgekehrt; das Verbot gilt auch für gewisse andere Verwandt-

---

[1]) Klemm, C. G., Bd. II. S. 77. Rochefort, Hist. Nat. etc. des Iles Antilles, Rotterdam, 1665, p. 545.

[2]) Alvar Nuñez, im ersten Bande der Historiadores Primitivos de Indias; Madrid. 1852 2c., Cap. XXV.

[3]) Long's Exp., vol. I p. 253.

schaftsverhältnisse. Eine Uebertretung desselben wurde bestraft, indem man dem Sünder die Kleider vom Leibe schnitt und wegwarf.[1]) Harmon sagt, unter den Indianern östlich vom Felsengebirge sei es unschicklich für die Schwiegereltern, den Schwiegersohn oder die Schwiegertochter anzusehn oder anzureden.[2]) Unter den Crees darf, wie Richardson bemerkt, einen Indianer, der mit der Familie seiner Frau zusammenwohnt, seine Schwiegermutter weder anreden noch ansehn; desgleichen ist es ein alter Brauch, daß ein Mann im Gegenwart seines Schwiegervaters nicht essen oder sich setzen darf.[3])

In einigen Theilen Australiens gehören die Namen der Schwiegereltern uud des Schwiegersohnes unter die persönlichen Namen, die nicht gesprochen werden dürfen,[4]) und auf den Fidschi-Inseln ist, wie man berichtet hat, das Gespräch zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern verboten.[5]) Unter den Dayaks in Borneo darf ein Mann den Namen seines Schwiegervaters nicht aussprechen und Mr. St. John, welcher diese Sitte erwähnt, erklärt sie als ein Zeichen der Ehrerbietung.[6]) Auf dem Continente Asiens, unter den Mongolen und Kalmucken darf die junge Frau ihren Schwiegervater nicht anreden, noch sich in seiner Gegenwart setzen,[7]) aber weiter nördlich, unter den Jakuten, bemerkte Adolf Erman eine viel eigenthümlichere Sitte. Wie in andern nördlichen Gegenden, ist es dort allgemein üblich, in dem heißen, erstickenden Innern der Hütten nur wenig Kleidung zu tragen und die Frauen gehen oft, bis zur Taille entkleidet, ihren häuslichen Geschäften nach und thun dies auch unbedenklich in

---

1) Schoolcraft, part II. p. 196.

2) Harmon, p. 341.

3) Franklin, Journey to the Shores of the Polar Sea; London, 1823, pp. 70—1.

4) Eyre, vol. II. p. 339.

5) Williams, vol. I. p. 136.

6) St. John, vol. I. p. 51.

7) Klemm, C. G., Bd, III. S. 169.

der Gegenwart Fremder, aber es giebt zwei Personen, vor denen ein Jakutenweib nicht in diesem Aufzuge erscheinen darf, ihren Schwiegervater und ihres Mannes ältern Bruder.[1]) In Africa unter den Beni Amer „versteckt sich die Frau, wie desgleichen ihr Mann, vor der Schwiegermutter;" während unter den Barea die Frau „sich vor ihrem Schwiegervater versteckt, der Sitte gemäß, die hierin mit derjenigen der aristokratischen Völker übereinstimmt."[2]) Die Sitte der Basuto verbietet einer Frau, bis zur Geburt ihres ersten Kindes ihrem Schwiegervater ins Gesicht zu sehn,[3]) und unter den Banyai muß ein Mann in Gegenwart seiner Schwiegermutter mit gebogenen Knieen sitzen und darf seine Füße nicht gegen sie ausstrecken.[4])

Ich habe keine Erklärung dieser merkwürdigen Gebräuche gefunden, die sich als zuverlässig mittheilen ließe. Ihr Zweck scheint im Allgemeinen die Vermeidung des Verkehrs oder der Connexion zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern und zwar bisweilen mit solcher Strenge beobachtet, daß eine Person die andre nicht ansehn, noch selbst ihren Namen aussprechen darf. Aber die Gründe für diese Vermeidung sind nicht klar.[5]) Vielleicht wird ein gründlicheres Studium des Tabu-Gesetzes einiges Licht auf die Sache werfen. Das vom Rev. Thomas Williams gegebene außerordentliche Summarium fidschianischer Sitten mag hier vollständig angeführt werden; wahrscheinlich bezieht es sich auch auf gelegentliche oder locale Gebräuche. „Eine freie Gefühlsäußerung zwischen Mitgliedern der nämlichen Familie wird ferner verhindert durch die strenge Beobachtung nationaler oder religiöser Sitten,

---

[1]) Erman, Bd. II. S. 420 (der engl. Uebersetzung).

[2]) Munzinger, S. 325, 526.

[3]) Casalis, p. 201.

[4]) Livingstone, p. 622.

[5]) S. St. John, Harmon und Franklin, locis citatis. Prof. Lazarus deutet treffend auf Uebertreibung gewöhnlicher Restrictionen und übermäßige Reaction gegen die patria potestas.

die einen höchst unnatürlichen Zwang auflegen. Brüdern und Schwestern, Geschwisterkindern, Schwiegereltern und Schwiegerkindern, Schwägern und Schwägerinnen ist es solchergestalt besonders verboten, mit einander zu sprechen oder aus der nämlichen Schüssel zu essen. Das letztere Verbot erstreckt sich auch auf Gatten und Gattinnen, — eine Einrichtung die dem häuslichen Behagen nicht förderlich sein kann." Anderswo sagt der nämliche Autor: „in einigen Gegenden darf der Vater mit seinem Sohne nach dessen funfzehntem Jahre nicht sprechen." [1])

Die vierte und letzte Gruppe von Gebräuchen ist längst beobachtet worden und man hat sogar Verzeichnisse von Ländern angefertigt, wo dazu gehörige Gewohnheiten gefunden worden sind. [2]) Einer dieser Gebräuche hat bereits einen europäischen Namen, die Couvade oder „Brüten", und dieser Ausdruck kann füglich für die ganze Classe gebraucht werden. Indem ich die ältern Nachrichten mit Hilfe einiger neuen Facta untersuchte, habe ich mich bemüht, einen Bericht nicht allein über die geographische Vertheilung der Couvade, sondern auch über ihr Wesen und ihre Bedeutung zu liefern. Die passendste Weise sie zu erörtern ist, zuerst die Formen zu untersuchen, die sie in Südamerika und Westindien annimmt, dem Gebiete, wo sie sich nicht allein im höchsten Grade entwickelt hat, sondern auch mit einem klaren Begriffe von ihrer Bedeutung ausgeübt wird, und alsdann ihr mehr vereinzeltes und dunkleres Vorkommen in andern Ländern zu ermitteln.

Du Tertre berichtet folgendermaßen über die Couvade der Cariben in Westindien. Wenn ein Kind geboren ist, geht die Mutter sogleich an ihre Geschäfte, der Vater aber beginnt sich zu beklagen, legt sich in seine Hängematte, wird da besucht,

---

[1]) Williams, Fiji, vol. I. pp. 136, 166. S. Mariner, vol. II. p. 147.

[2]) M'Cullock, Researches; Baltimore, 1829, p. 99. Waitz, Anthropologie I. 257. Humboldt & Bonpland, (engl. Uebers.) vol. VI. p. 333. Lafitau, vol. I. p. 49.

wie wenn er krank wäre, und unterzieht sich einer Diät, „die den corpulentesten Franzosen von der Gicht heilen würde. Wie sie so sehr fasten können, ohne daran zu sterben,“ fährt der Erzähler fort, „setzt mich in Erstaunen, denn bisweilen bringen sie die fünf ersten Tage zu, ohne irgend etwas zu essen oder zu trinken; dann trinken sie bis zum zehnten oüycou, was ungefähr so viel Nahrungsstoff enthält wie Bier. Nach diesen zehn Tagen fangen sie an, blos Cassava zu essen, wobei sie oüycou trinken und sich einen ganzen Monat hindurch alles Andern enthalten. Während dieser Zeit essen sie indeß nur das Innere der Cassava, so daß der Ueberrest dem Rande eines Hutes gleicht, wenn die Form herausgenommen ist, und diese sämmtlichen Cassavaränder bewahren sie auf für das Fest nach Ablauf von vierzig Tagen, indem sie sie im Hause an einem Stricke aufhängen. Wenn die vierzig Tage vorüber sind, laden sie ihre Verwandten und besten Freunde ein, die nach ihrer Ankunft, bevor sie sich zum Essen setzen, die Haut dieses armen Wichts mit Agoutizähnen hacken und aus allen Theilen seines Körpers Blut ziehen, so daß sie aus einem eingebildeten Kranken bisweilen einen wirklichen machen. Dies ist indeß sozusagen nur der Fisch, denn nun kommt die Sauce, die sie für ihn bereiten; sie nehmen sechszig bis achtzig große Körner des stärksten Piments, das sie erlangen können, und nachdem sie diese gehörig in Wasser eingeweicht, waschen sie mit diesem Pfefferaufguß die Wunden und Narben des armen Kerls, der, glaub' ich, nicht weniger leidet, als wenn er lebendig verbrannt würde; er darf jedoch kein einziges Wort äußern, wenn er nicht für einen Feigling und Elenden gelten will. Nach Beendigung dieser Ceremonie bringen sie ihn in sein Bett zurück, wo er noch einige Tage bleibt, und die übrigen gehen und schmausen im Hause auf seine Kosten. Das ist noch nicht Alles, denn sechs ganze Monate hindurch ißt er weder Vögel noch Fische, weil er fest glaubt, daß dies dem Magen des Kindes schaden und daß letzteres die natürlichen Fehler der Thiere erhalten würde, wovon sein Vater gegessen hätte; wenn

der Vater z. B. Schildkröte äße, so würde das Kind taub sein und kein Gehirn haben, wie dieses Thier, wenn er Manati äße, würde das Kind kleine runde Augen haben, wie dieses Geschöpf und so mit allen übrigen." [1])

Der Abbate Gilij erwähnt, wie allgemein das Fasten des Vaters bei der Geburt eines Kindes unter den Stämmen an der Ostküste Südamericas herrschender Brauch ist und fährt dann fort: „Aber ich weiß nicht, ob die Ursache ebenso wohl bekannt ist, weshalb die Indianer auf solche Weise fasten. Ich hatte gleich im Anfang meines Aufenthalts unter ihnen Gelegenheit, sie zu entdecken, und dies ging folgendermaßen zu. Es mußte ein befestigtes Haus für die Soldaten gebaut werden, wie es üblich war, nicht allein zum Schutze der Missionäre, sondern auch der unterworfenen Indianer, und die Tamanacs, die noch Heiden waren, wurden daher vom Corporal Ermengildo Leale aufgeboten, daran zu arbeiten; nun bemerkte man, daß ein gewisser Maracajuri nach beendigter Arbeit hinweg ging, ohne auch nur einen Mundvoll Speise zu sich zu nehmen. „Wie, hat er keinen Appetit?" fragte Leale erstaunt. „Freilich hat er welchen," erwiederten die andern Indianer, „aber seine Frau hat heute ein Kind bekommen und daher darf er sich dieser Lebensmittel nicht bedienen, denn der kleine Knabe würde sterben." „Aber wenn unsere Frauen niederkommen," sagte der Corporal, „so essen wir reichlicher und lustiger als gewöhnlich und unsre Kinder sterben deshalb nicht." „Ihr seid aber auch Spanier", erwiederten die Thoren, „und wenn euer Essen euren Kindern nicht schadet, so könnt ihr euch doch darauf verlassen, daß es für die unserigen höchst schädlich ist." Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr über diese alberne Meinung gelacht wurde. „Aber nicht nur des Vaters

---

[1]) Du Tertre, Hist. Gén. des Antilles habitées par les Français; Paris, 1667, vol. II. p. 371 etc. S. Rochefort, Hist. Nat. et Mor. des Iles des Antilles, Rotterd., 1665, 2me ed. p. 550. Nach dieser Schilderung scheint es, daß das sehr strenge Fasten nur für das erste Kind war, während das für die andern leicht ist.

Speise," fuhren die Tamanacs fort, sondern auch das Tödten eines Fisches oder andern Thiers an solchen Tagen würde den Kindern Schaden thun." Als ich diesen Unsinn erfuhr, ließ ich mir es selbst angelegen sein, den Beweggrund kennen zu lernen und indem ich den vernünftigsten der Wilden bei Seite nahm, fragte ich: „Sage mir, da doch die Spanier bei der Geburt ihrer Kinder nicht fasten, aus welchem Grunde fastet ihr zu einer so fröhlichen Zeit?" „Das Kind ist unser und geht von uns aus," erwiederte der Wilde, „und die von erwachsenen Leuten gebrauchte gekochte Speise, die uns zu andern Zeiten zuträglich ist, würde jetzt den kleinen Kindern Schaden thun, wenn wir sie äßen." So bemerkte ich denn eine Art Identität, die seiner Ansicht nach zwischen Vater und Sohn existirte," u. s. w. Der Missionär berichtet weiter, wie er den Indianer von der Täuschung heilte, indem er ihm zeigte, daß eine Tracht Prügel, die er ihm gäbe, keine Wirkung auf sein Kind haben würde. [1])

Unter den Arawaks von Surinam darf der Vater eine Zeitlang nach der Geburt seines Kindes keinen Baum fällen, kein Gewehr abfeuern, kein großes Wild jagen; er kann sich in der Nähe seines Hauses aufhalten, kleine Vögel mit Bogen und Pfeil schießen und kleine Fische angeln; da ihm aber die Zeit schrecklich lang wird, ist das Beste, was er thun kann, in seiner Hängematte zu faullenzen. [2]) Von der Couvade des wilden Reiterstammes der Abiponen, deren Heimat südlich vom Centrum des Continents lag, giebt der Jesuiten-Missionär Dobrizhoffer eine ausführliche Beschreibung. „Kaum hört man, daß die Frau ein Kind geboren hat, so sieht man den abiponischen Gatten im Bett liegen, eingehüllt in Matten und Felle, damit ihn kein rauheres Lüftchen berührt, in Einsamkeit fastend und gewissenhaft eine Anzahl Tage sich gewisser Speisen enthaltend; man möchte schwören, er sei es, der das

---

1) Gilij, Saggio di Storia Americana, vol. II. p. 133 etc.
2) Quandt, bei Klemm, C. G., Bd. II. S. 83.

Kind bekommen habe. . . . . Ich hatte hiervon, als in alten Zeiten geschehn, gelesen und darüber gelacht, während ich solche Tollheit für unglaublich hielt und mir dachte, diese barbarische Sitte werde mehr im Scherz als im Ernst berichtet; endlich aber sah ich sie mit meinen eigenen Augen unter den Abiponen beobachten. Und sie beobachten diesen angestammten Brauch, wie beschwerlich er auch ist, um so williger und sorgfältiger, je vollkommener sie sich überzeugt fühlen, daß die Nüchternheit und Ruhe der Väter für das Wohlsein der neugebornen Kinder wirksam, ja selbst nothwendig sei. Ich bitte den Leser, eine Bestätigung dieser Sache zu vernehmen. Francisco Barreda, Deputirter des königlichen Gouverneurs von Tucuman, kam, die neue Colonie Conceiçam im Gebiete von Santiago zu besuchen. Während er mit mir im Hofe spazierte, kam zu ihm der Kazik Malakin, um ihm sein Compliment zu machen, nachdem er soeben sein Bett verlassen, in welches er sich in Folge der Niederkunft seiner Frau hatte begeben müssen. Während ich dabei stand, bot Barreda dem Kaziken eine Priese spanischen Schnupftabaks, da er aber den Wilden sie gegen seine Gewohnheit ablehnen sah, glaubte er, derselbe müsse sich nicht recht wohl befinden, denn er wußte, daß er zu andern Zeiten begierig nach dieser Nasendelicatesse war; er ersuchte mich daher, nach der Ursache dieser Enthaltsamkeit zu fragen. Ich fragte ihn in der abiponischen Sprache (denn dieser war Barreda ebenso unkundig wie der Kazik des Spanischen), warum er heute seinen Schnupftabak ablehne? „Wißt Ihr nicht," antwortete er, „daß meine Frau jüngst niedergekommen ist? muß ich mich daher nicht enthalten, meine Nase zu reizen? Welche Gefahr könnte mein Niesen meinem Kinde bringen!" Darauf ging er ohne weitern Aufenthalt nach seiner Hütte zurück, um sich sogleich wieder niederzulegen, damit das zarte kleine Kind keinen Schaden nähme, wenn er länger mit uns in der freien Luft bliebe. Denn sie glauben, daß des Vaters Fahrlässigkeit, in Folge einer natürlichen Verbindung und Sympathie beider, Einfluß auf das neugeborne Kind übe. Stirbt

daher das Kind frühzeitig, so schreiben die Frauen seinen Tod der Unmäßigkeit des Vaters zu, indem die oder jene Ursache bezeichnet wird; er enthielt sich des Meths nicht; er hat seinen Magen mit Fleisch überladen; er ist über den Fluß geschwommen, als die Luft sehr kalt war; er hat versäumt, seine langen Augenbrauen abzuscheren; er hat unterirdischen Honig verzehrt, während er mit seinen Füßen auf die Bienen stampfte; er ist geritten, bis er ermüdet und in Schweiß gerathen war. Mit solcher Tollheit klagt der Haufen der Weiber ungestraft den Vater an, des Kindes Tod verursacht zu haben, und sie sind gewohnt, den harmlosen Ehemann mit Verwünschungen zu überschütten." [1])

Diese Berichte stellen uns mit besonderer Deutlichkeit einen geistigen Zustand unter den niedrigern Rassen vor Augen, welcher unter denjenigen, die auf einer hohen Stufe der Civilisation stehen, kaum zu entdecken ist. Die Couvade leugnet implicite jene physische Trennung der Individuen, die ein civilisirter Mensch wahrscheinlich als einen ersten Grundsatz, der allen Menschen von Natur gemeinsam, aufstellen würde, bis das Studium der Psychologie des Wilden ihm zeigte, daß er irrigerweise Erziehung für Intuition nahm. Dieselbe zeigt uns, wie eine Anzahl verschiedener und fern von einander lebender Stämme mit vollem Bewußtsein der Meinung leben, daß die Connexion zwischen Vater und Kind nicht blos, wie wir meinen, eine auf Vaterschaft, Zuneigung, Pflicht, beruhende Verbindung sei, sondern daß selbst ihre Leiber durch ein physisches Band verknüpft seien, so daß, was dem einen geschehe, direct auf das andere wirke. Die Couvade ist nicht das einzige Ergebniß der Meinung, welche solchergestalt die

---

[1]) Dobrizhoffer, Historia de Abiponibus; Wien, 1784, Bd, II, S. 231 2c. Was andere südamericanische Nachrichten über die Couvade anlangt, s. Biet, Voy. de la France Equinox., p. 389. Fermin, Descr. de Surinam; Amsterdam, 1769, p. 81. Tschudi, Peru, Bd. II. S. 285. Purchas, Bd. IV. S. 1291. Spix und Martius, S. 1186, 1339.

physische Trennung verwirft, die uns so selbstverständlich erscheint; und diese Meinung gehört, wie Hexerei und Wahrsagen, ebenfalls dem geistigen Standpunkte an, auf welchem der Mensch den subjectiven geistigen Zusammenhang von dem objectiven physischen Zusammenhange, denjenigen, der nur in seinem Geiste, von demjenigen, der außer ihm ist, nicht in der nämlichen Weise trennt, wie die meisten gebildeten Menschen der höhern Rassen dies thun. Einige weitere Beispiele werden die Wirkungen eines solchen Geisteszustandes noch mehr erläutern. Man glaubt nicht nur, daß die Handlungen des Vaters und die Speisen, die er ißt, Einfluß auf sein Kind sowohl vor als nach dessen Geburt üben, sondern auch daß die Handlungen und Speisen der Ueberlebenden die Geister der Todten auf ihrer Reise nach ihrer Heimat im andern Leben afficiren. Unter den Land-Dayaks von Borneo darf der Ehemann vor der Geburt seines Kindes keine Arbeit mit einem scharfen Instrumente verrichten, ausgenommen was für seine Feld-Wirthschaft nothwendig ist; auch darf er keine Gewehre abfeuern, keine Thiere schlagen, keine sehr anstrengende Arbeit verrichten, damit schlimme Einflüsse das Kind nicht afficiren; und nachdem es geboren ist, wird der Vater mehrere Tage im Hause abgeschlossen gehalten und bleibt auf Reis und Salz beschränkt, nicht um seinen eigenen, sondern des Kindes Magen vor Anschwellung zu bewahren. [1]) In Kamtschatka darf der Gatte nicht gewisse Dinge verrichten, wie z. B. Schlittenkufen über seinem Knie biegen, bevor das Kind geboren ist, denn solche Handlungen thun seiner Frau Schaden. [2]) In Grönland darf, abgesehn von den strengen Regeln, die den Frauen nach der Geburt eines Kindes aufgelegt sind, der Gatte

---

[1]) St. John, vol. I. p. 160. Tr. Eth. Soc., 1863, p. 233. Vergl. das achttägige Fasten der Väter in Madagascar, deren Kinder beschnitten werden sollten. Reise des François Gauche in Rel. de Madagascar, etc.; Paris, 1651, p. 51.

[2]) Klemm, C. G., Bd. II. S. 207. Steller, Kamtschatka, S. 351.

einige Wochen keine Arbeit thun und kein Geschäft verrichten, ausgenommen die Herbeischaffung nothwendiger Nahrungsmittel, und dies nur damit das Kind nicht sterbe. Wenn ein Grönländer stirbt, tritt seine Seele die Reise in das Land Torngarsuk an, wo ewiger Sommer herrscht, lauter Sonnenschein und keine Nacht, wo gutes Wasser, und Vögel, Fische, Seehunde und Rennthiere ohne Ende sind, die ohne Mühe gefangen werden oder die man in einem großen Kessel lebendig kochend findet. Aber die Reise nach diesem gesegneten Lande ist schwierig, die Seelen müssen fünf oder mehr Tage einen Abhang hinuntergleiten, der über und über mit dem Blute derjenigen befleckt ist, die vorher hinabgegangen sind. Und besonders beschwerlich ist es für die armen Seelen, wenn die Reise im Winter oder im Sturme gemacht werden muß, denn alsdann kann eine Seele zu Schaden kommen und den sogenannten andern Tod erleiden, wo sie gänzlich stirbt und nichts übrig bleibt. Und dies gilt ihnen für das jämmerlichste Schicksal; daher müssen die Ueberlebenden während dieser fünf oder mehr Tage sich gewisser Speisen und aller geräuschvollen Arbeit, mit Ausnahme des nothwendigen Fischfangs, enthalten, damit die Seele auf ihrer gefahrvollen Reise nicht gestört werden oder zu Schaden kommen möge.[1]) Aber vielleicht zeigt keine bekannt gewordene Erzählung so deutlich, wie tief die Idee dieser imaginären Bande im Geiste des Wilden wurzelt, als eine, die Mr. Wallace in seiner südamericanischen Reise erzählt: „Ein Indianer, der einer meiner Jäger war, fing einen schönen Steinhahn und gab ihn seiner Frau, um ihn zu füttern; das arme Weib selbst aber war nun genöthigt, von Cassavabrod und Früchten zu leben und sich aller animalischen Nahrung sowie des Pfeffers und Salzes gänzlich zu enthalten, weil man glaubte, dies würde des Thieres Tod verursachen." Der Vogel starb dennoch und die Frau wurde von ihrem

---

[1]) Cranz, pp. 258, 275.

Manne geschlagen, weil sie ihn durch eine Verletzung der Enthaltsamkeitsregel getödtet habe. [1])

Wenn nun auch die Gebräuche der Couvade ihre Erklärung in der Verwechselung eingebildeter und wirklicher Verbindungen finden, so ist diese Erklärung, soweit sie sich erstreckt, zwar richtig, aber unvollständig. Fast alle diese Gebräuche ertheilen implicite die elterliche Verwandtschaft dem Vater und lassen die Mutter ganz aus dem Spiele. [2]) Es war dies eine altägyptische Ansicht, worauf Southey aufmerksam macht, während er deren barbarischste Ausbildung in dem Gebrauche der Tupinambas Brasiliens erwähnt, die ihre eigenen Mädchen ihren männlichen Gefangenen zu Frauen gaben, und dann unbedenklich die Kinder aßen, wenn sie heranwuchsen, weil sie dieselben einfach für das Fleisch und Blut ihrer Feinde hielten. Es ist auffällig, daß Schriftsteller, die während des halben Jahrhunderts, seit Southey schrieb, von der Couvade gesprochen und denselben sogar citirt haben, gleichwohl den Beitrag so sehr übersahen, den er zur Psychologie der niedern Rassen lieferte, indem er als den Ursprung dieses merkwürdigen Gebrauchs zugleich die ägyptische und americanische Verwandtschaftstheorie und den Glauben an eine leibliche Verbindung zwischen Vater und Kind nachwies. [3])

Betrachten wir nun die geographische Vertheilung der Couvade in andern Ländern. Das in Südamerica und Westindien beobachtete Fasten scheint sich nicht weiter zu erstrecken; Ruhe, sorgsame Pflege und nahrhafte Kost sind die gewöhnliche Behandlung für den eingebildeten Kranken. Venegas erwähnt diese Art Couvade unter den Indianern Californiens; [4]) Zucchelli in Westafrica; [5]) Capitain Van der Hart

---

[1]) Wallace, p. 502. Bezüglich anderer hierher gehöriger Gebräuche s. Denselben p. 501. Spix und Martius, S. 381.

[2]) S. jedoch Spix und Martius, S. 1186.

[3]) Southey, vol. I. pp. 227, 248. Vergl. Spix und Martius, S. 1339.

[4]) Venegas, vol. I. p. 94. [5]) Zucchelli, p. 165.

in Bourò, im ostindischen Archipel. [1]) Das ostasiatische Land, wo Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert den Gebrauch der Couvade fand, scheint die chinesische Provinz West-Yunnan zu sein, [2]) so daß die Bemerkung der Wittwe gegen Sir Hudibras in geographischer Hinsicht richtig ist:

„Gehn auch ins Wochenbett Chinesen,
Statt der Frauen, die eines Kinds genesen."

Daraus folgt jedoch nicht, daß die Couvade unter der uns ethnologisch als Chinesen bekannten Rasse ausgeübt wurde. Das Volk, unter dem Marco Polo sie fand, war wahrscheinlich eine der besondern und minder cultivirten Rassen innerhalb des ungeheuren chinesischen Gebiets, denn sie ist bemerkt worden unter den Gebirgsstämmen, bekannt als die Miau-tsze oder „Kinder des Bodens", die sich durch Aussehen, Sprache und Civilisation von den eigentlichen Chinesen unterscheiden und die man, gleich den Sontals und Gonds Indiens, für die Reste einer von den jetzigen Bewohnern der Ebenen in die Gebirge getriebenen Rasse hält. Ein chinesischer Reisender unter den Miau-tsze, der ihre Sitten und Gebräuche schildert, bemerkt, wie wenn die Idee ihm völlig fremd wäre, daß „es bei einem Stamme Gebrauch für den Vater eines neugebornen Kindes ist, sich, sobald die Mutter stark genug geworden ihr Lager zu verlassen, selber zu Bette zu legen und da die Glückwünsche seiner Bekannten zu empfangen, während er ihnen sein Neugebornes zeigt." [3]) Ein anderes asiatisches Volk, von dem berichtet wird, daß es die Couvade beobachtet habe, sind die Tibareni von Pontus süd-

---

[1]) C. v. der Hart, Reize rondom het eiland Celebes; 'Sgravenhage, 1853, p. 137.

[2]) Marco Polo, lat. Ausg., 1671. lib. II. c. XLI.

[3]) W. Lockhart, in Tr. Eth. Soc. 1861, p. 181. Rochefort (S. 550) sagt, daß auch die Japanesen die Couvade beobachten, und die nämliche einfache Erwähnung kommt bei spätern Schriftstellern vor, die ihm vielleicht nur gefolgt sind. Gründet sich seine Angabe auf eigene Beobachtung oder ist sie blos ein Irrthum?

lich am schwarzen Meere, unter denen, wenn das Kind geboren war, der Vater stöhnend und mit verbundenem Kopfe im Bette lag, während die Mutter ihn mit Speise versorgte und seine Bäder bereitete.[1]) In Europa läßt sich die Couvade von alten bis auf neue Zeiten herab in der Nachbarschaft der Pyrenäen verfolgen. Vor mehr als achtzehnhundert Jahren erwähnt Strabo, daß unter den Iberiern des nördlichen Spaniens die Frauen „nach der Geburt eines Kindes ihre Männer pflegen und sie zu Bett bringen, statt sich selber hinein zu legen;"[2]) und dieser Bericht wird durch die Existenz des Gebrauchs unter den alten Basken bestätigt. „In Biscaye," sagt Michel, „in Thälern, deren Bevölkerung durch ihre Gebräuche an die Kindheit der Gesellschaft gemahnt, stehen die Frauen gleich nach der Niederkunft auf und besorgen die häuslichen Geschäfte, während der Mann zu Bett geht, das Kind mitnimmt und so die Gratulationen der Nachbarn empfängt."[3]) Der Gebrauch ist auch in Navarra und[4]) auf der französischen Seite der Pyrenäen gefunden worden. Legrand d'Aussy erwähnt, daß in einem alten französischen Fabliau der König von Torelore „au lit et en couche" ist, als Aucassin anlangt, einen Stock ergreift und ihn versprechen läßt, diesen Gebrauch in seinem Reiche abzuschaffen. Und der nämliche Autor bemerkt ferner, der Gebrauch solle noch in einigen Bezirken von Béarn existiren, wo er faire la couvade genannt werde.[5]) Endlich erwähnt Diodorus Siculus die nämliche Gewohnheit, die Frau zu vernachlässigen und den Mann zu Bett zu bringen und als Patienten zu behandeln,

---

[1]) Apoll. Rhod. Argonautica, II. 1009. C. Val. Flacc. Argon., V. 148.

[2]) Strabo, III. 4, 17.

[3]) Michel, Le Pays Basque; Paris, 1857, p. 201. A. de Quatrefages, in Rev. des Deux Mondes, 1850, vol. V.

[4]) Laborde, Itinéraire de l'Espagne; Paris, 1834, vol. I. p. 273.

[5]) Legrand d'Aussy, Fabliaux du XIIe et XIIIe Siècle, 3me ed.; Paris, 1829, vol. III. „Aucassin et Nicolette". Rochefort, l. c.

unter den Eingebornen Corsica's um den Anfang der christlichen Zeitrechnung. [1])

Der ethnologische Werth der vier Gruppen von Gebräuchen, die nun beschrieben worden sind, darf nicht allzugenau abgewogen werden. Die Verbote der Ehe unter entfernten Verwandten können am wenigsten einen auf Abstammung oder Verkehr beruhenden Zusammenhang zwischen den verschiedenen Rassen beweisen, welche dieselben beobachten, da man leicht annehmen kann, daß sie immer und immer wieder aus gleichen Ursachen entstanden sind. Schwer aber läßt sich annehmen, daß die auffällig ähnlichen Beschränkungen im Verkehre zwischen Schwiegereltern und ihren Schwiegerkindern in jedem der weit auseinander gelegenen Gebiete, wo sie herrschen, selbständig entstanden sein können, und noch weit schwerer läßt sich denken, daß die seltsame Posse der Heilung durch die vorgebliche Extraction von Gegenständen aus des Kranken Körper in Africa, in America, in Australien und in Europa selbständig aufgetreten sein sollte. Bei derartigen Fällen spricht sehr viel zu Gunsten der Annahme, daß oft, wo nicht immer, ein historischer Zusammenhang zwischen ihrem Ursprunge in verschiedenen Gegenden walte. Solchergestalt kann das vereinzelte Vorkommen eines Gebrauchs unter besondern Rassen, die von andern Rassen umgeben sind, welche ihn nicht kennen, für den Ethnologen bisweilen jenen einzeln liegenden Bruchstücken von Schichten gleichen, aus denen der Geolog schließt, daß die Formation, wozu sie gehören, einst über zwischenliegende Districte sich erstreckte, von denen sie durch Denudation entfernt worden ist; oder auch der geographischen Vertheilung der Pflanzen, woraus der Botaniker folgert, daß sie aus einer entfernten Heimat gewandert sind. Besonders unter diesem Gesichtspunkte ist die Art und Weise interessant, in welcher die Couvade in der alten und neuen Welt auftritt. Unter den wilden Stämmen Südamerica's ist sie so zu sagen zu Hause in einer Geistes-

[1]) Diod. Sic., V. 14.

Atmosphäre, die von derjenigen, worin sie entstand, wenigstens nicht so verschieden ist, um sie zu einem bloßen bedeutungslosen, albernen Aberglauben zu machen. Wenn die Cultur der Cariben und Brasilianer, selbst bevor wir sie kennen lernten, schon zu weit vorgeschritten war, als daß die Couvade unter ihnen erst neu hätte entstehen können, so beobachteten sie dieselbe wenigstens mit einigem Bewußtsein ihrer Bedeutung; sie befand sich noch im Einklange mit ihrem geistigen Zustande. Hier finden wir denn, wie ein ungeheures compactes Ländergebiet bedeckt ist von dem, so zu sagen, geistigen Stratum, welchem die Couvade ganz besonders angehört. Betrachten wir aber deren Vorkommen von China bis Corsica, so ist der Stand der Dinge ein weit verschiedener; keine Theorie ihres Ursprungs läßt sich aus den asiatischen und europäischen Schilderungen ziehen, die nur annähernd derjenigen gleichkäme, die sich ganz natürlich aus den Beobachtungen der Missionäre ergibt, welche nicht einen bloßen todten Brauch, sondern ein lebendiges Product der Wilden-Psychologie fanden. Auch scheinen die Völker, welche die Couvade in Asien und Europa beibehielten, nicht die großen, progressiven, sich ausbreitenden, erobernden, civilisirenden Nationen des aryanischen, semitischen und chinesischen Stammes gewesen zu sein. Man kann sie nicht einmal den Tataren zuschreiben, denn die Finnen, Lappen und Magyaren scheinen nichts davon zu wissen. Vielmehr scheint sie jener rohern Bevölkerung oder jener Reihe von Völkerschaften angehört zu haben, deren Loos es gewesen ist, von den großen Rassen aus ihren fruchtbaren Ländern vertrieben zu werden, um in Gebirgen und Wüsten eine Zuflucht zu suchen. Die Bewahrer der Couvade in Asien sind die Miau-tsze von China und die Tibareni von Pontus; in Europa aber die baskische Rasse der Pyrenäen, deren eigenthümliche Sitten, äußeres Ansehen und Sprache, nebst ihrer geographischen Position, die Ansicht begünstigen, daß sie die Trümmer eines Volkes seien, das unter dem Drucke mächtigerer Stämme immer weiter westwärts getrieben wurde, bis es zu diesem letzten Gebirge kam, jenseits

dessen nur der atlantische Ocean liegt. Welches Stammes die ursprünglichen barbarischen Einwohner Corsica's waren, wissen wir nicht; aber ihre Position und der Umstand, daß auch sie die Couvade hatten, dürfte andeuten, daß sie ein Zweig der nämlichen Familie gewesen, der seinen Verfolgern entging, indem er sich auf die See begab und sich in dieser gebirgigen Insel ansiedelte.

Elftes Capitel.

Historische Traditionen und Beobachtungsmythen.

Die unter den Menschen umlaufenden Traditionen sind theils historisch, theils mythisch. Für den Ethnologen sind sie in zwei sehr verschiedenen Beziehungen von Werth, einmal, indem sie das Andenken vergangener Ereignisse bewahren, und sodann, indem sie durch ihr Vorkommen in verschiedenen Districten der Welt zeigen, daß zwischen den Einwohnern dieser Districte irgendwie ein historischer Zusammenhang stattgefunden hat. Die Hauptschwierigkeit bei ihrer Benutzung ist, die Thatsache und die Fiction zu trennen, die beide in ihrer verschiedenen Weise so schätzbar sind; und diese Schwierigkeit wird durch den Umstand gesteigert, daß diese beiden Elemente oft in einer höchst complicirten Weise gemischt sind, indem Mythen sich im Gewandte historischer Erzählung darstellen und historische Thatsachen sich zu den abenteuerlichsten Mythen gestalten.

Zwischen den Traditionen wirklicher Ereignisse, welche Geschichte sind, und den reinen Mythen, deren Ursprung und Entwickelung gegenwärtig durch die Arbeiten Adalbert Kuhn's und Max Müller's und ihrer Schule mehr und mehr zu klarer Anschauung gebracht werden, liegt eine Masse von Sagen, die man „Beobachtungsmythen" nennen kann. Sie sind Folgerungen aus beobachteten Thatsachen, welche die Form positiver Angaben annehmen, und sie unterscheiden sich wesentlich von den Inductionen moderner Wissenschaft, indem sie in der Regel

weit roher und irriger sind und sich die Namen von Personen, sowie auch ein mehr oder minder rein subjectives Detail zueignen, was sie befähigt, den Anschein wirklicher Geschichte anzunehmen. Wenn ein Wilder auf die Entdeckung großer, in der Erde vergrabener Knochen die Geschichte von einem Kampfe der Riesen und Ungeheuer baut, deren Ueberreste sie sind, so construirt er eine Beobachtungsmythe, welche die Form einer historischen Tradition annehmen und wegen des Theiles historischer Wahrheit, den sie wirklich enthält, nur um so mehr Verwirrung anrichten kann. Der Zweck des gegenwärtigen Capitels ist, eine Menge Beispiele zu sammeln bezüglich des Problems, wie historische Traditionen und Beobachtungsmythen von reinen Mythen und von einander zu sondern seien.

Obwohl es nicht möglich sein mag, einen allgemeinen Canon der Kritik aufzustellen, nach welchem die historischen und mythischen Elemente der Tradition zu scheiden wären, so ist es doch in gewissem Grade möglich, nach in der Sache selbst liegenden Beweisen zu beurtheilen, ob eine besondere Sage oder Episode Anspruch hat oder nicht, als Geschichte betrachtet zu werden. Bisweilen trifft es sich, daß eine Sage Angaben enthält, die nach aller Wahrscheinlichkeit den ursprünglichen Erzählern nicht wohl anders als auf Grund wirklicher Erfahrung in den Sinn gekommen sein können. Die chinesische Sage, die uns den Namen des alten Weisen nennt, der sein Volk lehrte, durch Holzreiben Feuer zu machen, kann, wie sie vorliegt, nicht für wirkliche Geschichte genommen werden, da ja so viele Nationen diese und andere Künste mythischen Helden zuschreiben; immerhin aber verkörpert sie gleichsam das Andenken an eine Zeit, wo dies die gewöhnliche Weise Feuer zu erzeugen war. Wenn uns das nämliche Volk erzählt, daß sie einst geknüpfte Stricke gleich den peruanischen Quipus als Urkunden von Ereignissen gebrauchten und daß die Schreibkunst dieses rohere Hilfsmittel verdrängte, so wird uns keineswegs zugemuthet, die Namen und Data der Erfinder, denen sie diese Künste zuschreiben, zu acceptiren; gleichwohl aber läßt sich nicht leicht

denken, was sie auf eine solche Idee gebracht haben könnte, wenn nicht ein thatsächlicher Grund für die Erzählung vorhanden gewesen wäre, in dem wirklichen Gebrauche von Quipus im Lande, bevor die Schreibkunst allgemein wurde.

Den Traditionen, welche die Polynesier von ihren Wanderungen in vergangenen Zeiten aufbewahrt haben, liegt wahrscheinlich eine geschichtliche Wahrheit zu Grunde, und mit Hilfe dieser Ueberlieferungen, unterstützt durch ein genaueres Studium der Sprachen und Mythen jener Region, kann es eines Tages für Ethnologen möglich werden, zum wenigsten eine rohe Skizze der Geschichte dieser Rasse Jahrhunderte vor der europäischen Entdeckung zu liefern. Der historische Werth der Südsee-Traditionen beruht zum großen Theil auf dem Umstande, daß sie gemeiniglich in Versen aufbewahrt werden, die sich durch häufige Repetition lebendig erhalten und in denen selbst kleine Ereignisse mit einer Genauigkeit und Permanenz, die nur der geschriebenen Geschichte nachstehen, im Andenken erhalten werden. So fand eine Frage, die sich, als Ellis in Tahiti war, wegen einer gewissen Bake erhob, welche man etwa dreißig Jahre früher von der „Bounty" gestohlen hatte, sofort ihre Antwort durch ein Paar Zeilen aus einem Liede der Eingebornen.

„O mea eiá e Tareu eiá
Eiá te poito a Bligh."
„Jemand ein Dieb, und Tareu ein Dieb,
Stahl die Bake Bligh's." [1])

Unter der Masse centralamericanischer Traditionen, die durch die Arbeiten des Abbé Brasseur bekannt geworden sind, kommen gewisse Stellen in der Sage von einer uralten Wanderung der Quiché-Rasse vor, die ganz das Ansehen vager und fragmentarischer, irgendwie aus hohen nordischen Breiten herrührender Erzählungen haben. Das Quiché-Manuscript schildert, wie die Vorfahren der Rasse vom Sonnenaufgang

---

[1]) Ellis, Polynes. Res., vol. I. p. 287.

aus wandern und fährt dann fort, wie folgt: „Aber es ist nicht klar, wie sie über die See gelangten, sie gingen vorwärts, als ob es keine See gegeben hätte, denn sie gingen über zerstreute Felsen und diese Felsen waren auf den Sand gerollt. Deßhalb nannten sie den Ort: „gereihte Steine und aufgewühlter Sand", welchen Namen sie ihm gaben während ihres Zuges in der See, indem das Wasser getheilt war, während sie durchgingen." Dann sammelte sich das Volk auf einem Berge, genannt Chi Pixab, und dort fasteten sie in Dunkelheit und Nacht. Hernach wird berichtet, daß sie abzogen und die nahende Dämmerung erwarteten, und das Manuscript sagt: „Nunmehr, siehe, waren unsre Vorfahren und unsre Väter Herren geworden und hatten ihre Dämmerung; siehe, wir wollen auch berichten das Kommen der Dämmerung und das Erscheinen der Sonne, des Mondes und der Sterne." Groß war ihre Freude, als sie den Morgenstern sahen, der mit seinem leuchtenden Antlitz zuerst erschien vor der Sonne. Endlich begann die Sonne selbst hervorzukommen; die Thiere, große und kleine, waren voll Freude; sie erhoben sich aus den Flußthälern und Schluchten und standen auf den Berggipfeln mit ihren Köpfen der kommenden Sonne zugewandt. Es war da eine zahllose Menschenmenge und die Dämmerung warf Licht auf alle diese Nationen auf einmal. „Endlich ward die Fläche des Bodens von der Sonne getrocknet: wie ein Mann zeigte sich die Sonne und ihre Gegenwart wärmte und trocknete die Oberfläche des Bodens. Bevor die Sonne erschien, war die Oberfläche des Bodens schlammig und feucht, und es war bevor die Sonne erschien, und dann nur erhob sich die Sonne wie ein Mann. Aber ihre Hitze hatte keine Kraft, und sie zeigte sich nur als sie sich erhob, sie blieb nur gleich (einem Bild in) einem Spiegel, und es ist in der That nicht die nämliche Sonne, die jetzt erscheint, wie man in den Sagen berichtet."[1])

---

[1]) Brasseur, Popol Vuh, pp. 231—43; Mexique, vol. I. pp. 169—76.

Wie dunkel hierin auch Vieles ist, so enthält es doch Dinge, die mit den Phänomenen der arctischen Regionen merkwürdig übereinstimmen. Die Kälte und Dunkelheit, die See nicht gleich einer See, sondern gleich auf den Sand gerollten Felsen, das lange Warten auf die Sonne und deren endliches Erscheinen mit geringer Kraft und sich eben nur über den Horizont erhebend, dies Alles bildet ein Gemälde, welches mit der Natur des hohen Nordens ebenso sehr übereinstimmt, als es von derjenigen der Tropenregionen abweicht, wo die Tradition gefunden worden ist. Wir lesen von arctischen Reisenden, die gegen das Ende des langen traurigen Winters hinausgingen, das Wiedererscheinen der Sonne zu erwarten;[1]) und das Urtheil, daß es in der That nicht die Sonne Centralamerica's gewesen, die so fremdartig erschien, kann als Seitenstück zu einer Bemerkung dienen, die ein Wilder in einem andern Lande machte. Während Sir George Grey in Australien reiste, erzählte er einst einer Gesellschaft von Eingebornen beim Lagerfeuer Geschichten von fernen Ländern; „ich sprach ihnen nun von noch nördlichern Breiten und ging so weit, ihnen jene Länder zu beschreiben, in denen die Sonne während einer gewissen Jahreszeit nie untergeht. Ihr Staunen kannte jetzt keine Grenzen: Ach! das muß eine andere Sonne sein, nicht die nämliche, die wir hier sehen, sagte ein alter Mann; und trotz aller meiner Gründe für das Gegentheil stimmten die andern seiner Meinung bei.“ [2])

Die Sage von der Einführung des Reises in Borneo berichtet, wie ein Dayak einen Baum erkletterte, der vom Himmel herabwuchs, und so zu den Pleiaden hinaufgelangte, wo er einen Mann fand, der ihn mit nach seinem Hause nahm und ihm gekochten Reis zu essen gab. Er hatte vorher niemals Reis gesehn und die Sage meldet, daß er, als er seine Körner sah, sie für Maden hielt.[3]) Nun gibt es eine Tradi-

[1]) Purchas, vol. III. p. 499.

[2]) Grey, Journals, vol. I. p. 293.

[1]) St. John, vol. I. p. 202; s. auch unten das zwölfte Capitel.

tion neuen Datums unter den Kithratlah-Indianern Britisch-Columbia's, welche das erste Erscheinen der weißen Männer unter ihnen schildert: ein indianisches Canoe war nämlich mit Schollenfang beschäftigt, als man das Geräusch eines gewaltigen Seeungeheuers vernahm, das sich durch den dicken Nebel vorwärts arbeitete; die Indianer zogen ihre Leinen auf und ruderten zum Strande, und es ergab sich, daß das Ungeheuer ein Boot voll fremdartig aussehender Leute war. „Die Fremden landeten und winkten den Indianern zu ihnen zu kommen und ihnen einige Fische zu bringen. Einer von ihnen hatte über seiner Schulter etwas, was man für einen Stock hielt: plötzlich richtete er es gegen einen vorüberfliegenden Vogel — ein heftiger Knall erfolgte — der Vogel kam herab auf den Boden. Die Indianer starben! als sie wieder auflebten, fragten sie einander nach ihrem Zustande, ob welche todt seien und was jeder gefühlt habe. Die weißen Männer machten Zeichen, daß ein Feuer angezündet werden sollte; die Indianer begannen sofort, nach ihrer gewohnten mühseligen Weise, zwei Hölzer an einander zu reiben. Die Fremden lachten und einer von ihnen schlug in eine Handvoll trockenen Grases, das er ergriff, einen Funken in ein wenig darunter gelegtes Pulver. Sofort wieder ein Knall — und ein Blitz. Die Indianer starben! Hierauf wünschten die neuen Ankömmlinge einige gekochte Fische: die Indianer thaten daher Fisch und Wasser in einen ihrer viereckigen hölzernen Eimer und legten Steine zum Feuer, denn sie gedachten diese, wenn sie heiß geworden, in das Gefäß zu werfen und so die Speise zu kochen. Die Weißen waren mit diesem Verfahren nicht zufrieden: einer von ihnen holte einen Blechkessel aus dem Boote, that Fisch und etwas Wasser hinein und setzte ihn dann, seltsam genug, auf das Feuer. Die Indianer sahen mit Staunen zu. Der Kessel verbrannte indeß nicht und das Wasser lief nicht ins Feuer. Da starben die Indianer abermals! Als der Fisch gegessen war, setzten die Fremden einen Kessel mit Reis auf

das Feuer; die Indianer sahen einander an und flüsterten: Akschahn, Akschahn! d. i. Maden, Maden!" [1])

Die Australier haben vom Reise ebenso gedacht, denn im Moorunde-Dialekte heißt er „Jilili", d. i. Maden, [2]) ein Name, der natürlich aus der neuen Zeit datirt, wo Fremde den Reis ins Land brachten. Wenn uns daher die Sage von Borneo erzählt, daß der erste Dayak, der einige Reiskörner sah, sie für Maden hielt, so sind wir, denk' ich, berechtigt zu glauben, daß diese Vorstellung in Borneo wie anderwärts eine wirkliche Reminiscenz der Einführung des Reises im Lande sei, obwohl dieses Stück wirklicher Geschichte uns im Gewande einer alten Mythe überliefert wird. Man hat Grund zu der Annahme, daß Reis auf den malayischen Inseln aus Asien eingeführt wurde; zu Marsdens Zeit hatte er selbst in den dicht bei Sumatra gelegenen Inseln Engano und Batu noch keine Aufnahme gefunden. [3])

Wenn eine Tradition unter den Volkssagen eines Stammes einmal fest Wurzel gefaßt hat, scheint es kaum eine Grenze für die Zeit zu geben, durch welche sie mit Hilfe beständiger Wiederholung von Generation zu Generation sich zu erhalten vermag, es sei denn daß ein Ereigniß, wie etwa das Erscheinen einer mächtigern und höher cultivirten Rasse, den alten gesellschaftlichen Zustand umstürzt und die alten Landmarken zerstört. Die Traditionen der Polynesier z. B. scheinen oft hohen Alters zu sein, denn sie kommen unter den Eingebornen weit von einander entlegener Inseln vor, deren Sprachen Zeit gehabt haben, von einem gemeinschaftlichen Ursprunge weit zu divergiren; aber selbst die ältesten Sagen verschwinden unter europäischem Einflusse schnell aus dem Gedächtnisse des Volkes. Der historische Werth einer Tradition variirt nicht nothwendigerweise in umgekehrtem Verhältnisse mit ihrem Alter und

---

[1]) Mayne, British Columbia, p. 279.

[2]) Eyre, vol. II. p. 393

[3]) Marsden, pp. 467, 474. S. Ellis, Madagascar, vol. I. p. 39.

diese Regeldetri-Probe hat in der That sehr wenig Gewicht, denn manche sehr alte Sagen sind ohne Zweifel von größerem historischen Werthe als andere sehr neue, die unter dem nämlichen Stamme erzählt werden.

Es liegt sogar eine gewisse Summe von Zeugnissen vor, welche beweisen dürften, daß sich das Andenken der ungeheuren Thiere der Quaternärperiode bis auf neuere Zeiten in volksthümlichen Traditionen erhalten hat. Neuerdings erst ist die Thatsache, daß der Mensch auf der Erde gleichzeitig mit dem Mammuth gelebt, eine allgemein acceptirte Ansicht geworden, obwohl ihre Wahrscheinlichkeit von einigen weitsehenden Denkern seit vielen Jahren erkannt worden ist, und lange vor den jüngsten Entdeckungen in der Driftformation ist angedeutet worden, daß mehrere Traditionen, die in verschiedenen Ländern gefunden werden, auf einer wirklichen Erinnerung an die entfernte Zeit beruhen, wo verschiedene große Thiere, die, wie man allgemein glaubte, vor dem Auftreten des Menschen auf der Erde ausgestorben gewesen, noch lebten. Der Gegenstand gestattet zur Zeit noch nicht, eine entschiedene Meinung darüber auszusprechen, aber die fraglichen Zeugnisse sind der sorgsamsten Beachtung werth.

Pater Charlevoix, dessen Geschichte Neufrankreichs im Jahr 1744 erschien, führt eine nordamericanische Sage von einem großen Elennthier an. „Auch erzählt man unter diesen Barbaren eine recht artige Sage von einem großen Elennthier, neben welchem andere wie Ameisen erscheinen. Es hat, sagen sie, so hohe Beine, daß acht Fuß tiefer Schnee ihm nicht hinderlich ist; seine Haut ist fest gegen alle möglichen Waffen und es hat eine Art Arm, der aus seiner Schulter hervorragt und den es braucht, wie wir die unsrigen.“ [1]) Es läßt sich schwer denken, daß irgend etwas Anderes als der Anblick eines wirklichen lebendigen Elefanten Anlaß zu dieser Sage gegeben habe. Die Ansicht, daß sie sich auf den Anblick eines erfrornen

---

[1]) Charlevoix, vol. V. p. 187.

Mammuths mit Fleisch und Haut, wie sie in Sibiren gefunden werden, gegründet habe, ist nicht haltbar, denn die Rüssel und Schwänze dieser Thiere verderben zuerst und erhalten sich nicht wie die solideren Theile, so daß die asiatischen Mythen, welche das Auffinden dieser erfrorenen Bestien veranlaßt hat, nichts von derartigen Anhängseln wissen. Ueberdies würde kein Wilder, der niemals vom Nutzen eines Elefantenrüssels gehört hätte, nach dem Anblicke des todten Thieres, selbst wenn dessen Rüssel vollkommeu erhalten wäre, auf den Gedanken kommen, daß der Gebrauch desselben mit dem eines menschlichen Armes zu vergleichen sei.



Fig. 30.

Der Gedanke, daß die indianische Sage vom großen Elennthier eine wirkliche Reminiscenz von einem lebendigen Rüsselthier gewesen, wird durch eine merkwürdige Zeichnung, Fig. 30, aus einer der mexicanischen Bilderschriften unterstützt. Sie stellt einen maskirten Priester dar, der ein menschliches Opfer schlachtet, und Humboldt copirt sie in den Vues des Cordillères mit folgenden Bemerkungen: „Ich würde diese häßliche Scene nicht haben stechen lassen, zeigte nicht die Maske des opfernden Priesters einige bemerkenswerthe und anschei-

nend nicht zufällige Aehnlichkeiten mit dem Hindu Ganesa [dem elefantenköpfigen Gotte der Weisheit]. Die Mexicaner gebrauchten Masken, welche Nachahmungen der Köpfe der Schlange, des Krokodils oder des Jaguars waren. Man meint in des Opfernden Maske den Rüssel eines Elefanten oder eines Pachydermen zu erkennen, das letzterem in der Form des Kopfes ähnlich ist, jedoch mit einer mit Schneidezähnen versehenen Oberkiefer. Der Rüssel des Tapirs streckt sich allerdings etwas mehr vor, als der unserer Schweine, doch ist zwischen der Schnauze des Tapirs und dem im Codex Borgianus abgebildeten Rüssel ein gewaltiger Unterschied. Hatten die Völker Aztlan's, aus Asien stammend, einige vage Begriffe vom Elefanten oder reichten, was mir weit weniger wahrscheinlich vorkommt, ihre Traditionen zurück bis auf die Zeit, wo America noch von diesen gigantischen Thieren bewohnt war, deren versteinerte Skelette begraben im Mergelboden auf dem Rücken der mexicanischen Cordilleren selbst gefunden werden?" [1]) Es verdient wohl in Verbindung mit Humboldt's Bemerkungen erwähnt zu werden, daß, als Mr. Bates einigen südamericanischen Indianern das Bild eines Elefanten zeigte, sie der Ansicht waren, die Creatur müsse eine große Art Tapir sein. [2])

Andere Schriftsteller haben Versuche gemacht, das Andenken nun ausgestorbener Thiere mit mythologischen Märchen zu verknüpfen, die in den Gegenden, denen sie angehören, erzählt werden. Dr. Falconer ist geneigt, die ungeheuren Schildkröten der Hindumythologie, welche Elefanten bekämpfen und die Welt tragen, mit einer Erinnerung an die Zeit in Verbindung zu bringen, wo seine ungeheure Himalaya-Schildkröte, der Colossochelys Atlas, deren Restauration einen so hervorragenden Gegenstand im Britischen Museum bildet,

---

[1]) Humboldt, Vues des Cord., pl. XV.; Borgia MS. in Kingsborough, vol. III.

[2]) Bates, Amazons, vol. II. p. 128.

noch lebend war.[1]) Die wilden Stämme Brasiliens haben Traditionen in Betreff eines Wesens, das sie den Curupira nennen. „Bisweilen beschreibt man ihn als eine Art Orangutang, bedeckt mit langem zottigem Haar und auf Bäumen lebend. Dann wieder sagt man, er habe gespaltene Füße und ein hellrothes Gesicht. Er hat Weib und Kinder und bisweilen kommt er herab nach den Roças [Pflanzungen], um die Mandioca zu stehlen." Diesem Wesen ähnlich oder das nämliche ist der Caypór, den die Indianer bei ihren Maskeraden als ein schwerfälliges misgestaltetes Ungeheuer mit rother Haut und langem zottigem rothem Haar, das ihm über den halben Rücken herabhängt, darstellen.[2]) Mit Bezug auf diese brasilischen Sagen bemerkt Mr. Carter Blake: „In Brasilien hatten die Indianer eine Tradition von einem gigantischen menschenähnlichen Affen, dem Caypóre, welcher dem africanischen Gorilla glich. Gegenwärtig existirt kein solcher Affe; es haben sich jedoch in Brasilien Reste eines ausgestorbenen vier Fuß hohen Affen (Protopithecus antiquus) erhalten, welcher möglicherweise bis zur Periode des Menschen gelebt und den Gegenstand der Tradition gebildet haben könnte."[3]) Endlich hat Oberst Hamilton Smith eine Menge Beispiele gesammelt, die, wie er glaubt, auf die Erhaltung des Andenkens ausgestorbener Thiere Bezug haben, indem er zu Pater Charlevoix' großem Elennthier und zum Père aux Boeufs aus Buffon einen nordamericanischen „nackten Bären", ein ostindisches „Elefantenpferd" u. s. w. gesellt und sich bemüht, sie in der Natur zu identificiren.[4])

Gehen wir nun von den Traditionen, welche wirklich oder möglicherweise einen gewissen Anspruch auf eine historische Grundlage haben, zu den Beobachtungsmythen über, die so oft der Verwechselung mit jenen ausgesetzt sind, so ist zu be-

[1]) Falconer, in Proc. Zool. Soc., part XII., 1844, p. 86.
[2]) Bates, Amazons, vol. I. p. 73; vol. II., p. 204.
[3]) C. Carter Blake in Tr. Eth. Soc., 1863, p. 169.
[4]) C. Hamilton Smith, Nat. Hist. of Human Sp., pp. 104—6.

merken, daß, wenn die Folgerung aus Thatsachen, welche die Basis einer solchen Mythe bildet, eine richtige ist und wenn desgleichen die betreffende Sage den Umstand, worauf sie sich gründete, völlig aus dem Auge verloren hat, ihre Scheidung von einer Tradition wirklich geschehener Ereignisse kaum möglich sein dürfte. Zum Glück für den Ethnologen pflegen solche Sagen sehr häufig ihren unhistorischen Ursprung zu verrathen, entweder indem sie Dinge berichten, die zu der Zeit, wo die Mythen entstanden, allerdings wahrscheinlich schienen, aber welche die moderne Wissenschaft verwirft, oder indem sie zugleich die Thatsachen mit enthalten, auf die man sich seit Jahrhunderten als Bestätigung ihrer Wahrheit berufen hat, während wir nun in der Lage sind, dieselben gerade als die Basis zu erkennen, auf welcher ihr mythischer Bau aufgeführt wurde.

Ein gutes Beispiel einer Beobachtungsmythe ist eine Sage, die man zu Strabo's Zeit in Aegypten erzählte, welcher er jedoch, weil er allerdings nicht unbedeutende geologische Kenntnisse besaß, keinen Glauben schenken mochte. „Eines der wunderbaren Dinge aber", sagt er, „welche wir um die Pyramiden sahen, darf nicht übergangen werden. Vor den Pyramiden liegen gewisse Haufen Bauschutt und darunter findet man Stückchen, in Form und Größe wie Linsen, die zum Theil wie halbgeschält erscheinen. Man sagt, die Ueberreste der Kost der Arbeiter seien in Stein verwandelt worden, doch ist das nicht wahrscheinlich, denn daheim bei uns ist eine längliche Hügelkette in einer Ebene und diese ist voller linsenartiger Tufsteine u. s. w." [1])

Den Menschen, deren Land gegen Westen die offene See hat, scheint die Sonne sich Nachts in deren Fluth zu tauchen. Nun ist die Sonne augenscheinlich vom Weiten eine Körpermasse, und zwar eine sehr heiße, und wenn glühende Körper in Berührung mit Wasser kommen, so erfolgt ein zischendes Geräusch; sonach liegt auch die Folgerung nahe, daß ein

[1]) Strabo, XVII. 1, 34.

solches Geräusch gehört werden müsse, wenn die Sonne in die Wogen taucht. Von der Folgerung, daß das Zischen gehört werden könnte, zu der Behauptung, daß es wirklich gehört worden sei, ist der Schritt leicht, mit welchem das rohe Argument vorzeitlicher Naturwissenschaft in die völlig ausgebildete Beobachtungsmythe übergeht. In zwei weit von einander entfernten Ländern, wo die Welt westwärts im grenzenlosen Ocean zu enden scheint, ist diese Sage zu finden. Das heilige Vorgebirge (nämlich Cap St. Vincent), sagt Strabo, ist der westlichste Punkt, nicht nur von Europa, sondern der ganzen bewohnbaren Erde und Posidonius erzählt, wie dort das gemeine Volk sagt, die Sonne gehe größer unter an der Oceanküste und mit einem Geräusch, beinahe wie wenn die See zischte, sobald die Sonne sich in ihre Tiefen taucht und auslöscht; dies ist aber falsch, wie desgleichen, daß auf Sonnenuntergang augenblicklich die Nacht folge.[1]) So bedeutet auch in der Südsee, auf einigen der Gesellschaftsinseln, der Name für Sonnenuntergang das Fallen der Sonne in die See und man denkt sich die Sonne selbst als eine feuerartige Substanz. Mr. Ellis fragte sie, woher sie wüßten, daß die Sonne in die See fiele, und sie sagten, sie hätten es nicht gesehn, aber einige Leute von Borabora oder Maupiti, den westlichsten Inseln, hätten einst das durch ihren Sturz in die See verursachte Zischen gehört.[2])

Dem ungläubigen Geographen, welcher die Sagen von den fossilen Linsen und der zischenden Sonne erzählt, können wir noch eine andere Beobachtungsmythe entlehnen, welche deutlich zeigt, wie leicht der ihr zu Grunde liegende Uebergang ist von „es ist vielleicht gewesen" zu „es war." Mr. Catlin sagt, daß er auf einer seiner Reisen nach einem Orte kam, wo er Felsen fand, die „aussahen, als seien sie wirklich in einer so verworrenen Masse aus den Wolken gestürzt, und lägen alle,

---

[1]) Strabo, III. 1, 5.

[2]) Ellis, Polynes. Res., vol. II. p. 414.

wohin sie gefallen wären." So hieß in alten Zeiten eine runde Ebene zwischen Marseille und den Rhonemündungen die steinige Ebene, weil sie mit Steinen von der Größe einer Mannsfaust bedeckt war. Man sollte meinen, sagt Pomponius Mela, die Steine seien dort geregnet, so zahlreich sind sie und so weit und breit liegen sie umher.[1]) Nun ist von Aeschylus, sagt Strabo, weil er die Schwierigkeit, diese Steine zu erklären, erkannt oder von jemand anders davon gehört hatte, die ganze Sache zu einer Mythe verdreht worden. In einigen seiner durch Strabo's Citat aufbewahrten Verse erzählt Prometheus dem Herkules, indem er ihm seinen Weg vom Kaukasus nach den Hesperiden beschreibt, wie ihm, als ihm seine Wurfgeschosse im Kampfe mit den Liguriern ausgehen, und die weiche Erde ihm nicht einmal einen Stein liefern will, Zeus, dem sein wehrloser Zustand Mitleid erregt, einen Regen runder Steine herabsendet, mit deren Hilfe er seine Feinde leicht in die Flucht jagt.[2])

Fossile Reste sind für die Menschen von jeher Gegenstände eifriger Speculation gewesen. In den verschiedensten Gegenden, wo große Knochen gefunden worden sind, hat man sie richtig genug für die Knochen ungeheurer Thiere und ebenso plausibel, obwohl, wie spätere Forschungen im Verlaufe des letzten Jahrhunderts gezeigt haben, nicht ebenso correct, für Knochen von Riesen erklärt. War einmal der Glaube vorhanden, daß die Erde vormals von Ungeheuern und Riesen bewohnt gewesen, so gab der mythenschaffende menschliche Geist, so oft es erforderlich war, auch eine bestimmte Localität und einen Namen dazu und die Kämpfe dieser Ungeheuer mit einander und mit dem Menschen verwebten sich mit allmählich gesteigerter Ausführlichkeit und Genauigkeit in die allgemeine Masse volksthümlicher Tradition. Treffliche Beispiele in dieser Beziehung sind die asiatischen Sagen, die ihren Ur-

---

[1]) Catlin, vol. II. p. 70. Mela, II. c. 5.

[2]) Strabo, IV. 1, 7.

sprung in der Auffindung der gefrornen Mammuthe und der fossilen Reste dieser und anderer ausgestorbenen großen Thiere haben. Viele dieser Sagen hat in einer vor mehr als zwanzig Jahren erschienenen trefflichen Schrift Herr von Olfers in Berlin gesammelt und kritisirt.[1])

Die Sibirier finden fortwährend Knochen und Zähne des Mammuths in den Wänden der Klippen oder Uferbänke in einiger Tiefe unter der Oberfläche. Oft fällt eine Masse Erde oder Sand von einer solchen Klippe ab und entblößt solche Ueberreste. Wie können sie dahin gekommen sein? Es bietet sich die plausible Erklärung dar, daß das Geschöpf ein großes wühlendes Thier war und unter der Erde lebte. Da nicht nur das Skelett, sondern auch der leidlich erhaltene Körper mit Fleisch und Haut im erfrorenen Zustande in hohen nördlichen Breiten gefunden wurde, kam man auf die Idee, der Mammuth sei eine Art ungeheurer Wühlratte und in Chinesischen Büchern beschreibt man ihn unter Namen wie Fen-schu oder „Grabratte", Yen-men oder „Wühlochse", Schu-mu, „Mäusemutter" u. s. w. Einer Schwierigkeit, die sich den eingebornen sibirischen Geologen darbot, begegnete man in einer characteristischen Weise. Es war seltsam, daß jedesmal, wenn sie auf einen im Boden vergrabenen Mammuth stießen, derselbe todt war. Er mußte ein Geschöpf sein, welches Luft und Licht nicht ertragen kann und sofort stirbt, wenn es im Laufe seiner unterirdischen Wanderungen an die äußere Luft durchbricht. Mit so viel Kenntniß der Naturgeschichte des Thieres ausgerüstet, wußte man in üblicher Weise weitere Details hinzuzufügen. Jacuten und Tungusen haben die Erde sich heben und senken sehen, als liefe ein Mammuth darunter hin. Er hält sich in Moräften auf und wandert unter der Erde; bei Tage erscheint er niemals auf der Oberfläche

---

1) J. F. M. v. Olfers, Die Ueberreste vorweltlicher Riesenthiere in Beziehung zu Ostasiatischen Sagen und Chinesischen Schriften (Berl. Acad., 1839), Berlin, 1840.

der Erde oder des Wassers, doch hat man ihn in der Dämmerung in Seen und Flüssen gesehn, als er soeben untertauchte. Die chinesische Encyclopädie Kang-hi's spricht von ihm wie folgt:

„Fen-schu. — Die Kälte ist außerordentlich groß und herrscht fast beständig an der Küste der nördlichen See jenseits des Tai-tong-Kiang; auf dieser Küste findet man das Thier Fen-schu, welches an Gestalt einer Ratte gleicht, aber so groß wie ein Elefant ist; es wohnt in dunkeln Höhlen und scheut stets das Licht. Man erhält von ihm ein Elfenbein, so weiß wie das des Elefanten, aber leichter zu bearbeiten und dem Springen nicht unterworfen. Sein Fleisch ist sehr kalt und trefflich geeignet das Blut zu erfrischen. Das alte Buch Schin-y-King spricht von diesem Thiere folgendermaßen: Im äußersten Norden, unter dem Schnee und Eise, womit diese Gegend bedeckt ist, gibt es ein Schu (Ratte), das an tausend Pfund wiegt; sein Fleisch ist sehr gut für diejenigen, die erhitzt sind. Der Tse-schu nennt es Fen-schu und spricht von einer andern Art, die nicht so groß ist; sie ist nur, sagt diese Autorität, so groß wie ein Büffel, wühlt gleich den Maulwürfen, scheut das Licht und hält sich fast immer in unterirdischen Höhlen auf. Man sagt, es würde sterben, wenn es das Licht der Sonne oder auch nur des Mondes sähe."[1])

Die Sage, daß der Mammuth ein wühlendes Thier sei, die entstanden ist, weil man seine Ueberreste in Abhängen oder Uferbänken tief unter der Oberfläche findet, wird bezüglich der Entstehung der Mythen ein um so werthvolleres Zeugniß durch den Umstand, daß sich auf der anderen Erdhälfte eine gleiche Sage aus einer gleichen Ursache entwickelt hat. Als Darwin gewisse Ufer des Flusses Parana zwischen Buenos Ayres und Santa Fé besuchte, wo viele Mastodon-Knochen gefunden werden, „sagten", wie er bemerkt, „die

---

[1]) Mém. conc. les Chinois, vol. IV. p. 481. Klemm, C. G., vol. VI. p. 471.

Leute, die mich in das Canoe nahmen, sie hätten diese Skelette längst gekannt und sich oft gewundert, wie sie dahin gekommen sein könnten; da sie das Bedürfniß einer Erklärung fühlten, kamen sie zu dem Schlusse, das Mastodon müsse, gleich der Bizcacha, ehemals ein wühlendes Thier gewesen sein." [1]) Die Bizcacha ist ein in den Pampas häufiges kleines kaninchenartiges Nagethier.

Auch andre fossile Ueberreste außer denen des Mammuths haben in Sibirien Anlaß zu Beobachtungsmythen gegeben. Die gekrümmten Hauer des Rhinoceros tichorhinos gleichen einigermaßen den Klauen eines ungeheuren Vogels und wenn beide Hauer durch ein Stück des Schädels vereinigt gefunden werden, so könnte ein der Anatomie völlig Unkundiger das Ganze wohl für des Vogels Fuß mit zwei Klauen halten. Die Sibirier halten nicht nur die Hörner des Rhinoceros für die Klauen eines ungeheuren Vogels und nennen sie daher „Vogelklauen", sondern es hat sich auch eine Mythenfamilie aus diesem Glauben entwickelt, wie diese fliegenden Ungeheuer zur Zeit der Vorfahren der gegenwärtigen Einwohner im Lande lebten, um dessen Besitz jene mit ihnen kämpften. Eine Sage erzählt, wie das Land von einem dieser Vögel verwüstet wurde, bis ein weiser Mann einen spitzigen Eisenspeer auf dem Gipfel einer Fichte befestigte, wo sich der Vogel niederließ und sich selbst auf die Lanze spießte.

Adolf Erman verknüpft in sehr plausibler Weise den wohlbekannten Rok der arabischen Nächte und den Greif (*γρύψ*) Herodots mit den Märchen von ungeheuren Vögeln, die man in den Goldregionen Sibiriens erzählt; und er wendet die Bemerkung, daß goldhaltiger Sand wirklich unter den Schichten liegt, welche diese fossilen „Vogelklauen" enthalten, sogar als eine Erklärung der Stelle an, „man sagt, daß die Arimaspen, einäugige Menschen, (das Gold) unter den Greifen wegnehmen" (*λέγεται δὲ ὑπὲκ τῶν γρυπῶν ἁρπάζειν*

---

[2]) Darwin, p. 127.

Ἀριμασποὺς ἄνδρας μουνοφθάλμους).[1]) Ungefähr gleichzeitig mit Herodot schildert Ktesias die bekannte Figur des Greifs noch deutlicher. „Es gibt auch Gold," sagt er, „im indischen Lande, das nicht in Strömen gefunden und gewaschen wird, wie im Flusse Pactolus; sondern es gibt viele und große Berge, worin die Greifen wohnen, vierfüßige Vögel von der Größe eines Wolfes, aber mit Beinen und Klauen wie Löwen. Die Federn auf ihren Leibern sind schwarz, jedoch an der Brust roth. Ihretwegen ist das Gold in den Bergen, obwohl reichlich vorhanden, doch äußerst schwierig zu erlangen."[2]) Daß die sibirische Mythe von ungeheuren Vögeln in die mittelalterlichen Vorstellungen von Greifen übergegangen, ist außer allem Zweifel. Albertus Magnus beschreibt sie als Quadrupeden mit Vogelschnäbeln und Flügeln; sie wohnen in Scythien und besitzen Gold, Silber und Edelsteine. Die Arimispi kämpfen mit ihnen. In sein Nest legt der Greif den Agat als sein Hilfs- und Heilmittel. Er ist feindselig gegen Menschen und Pferde; er hat lange Klauen, die zu Bechern gemacht werden; sie sind so groß wie Ochsenhörner und das Geschöpf selbst ist in der That größer als acht Löwen; aus seinen Federn macht man starke Bogen, Pfeile und Lanzen.[3]) In Bezug auf diese Beschreibung ist zu bemerken, daß die in Streifen gespaltenen Hörner wirklich benutzt werden, um Bogen zu flechten;[4]) des Vogels Federkiele aber, wofür man sie in dem Lande, wo sie gefunden werden, noch immer hält, sind die Beinknochen anderer Thiere.[5]) Die Rhinoceroshörner, die man für Greifenklauen hielt, wurden in Europa im Mittelalter in Gold und Silber gefaßt und in Kirchen als Reliquien aufbewahrt. Es befindet oder befand sich ein solches im Corpus

---

[1]) Herod., III. 116. Erman, Reise, Bd. I. S. 711—2.
[2]) Ctesias, De Rebus Indicis, 12.
[3]) Klemm, C. G., Bd. I. S. 155; s. auch S. 101.
[4]) Olfers, S. 12.
[5]) Erman, Bd. I. S, 711.

Christi College zu Cambridge, auf kleinen vergoldeten Klauen ruhend, die genügend zeigen, wofür man es hielt.

Die chinesische Idee, daß der Mammuth eine ungeheure Ratte sei, und besonders der ihm gegebene Name „Mäusemutter", steht merkwürdigerweise im Einklang mit einer Reihe nordamericanischer Sagen, die ebenfalls durch das Auffinden fossiler Reste von ungeheurer Größe entstanden sein mögen. Den Namen „Pere aux Boeufs", wahrscheinlich die Uebersetzung eines indianischen Namens, gab man einem ausgestorbenen Thiere, dessen gewaltige Knochen an den Ufern des Ohio gefunden wurden.[1]) Die Indianer Neufrankreichs, berichtet Pater Paul le Jeune im Jahr 1635, „sagen überdies, daß alle Thiere jeder Gattung einen ältern Bruder haben, der gleichsam der Beginn und Ursprung der ganzen Rasse ist und dieser ältere Bruder ist erstaunlich groß und kraftvoll. Der ältere Bruder des Bibers, sagten sie mir, ist vielleicht so groß wie unsre Hütte."[2]) Unter den Irokesen, sagt Morgan, erzählt man Fabeln von einem Büffel von so gewaltigen Dimensionen, daß er in seinem Gange den Wald niederdrischt.[3]) Und endlich finden wir in einem der nordamericanischen Märchen vom Sonnenfänger ein Geschöpf, dem der Name „Mäusemutter" recht wohl zukommen kann. Als die Sonne aus der Schlinge befreit werden sollte, hielten die Thiere Rath, wer hinauf gehen und den Strick trennen sollte, und das Murmelthier ging, „denn damals war das Murmelthier das größte Thier der Welt; wenn es sich aufrichtete, sah es wie ein Berg aus." Die ganze Sage, welche weiter erzählt, wie es gekommen ist, daß die Murmelthiere jetzt nur kleine Geschöpfe sind, wird im nächsten Capitel mitgetheilt.

Die eingebornen Stämme des untern Endes von Südamerica erklärten den Umstand, daß sie nicht, wie die Spanier,

---

1) Buffon, Hist. Nat. (ed. Sonnini), vol. XXVIII. p. 264.
2) Le Jeune, Relations (1634), vol. I. p. 46.
3) Morgan, p. 166.

Rinderherden in ihrem Lande hatten, durch eine interessante Sage, die das Ansehn einer auf die Untersuchung fossile Ueberreste enthaltender Höhlen gegründeten Beobachtungsmythe hat. Sie hatten eine Menge Untergottheiten unter den beiden großen Mächten des Guten und Bösen, welche, wie anderwärts auf dem americanischen Continente, über Allem stehen. Jede der untern Gottheiten steht einer besondern Kaste oder Familie von Indianern vor, für deren Schöpfer sie gilt. „Manche zählen sich zur Kaste des Tigers, manche zu der des Löwen, andere zu der des Guanaco, noch andre zu der des Straußen u. s. w. Sie glauben, daß diese Gottheiten alle ihre besondern Wohnungen haben, in großen Höhlen unter der Erde, unter einem See, einem Berge u. s. w.; und daß, wenn ein Indianer stirbt, seine Seele hingeht, bei der Gottheit zu leben, die seiner besondern Familie vorsteht, und dort die Glückseligkeit ewiger Betrunkenheit zu genießen. Sie glauben, daß ihre guten Gottheiten die Welt machten und zuerst die Indianer in ihren Höhlen erschufen, ihnen die Lanze, den Bogen und Pfeile und die Steinkugeln gaben, um damit zu kämpfen und zu jagen, und sie dann herausschickten, um selbst für sich zu sorgen. Sie meinen, daß die Gottheiten der Spanier es ebenso mit diesen gemacht, ihnen aber statt Lanzen, Bogen u. s. w. Flinten und Degen gegeben haben. Sie nehmen an, daß bei Erschaffung der großen Thiere, sowie der Vögel und kleinern Thiere diejenigen der flinkern Art sofort aus ihren Höhlen herauskamen; da aber die Ochsen und Kühe die letzten waren, erschraken beim Anblick ihrer Hörner die Indianer so sehr, daß sie den Eingang ihrer Höhlen mit großen Steinen verstopften. Das ist der von ihnen angegebene Grund, warum sie kein Hornvieh in ihrem Lande hatten, bis die Spanier es ihnen brachten, die klüger gewesen waren und es aus den Höhlen gelassen hatten." [1])

---

[1]) Thos. Falkner, A Description of Patagonia, etc.; Hereford, 1774, p. 114.

Die Möglichkeit, daß der brasilianische Glaube an den Caypor oder ein wildes affenartiges Geschöpf der Wälder auf einer Erinnerung an einen ausgestorbenen großen Affen beruhen möge, ist schon erwähnt worden; es ist aber ein Umstand vorhanden, welcher vielmehr die Ansicht begünstigt, daß derselbe eine auf die Untersuchung fossiler Knochen gegründete Mythe sei. Gleich dem Mammuth, dem Mastodon und den Schöpfern der Thiere und Vögel, lebt auch er, wie man glaubt, unter der Erde. „Sie glauben, er habe unterirdische Campos und Jagdreviere im Walde, reich an Pacas und Rothwild.“[1]) Es ist auch möglich, daß der Glaube an unterirdische Thiere, die gleich den sibirischen Mammuthen sterben, wenn sie das Tageslicht sehen, in verschiedenen Sagen aufzufinden ist. So erzählen die Fidschianer ein Märchen von zwei Felsen, dem männlichen und weiblichen Lado, welche zwei Gottheiten sind, die beim Anblick des Tageslichts in Stein verwandelt wurden;[2]) und in Westindien gab es Menschen, die in cimmerischer Finsterniß in ihren Höhlen wohnten und, als sie herauskamen, durch den Anblick der Sonne in Bäume und Steine verwandelt wurden.[3])

Märchen von Riesen und Ungeheuern, die in directer Verbindung mit der Auffindung großer fossiler Knochen stehen, finden sich allenthalben in der Mythologie der Welt. Gewaltige Knochen, zu Punto Santa Elena im Norden von Guayaquil gefunden, haben Anlaß zu der Sage von einer Colonie Riesen gegeben, die dort wohnten.[4]) Das ganze Gebiet der Pampas ist ein großes Grab ungeheurer ausgestorbener Thiere; kein Wunder, wenn eine große Ebene das „Schlachtfeld der Riesen“ genannt ist und wenn Namen wie „der Berg des Riesen“, „der Strom des Thieres“, Wegweiser für den Geologen bei seinem Forschen nach fossilen Knochen sind.[5])

---

1) Bates, vol. II. p. 204. 2) Seemann, Viti, p. 66.

3) Oviedo, bei Purchas, Bd. V. S. 959.

4) Humboldt, Vues des Cord., pl. 26. Rivero und Tschudi, S. 51.

5) Darwin, in Narr., vol. III. p. 155.

In Nordamerica ist es ebenso. Die fossilen Knochen Mexico's schreibt man den Riesen zu, die in uralten Zeiten im Lande wohnten und in den Ebenen von Tlascala von den Olmeken angetroffen wurden, die vor den Tolteken dorthin kamen. Zur Zeit der Eroberung hörte Bernal Diaz von ihrer ungeheuren Statur und ihren Verbrechen erzählen, und um ihm zu zeigen, wie groß sie gewesen, brachten ihm die Leute einen Knochen von einem derselben, an welchem er sich selber maß, und der so groß wie er, d. h. wie ein Mann von ziemlich ansehnlicher Statur war. Er und seine Gefährten staunten, als sie diese Knochen sahen, und hielten es für gewiß, daß Riesen in diesem Lande gewesen waren.[1]) Die Indianer Nordamerica's erzählten, wie ihr mythischer Held Manabozho „die ehemaligen Ungeheuer tödtete, deren Gebeine wir nun unter der Erde sehen." Stücke der Knochen dieser Ungeheuer gebrauchen sie als Zaubermittel und höchst wahrscheinlich sind die in ihren Bildern als Werkzeuge magischer Kraft gezeichneten Knochenstücke ebensolche. Sie erzählen von Riesen, welche über die breitesten Ströme und die höchsten Fichten schreiten konnten. Die Winnebagos sagen, ihr ungeheures Medicinthier existire noch, und sie haben Knochenstücke desselben, die sie als Zaubermittel brauchen. Die Dacotas gebrauchen solche Knochen als „Medicin" und sagen, dieselben gehören dem großen gehörnten Wasserthier, dem Unk-a-ta-he. Hiawatha half den Indianern die großen Ungeheuer unterdrücken, die das Land verheerten. Der „Däumling" der Chippewas tödtete die Riesen und hackte sie in kleine Stücke, indem er sagte: „Fortan soll kein Mensch größer sein, als ihr jetzt seid", und so erhielten die Menschen ihre gegenwärtige Größe.[2]) Derartige Sagen gibt es in Menge. Eine von

---

[1]) Bernal Diaz, Conq. de la Nueva España; Madrid, 1795, vol. I. p. 350. Tylor, Mexico, p. 236. Clavigero, vol. I. p. 125. Humboldt, Vues des Cord., p. 26.

[2]) Schoolcraft, part I. pp. 319, 390; part II. pp. 175, 224; part III. pp. 232, 315, 319.

Dr. Wilson erwähnte hat den interessanten Zug, daß Ungeheuer und Riesen beide durch die Donnerkeile des Großen Geistes umkamen, und in einer andern wurden solchergestalt alle Ungeheuer erschlagen, ausgenommen der Große Ochse, der hinwegging nach den großen Seen.[1]) Man muß sich indeß erinnern, daß bei der Forschung über den Ursprung solcher Märchen etwa mögliche Erinnerungen an Menschenkämpfe mit gewaltigen jetzt ausgestorbenen Thieren ebensowohl in Betracht zu ziehen sind, als die Folgerungen aus der Auffindung großer Knochen, und bisweilen mögen sogar beide Ursachen zusammengewirkt haben.

In der alten Welt sind ebenso alte wie neue Mythen, die sich mit fossilen oder neuern Riesenknochen verknüpfen, gewöhnlich genug.[2]) Marcus Scaurus brachte von Joppa die Gebeine des Ungeheuers nach Rom, welches Andromeda gefressen haben sollte, während die Spuren der Ketten, womit sie angeschlossen gewesen, noch dort am Felsen zu sehen waren;[3]) und des Antäus Grab mit seinen sechzig Ellen langen Skelett darin wurde in Mauritanien gefunden.[4])

Don Quixote that es dem Dr. Falconer zuvor, indem er die in Sicilien so häufigen ungeheuren fossilen Knochen für die Ueberreste ehemaliger Einwohner erklärte, wie hervorgeht aus seiner Antwort auf des Barbiers Frage, wie groß seiner Ansicht nach der Riese Morgante gewesen sein möge? „. . . Ueberdies sind in der Insel Sicilien so gewaltige Schenkel- und Schulterknochen gefunden worden, daß ihre Größe bekundet, daß ihre Besitzer Riesen und so groß wie hohe Thürme gewesen sein müssen, denn die Geometrie stellt diese Wahrheit außer Zweifel.“ Ferner gehörten die über den Sewalik oder die niedrigsten Höhenzüge des Himalaya so reichlich ausgestreuten fossilen Knochen den erschlageuen Rakis,[5]) den

---

[1]) Wilson, Prehistoric Man, vol. I. p. 112.

[2]) Bezüglich Polynesiens s. Mariner, vol. I. p. 313.

[3]) Plin, IX. 4; V. 14. [4]) Strabo, XVII. 3, 8.

[5]) Torrens, Ladâk etc., p. 87.

gigantischen Rakschasas der indischen Mythologie. Die Ueberreste der ungeheuren Kuh, welche Guy Earl von Warwick erschlug, sind oder waren in England zu sehn in Gestalt einer Walfischrippe in der Kirche von St. Mary Redcliffe, und ein großer fossiler Knochen wird, glaub' ich, in Warwick Castle aufbewahrt. „Der sechzehn Fuß hohe Riese, dessen Gebeine im Jahr 1577 bei Reyden unter einer entwurzelten Eiche gefunden und von Felix Plater, dem berühmten baseler Arzte, untersucht und besungen wurden, ist durch spätere Naturkundige längst in eine ganz andere zoologische Classe verwiesen worden; der Riese aber hat seit jener Zeit neben dem Wappen von Luzern einen festen Standpunkt gewonnen und wird ihn allen gegnerischen Kritikern zum Trotz behaupten." [1])

Es würde ermüdend sein, noch mehr Fälle aufzuzählen, wie sich in alten und neuern Zeiten aus Anlaß der Auffindung großer fossiler Knochen Traditionen gebildet haben. Aber die Bemerkungen St. Augustins über einen großen fossilen Zahn, den er sah, sind der Beachtung werth, weil sie einiges Licht auf den Zusammenhang solcher Knochen mit dem Glauben werfen, daß der Mensch einst in ungeheurem Maße sowohl größer als länger lebend gewesen, als er es jetzt ist, und daß seine Statur sich im Laufe der Zeiten bis auf ihre gegenwärtigen Dimensionen verringert habe; wie denn auch die Muhamedaner glauben, Adam sei sechzig Fuß hoch, d. h. so groß wie ein hoher Palmbaum gewesen, den wahren Gläubigen aber werde im Paradiese diese ursprüngliche Statur des Menschengeschlechts wieder gegeben werden, und die ihnen aufwartenden Houris werden dem entsprechende Dimensionen haben. Es scheint, als habe Linnäus auch eine solche Ansicht gehabt, wenigstens versteht sein Herausgeber eine Stelle in den Noten seiner nordischen Reise, wo leider das Original dunkel ist, in folgender Weise: „Ich bin der Meinung, daß Adam und Eva Riesen waren und daß die Menschen, aus Armuth und andern Ur-

---

[1]) Olfers, S. 3.

sachen, von Generation zu Generation an Größe abgenommen haben. Daher vielleicht die kleine Statur der Lappländer." [1])

St. Augustins Bemerkungen sind enthalten in seinem Capitel: „Ueber das lange Leben der Menschen vor der Sündfluth und das größere Maß ihrer Leiber." Er macht diese Bemerkungen, wie er sagt, falls etwa ein Ungläubiger in Zweifel ziehen sollte, daß die Menschen ein so hohes Alter erreicht haben. „So glauben manche in der That nicht, daß der Menschen Leiber ehemals weit größer als jetzt waren." Virgil, fährt er fort, spricht von der gewaltigen Größe der Menschen früherer Zeiten; wie vielmehr denn in den jüngern Perioden der Welt, vor der berühmten Sündfluth. „Was aber die Größe ihrer Leiber anlangt, so sind es namentlich die durch Alter oder durch die Gewalt der Flüsse und verschiedene Umstände blosgelegten Gräber, welche die Ungläubigen überzeugen, wo sie an's Licht gekommen oder wo Todtengebeine von außerordentlicher Größe gefallen sind. Am Gestade bei Utica habe ich, und ich nicht allein, einen so gewaltigen Backenzahn eines Menschen gesehn, daß man, zerschnitte man ihn in kleine Zähne wie die unsern, wohl deren hundert daraus machen könnte. Ich möchte aber glauben, daß dieser einem Riesen gehört habe; denn während damals die Leiber aller Menschen weit größer als die unsern waren, übertrafen wieder die Riesen die übrigen bei weitem." [2])

Unter den vom Menschengeschlechte aus frühen Zeitaltern aufbewahrten Traditionen sind für den Ethnologen vielleicht keine wichtiger, als diejenigen, die in jedem Welttheile mit so großer Einmüthigkeit, verbunden gleichwohl mit so großer Manichfaltigkeit, das Vorkommen einer großen Fluth in längst vergangener Zeit berichten. Beim Studium dieser Dilvial-Traditionen ist es höchst wichtig, daß derselbe die Resultate des Andenkens wirklicher Ereignisse von denjenigen der Beob-

---

[1]) Linnaeus, Tour, vol. I. p. 28.
[2]) Aug., De Civitate Dei, XV. 9.

achtung natürlicher Phänomene und rein mythologischer Entwickelung zu scheiden verstehe. Humboldt stellt das Problem zum Theil auf in seinen Bemerkungen über die vier Verwüstungen der Erde durch Hungersnoth, Feuer, Orcan und Ueberschwemmung, wie sie in der mexicanischen Bilderschrift dargestellt sind. „Welches auch ihr wirklicher Ursprung sein möge, jedenfalls darf man als gewiß annehmen, daß sie Fictionen astronomischer Mythologie sind, modificirt entweder durch dunkle Erinnerungen an eine große Revolution, die unser Planet erfahren hat, oder gemäß den physikalischen und geologischen Hypothesen, zu denen das Vorkommen von Versteinerungen des Meeres und fossiler Knochen selbst unter Völkern Anlaß gibt, welche der Civilisation am fernsten stehen.“ [1])

Daß die Beobachtung von Muscheln und Korallen an Orten über der Meeresfläche und selbst auf hohen Bergen Anlaß zu Sagen von großen Fluthen gegeben hat, welche dieselben dort ablagerten, ist natürlich genug und ganz im Einklange mit der Entwickelung von Ungeheuer- und Riesenmythen aus der Beobachtung fossiler Knochen. Wenn man Erzeugnisse der See viele hundert Fuß über der Meeresfläche fand, mußten die Menschen, die so sinnreich bezüglich der fossilen Knochen speculirten, natürlich die Frage aufwerfen: wie sind diese Erzeugnisse der See auf die Berge gekommen? Was fossile Crustaceen anlangt, so erklärt der arabische Geograph Abu-Seid ihr Vorkommen in Ceylon, indem er sie als Seethiere, gleich Krebsen, bezeichnet, die, wenn sie aus der See kommen, in Stein verwandelt werden; [2]) aber das Vorkommen von Seemuscheln auf Bergen konnte sich nicht wohl so erklären lassen. Zwei Alternativen bieten sich dar, das Vorkommen von Muscheln in solchen Situationen zu erklären; entweder kann die See bis zum Berge hinauf gestanden haben, oder der

---

[1]) Humboldt, Vues des Cord., pl. 26.

[2]) Tennent, Ceylon, vol. I. p. 14.

Berg kann unter der See gewesen sein. Neuzeitige Geologen haben sich in den meisten Fällen für die letztere Alternative zu entscheiden, aber bis auf die neuere Zeit war man häufiger geneigt, die erstere für die wahrscheinlichere zu halten. Wasser ist der Typus alles Beweglichen, Fluctuirenden, Unbeständigen, während die feste Erde unbeweglich, dauernd, solid ist, und es dient zu nichts, darüber zu rechten, daß die heutige Wissenschaft jene ältere Anschauungsweise sammt so vielen andern Lehren umgestürzt hat, die auf dem klaren Zeugniß der Sinne zu beruhen schienen und nur, wie es ohne Zweifel mit vielen unserer eigenen Theorien der Fall sein wird, wegen der Beschränktheit ihres Beobachtungskreises sich als irrig erweisen mußten.

Es haben sowohl in alten als in neuen Zeiten nicht nur Wilde, sondern auch civilisirte Menschen sich auf das Zeugniß der in hochgelegenem Boden lagernden Fossilien zur Unterstützung ihrer Traditionen von einer großen Fluth berufen und überdies findet sich das dem Anschein nach mit keiner Tradition verknüpfte Argument vor, daß, weil sich Seefossilien an fern von der See gelegenen Orten finden, die See einst dort gewesen sein müsse. Auf den Gesellschaftsinseln erzählt die Tradition, wie eine vom Seegott Ruahatu verursachte Fluth über die Gipfel der Berge stieg. Ein Fischer verwickelte seinen Haken im Haar des Gottes, als dieser in seiner Korallengrotte schlief, und weckte ihn, aber seltsamerweise ließ der Gott, obwohl er in seinem Zorne die übrigen Einwohner des Landes in der Fluth ertränkte, den Fischer selbst mit Weib und Kind eine sichere Zuflucht auf einer kleinen niedrigen Koralleninsel dicht bei Raiatea finden, und sie bevölkerten die Erde wieder. Die Eingebornen geben nicht an, wie die kleine Insel erhalten ward, aber sie berufen sich zum Beweise der Ueberschwemmung auf den Farero, die Koralle und Muscheln, die auf den Gipfeln der höchsten Berge gefunden werden.[1]) In Samoa herrscht

---

[1]) Ellis, Polyn. Res., vol. II. p. 58.

der allgemeine Glaube, daß einst Fische schwammen, wo jetzt das Land ist, und die Tradition fügt hinzu, daß, als die Gewässer fielen, viele Fische der See auf dem Lande zurückblieben und nachher in Steine verwandelt wurden. Daher, sagen sie, gibt es Steine in Menge im Busch und im Gebirge, die einst Haifische und andre Bewohner der Tiefe waren.[1]) Was den Norden anlangt, so berichtet der mährische Missionär Cranz: „die ersten Missionäre fanden unter den Grönländern eine ziemlich bestimmte Tradition von der Sündfluth, von welcher beinahe alle heidnischen Nationen noch etwas wissen, nämlich daß die Welt einst umgekantert wurde und alle Menschen ertranken, einige aber wurden Feuergeister. Der einzige Mann, der am Leben blieb, schlug hernach mit seinem Stock auf den Boden und es kam ein Weib heraus, mit dem er die Erde wieder bevölkerte. Ueberdies erzählen sie, daß man weit aufwärts im Lande, wo der Mensch nie gewohnt haben könnte, alle Arten von Fischüberresten und selbst Walfischknochen auf einem hohen Berge findet; daraus beweisen sie, daß die Erde einst überschwemmt war.“ [2]) Es ist interessant, dieses Argument mit der Erklärung zu vergleichen, welche die Kamtschadaten hinsichtlich der Walfischknochen geben, die auch in ihrem Lande auf hohen Bergen gefunden werden. Sie fürchten alle hohen Berge, sagt Steller, namentlich Vulkane und desgleichen heiße Quellen, und glauben, manche Berge seien die Aufenthaltsorte der Geister. „Fragt man sie, was die Teufel da oben machen, so erwiedern sie: sie kochen Walfische. Ich fragte, woher sie diese bekämen? Die Antwort war: sie gehen Nachts hinab in die See und fangen so viele, daß einer fünf bis zehn derselben heimbringt, indem an jedem Finger einer hängt. Als ich fragte, woher wißt ihr das? sagten sie, ihre Stariki oder alten Leute hätten stets so gesagt und glaubten es selbst. Uebrigens beriefen sie sich auf den Umstand, daß es auf allen

---

[1]) Turner, Polynesia, p. 249.

[2]) Cranz, S. 262.

brennenden Bergen viele Walfischknochen gebe. Ich fragte, woher dort bisweilen die Flammen kämen, und sie antworteten, wenn die Geister ihre Berge geheizt haben, wie wir unsre Jurten, werfen sie den Rest der Brände zum Schornsteine hinaus, um zuschließen zu können. Ueberdies sagten sie, Gott im Himmel mache es bisweilen auch so, zur Zeit wann unser Sommer und sein Winter sei und er seine Jurte heize; damit erklärten sie die Verehrung des Blitzes." [1])

In den geologischen Theorien klassischer Zeiten lautete die Folgerung aus den im Binnenlande mehr oder minder hoch über der Meeresfläche gefundenen fossilen Conchylien gemeiniglich, die See sei einst dort gewesen, obwohl diese es deshalb nicht immer sein müsse, was seit jener Zeit seine Höhe verändert habe. Herodot schließt aus den Muscheln auf den Bergen in Aegypten[2]) und Xanthus aus den fossilen Conchylien, die er fern von der See gesehen hatte, daß in alten Zeiten See gewesen sei, wo das Land seitdem trocken geblieben. Eratosthenes erwähnt das Vorhandensein großer Mengen von Austerschalen und der Wrackstückchen von Seeschiffen beim Tempel Ammons, weit landeinwärts in Libyen, während Strabo die Ansicht ausspricht, daß dieser Tempel einst dicht am Meere lag, obwohl er seitdem durch das Zurücktreten der Gewässer ins Binnenland gerathen sei.[3]) Indem Pomponius Mela die westlichere Region Numidiens beschreibt, berichtet er: „landeinwärts und weit genug von der Küste erzählen sie (wenn die Sache glaublich ist,) daß dort wunderbarerweise vorhanden sind und auf den kahlen Ebenen gefunden werden Fischrückgrate, Fragmente von Stachelschnecken und Austerschalen, Steine, die in gewöhnlicher Weise von den Wellen abgerieben sind und sich nicht von denen des Meeres unterscheiden, in den Felsen festsitzende Anker und andere ähnliche

---

1) Steller, S. 47.
2) Herodot, II. 12.
3) Strabo, I. 3, 4.

Zeichen und Spuren der See, die sich einst bis zu diesen Orten erstreckte." [1]) So sagt Ovid in seiner merkwürdigen Darstellung der pythagoräischen Lehren:

Et procul a pelago conchae jacuere marinae
Et vetus inventa est in montibus anchora summis,

und schließt daraus, daß See in Land verwandelt worden sei. [2])

In der chinesischen Encyclopädie, aus welcher ich bereits zwei merkwürdige Stellen angeführt habe, findet sich eine Nachricht über den in Rede stehenden Gegenstand. „Oestliche Tartarei. Wenn man vom Strande des östlichen Meeres nach Tsche-lu reist, findet man weder Bäche noch Teiche im Lande, obwohl es von Bergen und Thälern durchschnitten ist. Trotzdem findet man dort im Sande, sehr weit entfernt von der See, Auster- und Krebsschalen. Nach der Tradition der Mongolen, welche das Land bewohnen, hat man seit undenklichen Zeiten erzählt, daß in grauer Vorzeit die Gewässer der großen Fluth diesen District überschwemmten und daß nach ihrem Zurücktreten die Orte, wo sie gewesen, sich mit Sand bedeckt zeigten. . . . Wie es nun auch zugegangen sein mag, jedenfalls besteht, nach Angabe des großen Geographen Ti-tschi, ein Theil dieses Landes aus großen Ebenen, wo mehrere hundert Meilen vom Wasser bedeckt gewesen und seitdem wieder von demselben verlassen worden sind; deshalb nennt man diese Wüsten das Sandmeer, was anzeigt, daß sie nicht ursprünglich mit Sand und Kies bedeckt waren." [3])

Das Vorhandensein fossiler Muscheln auf hohen Bergen ist auch längst als ein Beweis der noachidischen Fluth angeführt worden. Auch Tertullian bringt die Seemuscheln auf Bergen in Zusammenhang mit dem Wiedererscheinen der Erde aus dem Wasser, [4]) und das Argument läßt sich durch spätere

---

[1]) Mela, I. c. 6.

[2]) Ov. Met. XV. 264.

[3]) Mém. conc. les Chinois, vol. IV. p. 474. Klemm, C. G., Bd. VI. S. 467.

[4]) Tert., De Pallio, II. H. F. Link, die Urwelt, rc.; Berlin, 1821, S. 4.

Zeiten herab verfolgen und war bis auf die jüngste Zeit noch in England gewöhnlich. In der neunten Ausgabe von Horne's „Einleitung zur heiligen Schrift", erschienen 1846, läßt man die Fossilien unbedenklich dazu dienen, die Allgemeinheit der Sündfluth zu beweisen; aus der zehn Jahre später erschienenen Ausgabe verschwindet jedoch das Argument.

Zu den Angaben klassischer Schriftsteller, was im Binnenlande gefundene Anker und Schiffstrümmer betrifft, müssen einige neuzeitige Berichte gefügt werden. Von Zeit zu Zeit sind, sei es in Folge einer Erhebung der Erdoberfläche oder anderer geologischen Veränderungen, Schiffe und dazu gehörige Dinge weit landeinwärts an Orten gefunden worden, die seit Jahrtausenden außerhalb des Bereichs schiffbarer Gewässer gewesen sind. Buffon spricht von Seeschiffstrümmern, die fern vom Meere in einem Gebirgssee in Portugal gefunden wurden und erwähnt eine Angabe des Sabinus in dessen Commentar über die obenangeführten Verse Ovids, nach welcher im Jahr 1460 ein Schiff mit seinen Ankern in einem Bergwerk in den Alpen gefunden wurde.[1]) Dies ist ohne Zweifel der nämliche Fall, auf den sich Antonio Galvano bezieht, wenn er sagt: „So erzählt man auch, daß Schiffsrumpfe und eiserne Anker sehr tief im Lande in den Schweizerbergen gefunden worden, wo allem Anschein nach niemals See noch Salzwasser gewesen ist."[2])

Die mögliche Beziehung, in welcher solche Erscheinungen mit der Entstehung der Sündfluthsagen stehen, zeigt deutlich der Umstand, daß sie, ebenso wie die fossilen Muscheln, wiederholt als Zeugniß für die ehemalige Gegenwart der See und selbst für die biblische Sündfluth geltend gemacht worden sind. Indeß müssen unter diesem Gesichtspunkte die in Rede stehenden Nachrichten nicht nothwendigerweise alle wahr sein; genug, daß sie geglaubt und erörtert wurden. Im siebzehnten Jahr-

---

[1]) Buffon, Théorie de la Terre, vol. III. p. 119.
[2]) Galvano, p. 26.

hundert erzählt Fray Pedro Simon, daß einige Bergleute, als sie einen Stollen in einen Berg bei Callao trieben, „auf ein Schiff stießen, welches die große Masse des Berges über sich hatte und in Bauart und Form nicht mit unsern Schiffen übereinstimmte", weshalb die Leute annahmen, daß es von der Sündfluth dort zurückgelassen worden, und der Umstand wird angeführt zum Beweise, daß das Land in antediluvianischen Zeiten bewohnt gewesen sei.[1]) Strahlenberg, welcher im Jahr 1730 schreibt, spricht es als seine Meinung aus, „daß die Mammuthknochen in Sibirien Ueberreste der Sündfluth seien, und sodann führt er ein ähnliches Beispiel an, nämlich daß etwa dreißig Jahre früher der ganze untere Rumpf eines Schiffes mit einem Kiele in der Barabinskfteppe gefunden wurde, wo gleichwohl kein Ocean sei.[2]) In Schottland endlich ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß man alte, aus einem einzigen Stamm gehöhlte Canoes an Orten vergraben findet, die fern von schiffbaren Gewässern sind, während Walfischskelette in ähnlichen Situationen gefunden werden. Sir John Clerk spricht sich folgendermaßen über ein bei Edinburgh 1726 gefundenes Canoe aus. „Die Auswaschung des Carron-Flusses entblößte ein Boot, 13 bis 14 Fuß unterm Boden; es ist 36 Fuß lang, 4½ breit und aus einem einzigen Eichenstamme. Es waren mehrere Strata darüber, nämlich Lehm, Thon, Muscheln, Moos, Sand und Kies; diese Strata zeigen, daß es ein antediluvianisches Boot gewesen."[3])

Sowohl in Schottland als in Südamerica ist Bodenerhebung in mehr oder minder neuer Zeit eine anerkannte Thatsache und das Auffinden von Booten sowie von verschiedenen andern Erzeugnissen menschlicher Kunst an Orten, wohin sie der Mensch nicht wohl gebracht haben konnte, erklärt sich leicht

---

[1]) Simon, Noticias Historiales etc.; Cuenca, 1627, p. 31.

[2]) Strahlenberg, das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asien; Stockholm, 1730, S. 396. C. Hamilton Smith, p. 45.

[3]) Bibl. Topog. Brit.; London, 1790, vol. III. part I. p. 241. Wilson, Archaeology, etc. of Scotland, p. 32.

aus jener Erhebung und aus den Wirkungen gewöhnlicher Anhäufung und Erniedrigung.

Geologische Zeugnisse in Bezug auf Traditionen von einer Sündfluth sind selten. Sir Charles Lyell scheint geneigt, die Ansicht alter Schriftsteller zu adoptiren, daß einige der südamericanischen Fluth-Traditionen mit dem Andenken an locale Fluthen zusammenhängen, wie sie bekanntermaßen dort vorkommen. Dr. Szabó sagt, daß die Ungarn noch Traditionen bewahren, denen zufolge ihre Ebenen einst von einem Süßwassersee bedeckt gewesen, dessen Gewässer später durch das Eiserne Thor abflossen. Die Austrocknung des Landes auf diese Weise wird von Dr. Szabó als wirklich geschehen betrachtet, so daß man hier ein Beispiel hätte, wie durch Tradition das Andenken einer geologischen Veränderung der Vorzeit erhalten bleibt.[1]) Es würde eine bedeutende Masse wissenschaftlicher Zeugnisse dieser Art erfordern, um eine gründliche Untersuchung der Diluvial-Traditionen der Welt zu ermöglichen, und jeder Versuch, eine strenge Linie zwischen den Ansprüchen der Geschichte und Mythologie zu ziehen, muß in der Zwischenzeit verfrüht sein.

Die Schwierigkeit, die Diluvial-Traditionen in ihre historischen und mythologischen Elemente aufzulösen, ist glücklicherweise eine solche, daß dadurch die Benutzung dieser Traditionen für die Ethnologie nur theilweise afficirt wird. Wären sie blos in verschiedenen Ländern der Welt umlaufende Geschichten, die wenig mehr sagten, als daß einst eine große Fluth stattgefunden, oder welche Details anführten, die nur innerhalb beschränkter Gebiete übereinstimmten, so könnte man sie als Beobachtungsmythen erklären, die nicht nothwendigerweise einen gemeinschaftlichen Ursprung hätten. Es gibt einige, welche, für sich allein genommen, diesem Argument gegenüber sich nicht behaupten könnten; im Allgemeinen aber ist der Stand der Dinge, wie er sich überall in der Welt zeigt, ein ganz

---

[1]) Geol. Journal, Febr. 1863.

anderer. Die Ansicht, daß Menschen vor der Fluth existirten, daß sie alle umkamen bis auf einige, die sich retteten und die Erde wieder bevölkerten, fließt nicht so unmittelbar aus der Beobachtung von Naturerscheinungen, daß wir leicht sagen könnten, sie sei mehrmals selbständig auf solche Weise entstanden; gleichwohl ist dies ein der großen Masse der Fluth-Traditionen gemeinschaftlicher Zug. Noch entschiedener findet dieses Argument Anwendung auf das Vorkommen irgend eines Fahrzeugs, eines Flosses, einer Arche, eines Canoes, worin die Ueberlebenden gewöhnlich gerettet werden, wofern sie nicht, wie in einigen Fällen, direct ihre Zuflucht auf dem Gipfel eines Berges nehmen, den das Gewässer nie bedeckt. Der Gedanke ist in der That begreiflich, wenn auch etwas weit hergeholt, daß der Anblick eines hoch auf einem Berge gefundenen Bootes eine Sage von der Fluth veranlassen konnte, die es dorthin führte, während die Leute darin sich retteten, um eine neue Rasse zu stiften. Aber man kann billigerweise gar nicht als wahrscheinlich annehmen, daß solche Umstände die nämliche Sage an mehrern verschiedenen Orten erzeugt hätten, auch ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die dunkeln Erinnerungen von einer Menge localer Fluthen hierin mit all der Consistenz übereinstimmen sollten, die sich unter den Fluth-Traditionen der verschiedensten Länder der Welt findet. Das Vorkommen einer Arche in den Traditionen einer Sündfluth, das sich in so vielen von einander entfernten Zeiten und Orten findet, scheint dieselben zu berechtigen, als aus einer einzigen Quelle entsprungen betrachtet zu werden, so daß sie einen Theil der von Kunst, Sitte und Glauben gelieferten Masse von Zeugnissen bilden würden, welche die Theorie eines tiefliegenden historischen Zusammenhangs der geistigen Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts unterstützt.

Was Beobachtungsmythen im Allgemeinen anlangt, so ist die Demarcationslinie, welche sie einerseits von Traditionen wirklicher Ereignisse und anderseits von reinmythischen Sagen scheidet, gleichfalls schwer zu ziehen. Selbst die Sagen, welche

ihren Ursprung in einer bloßen realisirten Metapher oder einer Personificirung der Naturerscheinungen haben, pflegen sich so innig an wirkliche Personen, Orte oder Gegenstände anzuschließen, als gehörten sie wirklich zu denselben. Für die subjective Anschauungsweise des Mythenschöpfers wird jeder Berg, jedes Thal, jeder Stein und Baum, der seine Aufmerksamkeit erregt, zu einem Orte, wo irgend ein mythisches Ereigniß Göttern oder Helden, schönen Frauen, Ungeheuern oder ätherischen Wesen begegnete. Ist die Sage einmal geschaffen, so wird der Fels oder Baum ein Beweis ihrer Wahrheit für künftige Generationen: „die Mauersteine sind noch heute vorhanden, es zu bezeugen; leugnet es daher nicht.“

Zwölftes Capitel.

Geographische Vertheilung der Mythen.

Wer sich mit Erforschung der Urgeschichte der Menschheit beschäftigt, findet in der vergleichenden Mythologie den nämlichen Nutzen und die nämliche Schwierigkeit, die ihm so viele andere Zweige seines Gegenstandes darbieten. In den mythischen Sagen, die unter verschiedenen Völkern erzählt werden, kann er bisweilen so seltsame, so genaue oder so complicirte Coincidenzen nachweisen, daß sie kaum an zwei Orten selbständig entstanden sein konnten, und diese Coincidenzen macht er als Beweise eines historischen Zusammenhanges zwischen den Stämmen oder Nationen geltend, unter denen sie gefunden werden. Seine Hauptschwierigkeit aber ist, wie er sich zu versichern hat, daß er nicht etwa als historisches Zeugniß Analogien auslege, die vielleicht weiter nichts sind, als die Ergebnisse der unter gleichen Umständen gleichen Thätigkeit des Menschengeistes. Seine immer wiederkehrende Aufgabe ist, die verworrene Menge der Aehnlichkeiten zu classificiren, die sich ihm beständig aufdrängen, um diejenigen Dinge, die blos ähnlich sind, von denjenigen gesondert zu halten, welche, weil sie irgendwo auf dem Erdball ihre gemeinschaftliche Quelle und ihr gemeinsames Verbreitungscentrum haben, wirklich und historisch verbunden sind.

Es wird in diesem Capitel kein Versuch gemacht, bestimmte Regeln zur Lösung dieser wichtigen Aufgabe aufzu-

stellen, aber es werden einige Beispiele der allgemeinern Analogien angeführt, welche sich unter den Volkssagen der verschiedenen Länder finden und welche die Ethnologie, zum wenigsten für jetzt, bei Seite zu setzen hat; und sodann werden einige, auf die Mythenverbreitung durch ermittelte Canäle bezügliche Thatsachen angeführt, um damit eine Gruppe ähnlicher Sagen einzuleiten, wobei es dem Leser anheimgegeben wird, dieselben als durch selbständige Entwickelung oder neuzeitige Transmission entstanden zu verwerfen oder als einen Beitrag zur Urgeschichte der Neuen Welt zu acceptiren.

Es finden sich denn erstlich unter wilden Stämmen Mythen, die ihrem Charakter und daher ohne Zweifel ihrem Ursprunge nach denjenigen der großen aryanischen Rasse gleichen, die in unsern eignen Zeiten so erfolgreich bis zu dem Punkte verfolgt worden sind, wo sie aus der Naturbetrachtung entstanden. Noch niemand hat für die Mythen der niedrigsten Stämme gethan, was für diejenigen unserer höher entwickelten Rasse durch Kuhn und Müller und deren Schule in Deutschland und England gethan worden ist; aber Schirren hat durch seine Behandlung der Götter und mythischen Vorfahren der Südsee-Insulaner als Personificirungen der Naturerscheinungen einen wichtigen Schritt zur Ausdehnung der modernen Interpretationsmethode auf die Mythologie der Welt gethan. [1]) Schon eine sehr oberflächliche Bekanntschaft mit den Volkssagen America's, Polynesiens, selbst Australiens und Vandiemenslands wird zeigen, daß sie kraft des gleichartigen Wesens der Geister, welche sie erfanden, in ihrem Wesen und oft auch in ihren Ereignissen die nämlichen sind.

Wie Zeus, der personificirte Himmel unserer eigenen Rasse, Thränen auf die Erde tröpfeln läßt, welche die Sterblichen Regen nennen, so thut ein Gleiches der Himmelsgott Tahiti's:

---

[1]) Schirren, die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythos; Riga, 1856.

„Dicht fällt der feine Regen auf das Antlitz der See,
Es sind nicht Regentropfen, sondern Thränen Oro's." [1])

In den dunkeln Flecken auf der Mondscheibe sieht der Singhalese den frommen Hasen, der sich selbst Buddah darbot, um gebraten und gegessen zu werden, als der letztere hungrig im Walde irrte. Der Nordländer sieht darin die beiden Kinder, die Mani der Mond wegfing, als sie das Wasser aus dem Brunnen Byrgir nahmen und die den Eimer auf der Stange zwischen ihnen bis diesen Tag tragen. Anderwärts in Europa hat man Isaak das Holzbündel zu seinem eigenen Opfer auf den Berg Moriah tragen und Kain aus seinem Felde eine Tracht Dornen als sein Opfer für Jehovah bringen sehn. Unser eigener „Mann im Monde" ist dort hinauf versetzt worden, weil er an einem Sonntage Stöcke sammelte und auch er trägt seinen Dornenbusch, wie Caliban gesehn hat: „ich habe dich darin gesehn und bete dich an; meine Gebieterin zeigte mir dich, deinen Hund und Busch." Auf den Samoanen-Inseln im Stillen Meere ist die im Monde wohnende Gestalt ein Weib. Ihr Name war Sina und sie war beschäftigt, Papiertuch mit einem Schlägel zu klopfen. Der Mond ging gerade auf und sah aus wie eine große Brodfrucht, daher bat ihn Sina, herabzukommen und ihr Kind einen Bissen von ihm haben zu lassen. Aber der Mond war sehr zornig über den Gedanken, gegessen zu werden, und er nahm Sina, Kind, Schlägel und Alles hinauf, wo sie nun heute noch zu sehn sind. [2])

Die Himmelskörper sind Götter und Helden, und Sagen von ihren Thaten in Liebe und Waffen finden sich unter den niedern wie unter den höhern Rassen. Apollo und Artemis, Helios und Selene, sind Bruder und Schwester, und so ist in den Polarregionen die Sonne ein Mädchen und der Mond

---

[1]) Ellis, Polyn. Res., vol. I. p. 531.

[2]) Grimm, D. M., S. 679—83. Turner, p. 247. Mariner, vol. II. p. 127.

ihr Bruder. Als das Mädchen, so erzählt die Eskimosage, bei einer festlichen Versammlung war, erklärte ihr jemand seine Liebe, indem er sie, nach der Sitte des Landes, an den Schultern schüttelte. Sie konnte in der dunkeln Hütte nicht sagen, wer es war; daher beschmierte sie ihre Hand mit Ruß und als er zurückkam, schwärzte sie sein Gesicht mit ihrer Hand. Als ein Licht gebracht wurde, sah sie, daß es ihr Bruder war, und floh, und er stürzte ihr nach. Sie kam an's Ende der Erde und sprang hinaus in den Himmel, und er folgte ihr. Dort wurden sie die Sonne und der Mond, und daher kommt es, daß der Mond stets der Sonne durch den Himmel nachjagt; und der Mond ist bisweilen dunkel, wenn er seine geschwärzte Wange gegen die Erde kehrt. [1])

Die Eingebornen von Vandiemensland, deren traurige Geschichte nun ihren Abschluß in gänzlichem Aussterben findet, gehören unter die niedrigsten Stämme, welche die Ethnologie kennt. Dennoch ist ihnen, wie höhern Rassen, die Idee vertraut, daß die Sterne Menschen oder Wesen einer höhern Ordnung sind, die sich auf der Erde als Menschen gezeigt haben. Ihre Mythe von den beiden Helden, die nun die Zwillingssterne Castor und Pollux sind, erzählt Milligan, dem sie ein Eingeborner des Oyster-Bay-Stammes mittheilte, wie folgt:

„Mein Vater, mein Großvater, alle insgesammt lebten vor langer Zeit über das ganze Land ausgebreitet; sie hatten kein Feuer. Zwei Schwarze kamen, sie schliefen am Fuße eines Hügels, — eines Hügels in meiner eigenen Heimat. Auf dem Gipfel eines Hügels wurden sie von meinen Vätern, meinen Landsleuten gesehn, auf der Spitze des Hügels sah man sie stehen: sie warfen Feuer wie ein Stern, — es fiel unter die Schwarzen, meine Landsleute. Sie waren erschrocken — sie flohen hinweg, alle insgesammt; nach einer Weile kehrten sie

---

[1]) Hayes, Artic Boat Journey, p. 253. Eine andere Version bei Cranz, S. 295.

zurück, sie eilten und machten ein Feuer, — ein Feuer mit Holz; Feuer ging in unserm Lande nicht mehr verloren. Die beiden Schwarzen sind in den Wolken; in der klaren Nacht seht ihr sie wie zwei Sterne. [1]) Diese sind es, die meinen Vätern Feuer brachten.

Die beiden Schwarzen blieben eine Zeitlang im Lande meiner Väter. Zwei Frauen badeten sich; es war bei einem felsigen Ufer, wo es Muscheln in Menge gab. Die Frauen waren mürrisch, sie waren traurig; ihre Männer waren treulos, sie waren mit zwei Mädchen fortgegangen. Die Frauen waren einsam; sie schwammen im Wasser, sie tauchten nach Krebsen. Ein Stachelroche lag in der Höhlung eines Felsens versteckt, ein großer Stachelroche! Der Stachelroche war groß, er hatte einen sehr langen Speer; aus seinem Loche erspähte er die Frauen, er sah sie tauchen; er durchbohrte sie mit seinem Spieß — er tödtete sie, er brachte sie hinweg. Eine Zeitlang waren sie nicht mehr zu sehn. Der Stachelroche kehrte zurück, er kam dicht an das Ufer, er lag im stillen Wasser, nahe beim sandigen Gestade; bei ihm waren die Frauen, sie waren fest auf seinem Spieß, — sie waren todt.

Die beiden Schwarzen kämpften mit dem Stachelrochen; sie erschlugen ihn mit ihren Speeren; sie tödteten ihn; — die Frauen waren todt! Die beiden Schwarzen machten ein Feuer — ein Holzfeuer. Auf jede Seite legten sie eine Frau, — das Feuer war dazwischen: die Frauen waren todt!

Die Schwarzen suchten einige Ameisen, einige große blaue Ameisen; sie legten sie auf die Busen der Frauen. Derb, heftig wurden sie gebissen. Die Frauen lebten wieder auf — sie lebten noch einmal.

Bald kam Nebel, ein Nebel, dunkel wie Nacht. Die beiden Schwarzen gingen hinweg, die Frauen verschwanden: sie gingen durch den Nebel, den dicken dunkeln Nebel! Ihre Stelle ist in den Wolken. Zwei Sterne seht ihr in der klaren

---

[1]) Castor und Pollux.

kalten Nacht; die beiden Schwarzen sind dort, — die Frauen sind bei ihnen: sie sind Sterne droben." [1])

Es ist nicht nöthig, große Massen derartiger Erzählungen anzuhäufen, um zu zeigen, daß die mythenschaffende Fähigkeit der ganzen Menschheit eigen ist und sich in den verschiedensten Regionen kundgiebt, wo ihr gleichartiges Wesen sich in einer unendlichen Formenmannichfaltigkeit entwickelt. Einigen der soeben erwähnten Analogien in Mythen aus weit von einander entfernten Gegenden mag allerdings ein historischer Zusammenhang zu Grunde liegen; Aehnlichkeiten in Mythologie müssen aber genauer und entschiedener als jene sein, wenn sie als Beweise eines solchen historischen Zusammenhangs dienen sollen. Um zu solchem Zwecke brauchbar zu sein, erfordert mythologisches Zeugniß eine systematische Uebereinstimmung in der Zusammensetzung einer Anzahl Ereignisse oder Ideen, und diese Uebereinstimmung muß so genau sein, daß sie es in hohem Grade unwahrscheinlich macht, daß zwei solche Combinationen einzeln für sich vorgekommen seien, oder zum wenigsten müssen die in verschiedenen Gegenden gleichartig gefundenen Erzählungen oder Ideen so eigenthümlichen und phantastischen Charakters sein, daß schon ein blos oberflächlicher Anblick der Sache ihre zweimalige Erfindung unwahrscheinlich erscheinen läßt. Es ist aber leichter und auch sicherer, sich bezüglich der Verbreitung von Volksglauben und Sagen auf die Wirkungen bekannten Verkehrs zwischen verschiedenen Völkern zu berufen, wenn nachgewiesen werden soll, wie historischer Zusammenhang sich wirklich in Mythologie beurkundet, als a priori durch Regeln festzustellen, welcher Art die Wirkungen solches Zusammenhangs sein müßten.

Wenn wir erwägen, wie kurz die Zeit ist, seit welcher die Indianer Nordamerica's mit Flinten bekannt geworden sind, so kann uns der Umstand, daß man als einen unter ihnen

---

[1]) Milligan, Papers etc. of R. Soc. of Tasmania, vol. III. part II. 1859, p. 274.

herrschenden Aberglauben die Vorstellung anführt, es gebe Menschen, deren Leben durch Zauber fest sei und die nur mit einer silbernen Kugel getödtet werden können, auf die Weise vorbereiten, in welcher Wilde eine fremde Mythologie in ihre eigene aufzunehmen vermögen. Ferner darf man natürlich erwarten, daß von Missionären, Ansiedlern und Reisenden gelernte biblische Geschichten in mehr oder minder veränderter Gestalt in den Sagenkreis wilder Rassen übergehen. Moffat theilt ein passendes Beispiel mit, welches ihm selbst begegnete. Es war ihm nie gelungen, eine Sündfluth-Tradition in Südafrica zu finden, als er aber in einem Namaqua-Dorfe nachforschte, traf er einen ziemlich intelligenten Eingebornen, der eine solche zu erzählen hatte, und er begann sie daher mit großer Genugthuung niederzuschreiben. Als er jedoch damit fertig wurde, begann er Verdacht zu schöpfen, denn sie trug das Gepräge der Bibel, obwohl der Hottentot erklärte, er habe sie von seinen Vorfahren empfangen und niemals etwas von einem Missionär gesehn oder gehört. Mr. Moffat war zweifelhaft und schob sein Urtheil auf, bis sich bald nachher das Räthsel durch das Erscheinen des nämlichen Missionärs löste, von welchem der Sagenerzähler unterrichtet worden war. [1]) Als ein anderer Fall der nämlichen Art kann folgende sclavische Version der Geschichte Josephs und seiner Brüder angeführt werden, die sich in Hawaii als die Geschichte Waikelenuiaiku's findet. Sein Vater hatte zehn Söhne und eine Tochter; er wurde von seinem Vater geliebt und von seinen Brüdern gehaßt, und sie warfen ihn in eine Grube; aber sein ältester Bruder hatte mehr Mitleiden mit ihm, als die übrigen. Er entkam aus der Grube in das Land des Königs Kamohoalii und dort ward er in einen Kerker mit den Gefangenen eingesperrt. Er hieß seine Gefährten träumen und legte die Träume von vier derselben aus. Einer hatte eine reife Banane gesehn

---

[1]) Moffat, Missionary Labours etc. in S. Africa; London, 1842, p. 126.

und sein Geist aß sie; der nächste träumte von einer Banane und der dritte von einem Schwein in der nämlichen Weise, der vierte aber träumte, er sähe Awa, er preßte den Saft aus und sein Geist tränke ihn. Die drei ersten Träume legte der Fremde zum Schlimmen aus und die Träumer wurden im Laufe der Zeit hingerichtet; aber dem vierten prophezeite er Freiheit und Leben, und er wurde gerettet und erzählte dem König, welcher Waikelenuiaiku in Freiheit setzte und ihn zu einem vornehmen Häuptling im Königreiche machte. [1])

Bisweilen zeigen diese aus fremden Quellen angenommenen Sagen eine Rohheit, die uns in Stand setzt, sie entschieden zu verwerfen. Aber die den Mythen eigene Fähigkeit, sofort Wurzel zu schlagen, wenn sie in ein neues Land verpflanzt werden, macht es oft unmöglich zu sagen, ob sie von altem Datum und historischem Werthe oder bloße moderne Eindringlinge sind. Man hat Grund zu glauben, daß eine von civilisirten Leuten nach einer entfernten Localität gebrachte Sage sich ausbreiten und den Umständen des Landes dermaßen anpassen kann, daß sie nach Verlauf sehr weniger Jahre als eine urächte Sage der Eingebornen ganz treuherzig und zwar selbst von den nämlichen Leuten gesammelt werden kann, die sie ursprünglich eingeführt hatten, gleich des Pächters Mähre, die er am Morgen verkaufte und am Nachmittage, mit frischer Mähne und Schwanz, als ein neues Pferd zurückkaufte. Natürlich ist dies die nämliche Verbreitungsart von Mythen, die unter der Menschheit seit den frühesten Zeiten stattgefunden hat, einer der Prozesse, welche für die Ethnologie Hilfsmittel von so hoher Wichtigkeit zur Wiederherstellung der Urgeschichte aufbewahrt haben. Nur ist zu beklagen, daß ihre Resultate in neuern Zeiten durch Vermengung des Zeugnisses für frühen und späten Verkehr zwischen verschiedenen Völkern ihren historischen Werth so sehr beeinträchtigt haben.

Unter den Sagen, die unter abgelegen wohnenden Rassen

---

[1]) Hopkins, Hawaii; London, 1862, p. 67.

in Umlauf gefunden werden, giebt es außer den auf eine Sündfluth bezüglichen viele, welche wirklich durch uralte und tiefliegende Bande des Zusammenhangs mit biblischen Geschichten verknüpft scheinen, und die außerordentliche Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, einen großen Theil dieser alten Sagen von denen zu scheiden, die sich in neuern Zeiten unter christlichen Einflüssen entwickelt haben, ist ein sehr ernster Schade für die Urgeschichte. Immer noch ist es indeß besser, sich dem zu unterwerfen, als ethnologische Argumente auf Zeugniß zu gründen, welches die Probe der Kritik nicht bestehen kann. Dies Bedenken bezieht sich nicht allein auf biblische Geschichten. Erzählungen aus den Classikern und andern europäischen Quellen können durch Colonisten und Missionäre nach entfernten Ländern gebracht werden, und man darf es als allgemeine Regel aufstellen, daß Geschichten, die auf diese Weise in neuen Zeiten verpflanzt sein können, als selbständige Zeugnisse für frühzeitigen Verkehr zwischen verschiedenen Rassen, unter denen man sie findet, verworfen werden müssen. Sobald ein Zusammenhang zwischen zwei Völkern bereits durch Zeugnisse wahrscheinlich gemacht ist, die solchem Tadel nicht ausgesetzt sind, dann können derartige Geschichten als secundäres Zeugniß in Betracht gezogen werden, welches, sobald seine Richtigkeit einmal bewiesen ist, von außerordentlichen Interesse und Werthe sein kann.

Bevor wir zur Vergleichung einer Anzahl americanischer Mythen mit ihren Analogen in der alten Welt schreiten, ist vorauszuschicken, daß die Idee eines Zusammenhangs zwischen den Einwohnern America's und Asiens keineswegs auf einer jener vagen und nebelhaften Theorien beruht, die man nur zu oft als solide ethnologische Argumente hat passiren lassen. Die Forschungen Alexander von Humboldt's förderten vor einem halben Jahrhundert Zeugnisse zu Tage, welche wohl geeignet sind zu beweisen, daß die Civilisation Mexico's und diejenige Asiens wenigstens zum Theil einen gemeisamen Ursprung haben und daß daher die Bevölkerungen dieser Regionen,

wo nicht durch das Band der gemeinschaftlichen Abstammung und Blutsverwandtschaft, zum wenigsten durch directen oder indirecten Verkehr in vergangenen Zeiten verknüpft sind. Die stärkste Seite dieses Zeugnisses ist vielleicht die Aehnlichkeit der chronologischen Kalender. Nicht nur sind Namenreihen gleich unsern Zeichen des Thierkreises zur Bezeichnung von Zeitperioden benutzt, sondern solche Reihen sind auch in beiden Ländern mit einander oder mit Zahlen in einer complicirten, verkehrten und praktisch zwecklosen Weise combinirt, von der, welches auch ihr Ursprung sei, nicht wohl mit auch nur einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß sie selbständig von zwei verschiedenen Völkern ausgedacht sei. Die Theorie der successiven Zerstörungen und Erneuerungen der Welt am Ende langer Jahrcyclen wies Humboldt als ein anderes Band des Zusammenhangs zwischen Mexico und der alten Welt nach; und diese Uebereinstimmungen zwischen Nordamerica und Asien kann man füglich nur als Zeichen eines tiefgewurzelten Zusammenhangs ansehen, der noch viele andere Spuren neben diesen hinterlassen haben muß. Von Gebräuchen, deren Vorkommen ebenso in America wie in der alten Welt wohl von diesem Standpunkte aus zu erklären sein dürfte, ist bereits Einiges gesagt worden. Von den nord- oder südamericanischen Mythen, welche gewissen in Asien, Polynesien und anderwärts in der Welt erzählten Sagen sehr ähnlich sind, werden hier acht erörtert: Die Weltschildkröte, der vom Fisch verschlungene Mann, der Sonnenfänger, die Ersteigung des Himmels auf dem Baume, die Brücke der Todten, die Jugendquelle, der Schwanzfischer und der hinkende Teufel.

In der alten Welt gehört die Weltschildkröte besonders Indien an und die Idee hat sich dort in mannichfachen Formen entwickelt. Die Schildkröte, welche die Erde trägt, heißt im Sanskrit Kurmaraja, „König der Schildkröten", und die Hindu glauben bis diesen Tag, daß die Welt auf ihrem Rücken ruhe. Bisweilen trägt die Schlange Sescha die Welt auf

ihrem Kopfe oder ein Elephant hat sie auf seinem Rücken und beide, Schlange und Schildkröte, werden selbst von der großen Schildkröte unterstützt. Aus der Sündfluth gerettet, welche die Menschheit vernichtet, wird die Erde von der Schlange getragen, die auf der schwimmenden Schildkröte ruht, und eine Fluth wird abermals die Erde überströmen, wenn die Weltschildkröte, unter ihrer Bürde sinkend, in das große Gewässer hinabgeht. Als die Daityas und die Danavas die Milchsee butterten, um den Amrita, den Unsterblichkeitstrank, zu bereiten, nahmen sie den Berg Mandara zum Butterstock und die Schlange Vasuki war der Riemen, welcher darum gewunden und rückwärts und vorwärts gezogen ward, um den Berg in Bewegung zu setzen. In der Mitte der Milchsee diente Wischnu selbst in Gestalt einer Schildkröte als ein Pivot für den Berg während dieser umgeschwungen ward. [1])

Die Vorstellung, daß die Erde selbst eine mitten im Ocean schwimmende große Schildkröte sei, giebt Reinaud folgendermaßen an: „Nach Varaha-Mihira dachten sich die Indianer den bewohnten Theil der Welt in Gestalt einer auf dem Wasser schwimmenden Schildkröte; in diesem Sinne nennen sie die Welt Kaurma-Chakra, d. h. „das Rad der Schildkröte." [2]) Und die alten vedischen Bücher Indiens endlich, die so oft das

---

[1]) Boehtlingk und Roth, s. Art. Kurma. Wilson, s. v. Kurma-raja. Coleman, p. 12. Vans Kennedy, Researches; London, 1831, pp. 216, 243. Holwell, Historical Events etc., London, 1766—7, part II. p. 109. Falconer, in Proc. Zool. Soc., 1844. p. 86. Baldaeus, in Churchill's Voyages, vol. III. p. 848. Wilson, Vishnu Purana; London, 1840, p. 75. W. v. Humboldt (Kawi-Spr., Bd. I. p. 240) sagt in Bezug auf die Naga Padoha, die große Schlange, auf deren drei Hörnern die Welt ruht: „Es dünkt mich nicht unwahrscheinlich, daß die Idee eines welttragenden Elephanten der ganzen Sage [von der Schlange nämlich] zu Grunde liegt und daß der Doppelsinn des Sanskritwortes Naga, Elephant und Schlange, Verwirrung in die Geschichte gebracht hat."

[2]) Reinaud, Mémoire sur l'Inde; Paris, 1849 p. 116.

Mittel liefern, die üppigsten mythologischen Gebilde auf bloße kindliche Naturanschauungen zurückzuführen, geben, als wirklich in sehr frühen Zeiten existirend, die Originalidee, aus welcher sich die ganze Mythenreihe der Weltschildkröte entwickelt zu haben scheint. Für den Menschen, der auf der untersten Stufe der Naturkenntniß steht, ist die Erde eine flache Ebene, über welcher der Himmel gleich einer Kuppel steht, wie die gewölbte obere Schale der Schildkröte auf der flachen Platte darunter, und deshalb ist die Schildkröte das Symbol der Welt. Die Analogie anderer Begriffe von Himmel und Erde, z. B. daß sie durch die beiden Hälften der Schale von Brahma's Ei, oder durch die beiden mit einander verbundenen Flaschenkürbisse in der Mythologie der Yorubas in Africa gebildet seien,[1]) ist in der That genügend, uns zu der Meinung zu bringen, daß Obiges die ursprüngliche Bedeutung der Weltschildkröte war; die folgende Stelle aus Weber wird uns jedoch in Stand setzen, dem Gefolgerten Thatsächliches zu substituiren. „Die Erde wird in der Çatapatha Brahmana als die untere Schale (adharam kapalam) der Schildkröte Kurma gedacht, welche die dreifache Welt vorstellt.. Die obere Schale ist der Himmel, der zwischen den beiden Schalen liegende Leib ist die Atmosphäre (nabbas, antari-kscham), welche sie verbindet.“ [3])

Es finden sich in der alten Welt Sagen, welche Ueberreste der großen indischen Mythe von der Weltschildkröte zu sein scheinen, die aber, wie es mit Mythen so oft geschieht, wenn sie in ein Zeitalter herabgelangen, dem das Bewußtsein ihrer Bedeutung gänzlich verloren gegangen ist, zu bloßen Wundersagen ausgeartet sind. Es wird in der ersten Reise Sindbads

---

[1]) Pott, Anti-Kaulen; Lemgo, 1863, p. 68.

[2]) Weber, Indische Studien; Berlin, 1850 2c. Bd. I. S. 187. S. auch S. 81. Ich kann erwähnen, daß ich diese Auffassung als die wahrscheinliche Basis der Schildkrötenmythen bezeichnet habe, bevor mir dieses directe Zeugniß aus dem alten Indien vorlag. Die Coincidenz schützt eine solche Auslegung der Mythen gegen die Anschuldigung, daß sie weithergeholt und willkürlich sei.

erzählt, daß er und seine Gefährten, während sie vorwärts segelten, zu einer Insel gleich einem der Gärten des Paradieses kamen, dort ihr Schiff vor Anker legten, an Land gingen und Feuer anzündeten, um Speisen zu kochen. Aber die Insel war ein großer Fisch, auf dessen Rücken sich seit alter Zeit Sand angehäuft hatte und Bäume gewachsen waren, und als er das Feuer auf seinem Rücken fühlte, bewegte er sich und ging zum Meeresgrunde hinab. In El-Kazwini's Schilderung der Thiere des Wassers findet sich eine Version dieser Geschichte, welche das Geschöpf als eine große Schildkröte beschreibt; „die Schildkröte", sagt er, „ist ein See- und Landthier. Was die Seeschildkröte anlangt, so ist sie ungeheuer groß, so daß die Leute des Schiffes sie für eine Insel halten. Einer der Kaufleute hat Folgendes berichtet: Wir fanden in der See eine Insel aus dem Wasser ragen, worauf sich grüne Pflanzen befanden; und wir begaben uns dahin und gruben [Löcher für das Feuer], um zu kochen; darauf bewegte sich die Insel und die Seeleute sagten: Kommt an euren Platz; denn es ist eine Schildkröte und die Hitze des Feuers hat sie verletzt, laßt euch nicht von ihr hinwegführen! — Wegen der ungeheuren Größe ihres Körpers, sagt er, [nämlich der oben erwähnte Erzähler], nahm sie sich wie eine Insel aus; und weil sich im Laufe der Zeit Erde auf ihrem Rücken gesammelt hatte, war sie wie Land geworden und brachte Pflanzen hervor." [1])

Die auffällige Analogie zwischen den Schildkrötenmythen Nordamerika's und Indiens ist keineswegs eine Sache neuer Beobachtung, es wurde in der That schon vom Pater Lafitau vor beinahe anderthalbhundert Jahren darauf aufmerksam gemacht. [2]) Drei Hauptzüge der asiatischen Sagen finden sich unter den nordamericanischen Indianern in der vollsten und klarsten Entwickelung. Die Erde wird auf dem Rücken einer

---

[1]) Lane, The Thousand and One Nights; London, 1859, vol. III. pp. 6, 79.

[2]) Lafitau, vol. I. p. 99.

ungeheuren Schildkröte getragen, die Schildkröte sinkt unter Wasser und verursacht eine Ueberschwemmung, und die Schildkröte wird als die Erde selbst aufgefaßt, die auf der Oberfläche der Tiefe schwimmt.

Im vorigen Jahrhundert bemerkte der mährische Missionär Loskiel bezüglich der nordamericanischen Indianer: „Einige meinen, die Erde schwimme in der See oder eine ungeheure Schildkröte trage die Welt auf ihrem Rücken." [1]) Schoolcraft, eine unübertroffene Autorität in Betreff indianischer Mythologie in seinem eigenen Gebiete, bemerkt, die Schildkröte sei „ein Gegenstand hoher Achtung, so weit die indianische Erinnerung reicht. Sie wird stets als ein Symbol der Erde betrachtet und wie eine Mutter angeredet." In der irokesischen Mythologie gab es eine Himmelsfrau, welche Atahentsik hieß und einer von den sechs Himmelsmännern verliebte sich in sie. Als es entdeckt wurde, ward sie auf die Erde herabgeworfen und auf dem Rücken einer großen auf dem Wasser liegenden Schildkröte aufgenommen, wo sie von Zwillingen entbunden ward. Der eine war der „Gute Geist", der andre der „Böse Geist", und so kamen die beiden großen Mächte des indianischen Dualismus, das Gute und Böse Princip, in die Welt und die Schildkröte dehnte sich aus und ward die Erde, [2]) oder, wie es anderwärts erzählt wird, die Otter und die Fische rührten den Schlamm am Grunde des Oceans auf und bildeten, indem sie ihn rings um die Schildkröte heraufzogen, eine kleine Insel, welche sich allmählich vergrößerte und so die Erde ward. [3]) Pater Charlevoix theilt zwei verschiedene Versionen der Erzählung mit. In dem einen Falle ist es Taronyawagon, der Himmelskönig, welcher seiner Frau einen so gewaltigen Stoß gab, daß sie aus dem Himmel auf die Erde hinabflog und auf den Rücken einer Schildkröte fiel, welche,

---

[1]) Loskiel, Thl. I. S. 30.

[2]) Schoolcraft, part I. pp. 316, 390.

[3]) Coleman, p. 15.

die Gewässer der großen Fluth mit ihren Füßen zertheilend, endlich die Erde entblößte und die Frau an den Fuß eines Baumes trug, wo sie Zwillingssöhne gebar, und der ältere, welcher Tawiskaron hieß, tödtete seinen jüngern Bruder. In einem andern Falle lautet die Erzählung wie diejenige Schoolcrafts. [1]) Catlin fand eine Sage unter den Mandanen, welche die nämliche Vorstellung von der Weltschildkröte hat, aber durch die Verschiedenheit der Nebenumstände zeigt, daß sie in America nicht ein bloßer Theil einer besondern Geschichte, sondern eine mythologische Conception war, die zu einer unbeschränkten Anzahl manichfacher Mythen verarbeitet werden konnte. Nach der Sage, welche Catlin von dem Mandanendoctor vernahm, war die Erde eine große Schildkröte, welche Koth auf ihrem Rücken trug, und ein Stamm von Leuten, die nun todt sind und deren Gesichter weiß waren, pflegten sehr tief in diesen Boden zu graben, um Dachse zu fangen. Eines Tages stachen sie ein Messer durch die Schale der Schildkröte und sie sank und sank, bis das Wasser über ihren Rücken strömte und alle mit Ausnahme eines Mannes ertranken. [2])

Die Mythe von der Weltschildkröte gehört unter diejenigen, die hinsichtlich der Vergleichung asiatischer und americanischer Mythologie den großen Werth haben, daß sie nicht den geringsten Anhalt für die Annahme lassen, daß dieselbe durch moderne Europäer aus der alten nach der neuen Welt gebracht worden sei. Indeß ist, selbst aus den soeben angeführten Sagen zu erkennen, daß ihr in America Umstände und Ideen beigemischt sind, die der europäischen Anschauungsweise mehr entsprechen; und übrigens können schon die nur in Bezug auf die Weltschildkröte erzählten Sagen dazu dienen, einen Blick auf das ungeheure mythologische Feld zu gewähren, welches in den Traditionen der rothen Indianer zur Bearbeitung bereit liegt. Die Sündfluth, Kain und Abel, Ahriman und

---

1) Charlevoix, vol. VI. pp. 65, 146.

2) Catlin, vol. I. p. 181.

Ormuzd, Romulus und Remus, alle haben ihre Analogien unter den Sagen dieser wilden Jäger. In der Geschichte, welche Charlevoix unmittelbar vor der oben angeführten erzählt, findet sich Noah's Rabe und Pandora's Büchse.

Wir kommen nun zu der Sage von dem vom Fische verschlungenen Manne. In dem Chippewa-Märchen vom kleinen Monedo wird erzählt, es sei einst ein kleiner Knabe von winziger Gestalt gewesen, der mit den Jahren nicht größer wurde, aber ungeheure Kraft gewann. Er hatte bereits verschiedene wunderbare Thaten verrichtet, als er eines Tages in den See watete und rief: „Du mit den rothen Floßfedern, komm und verschlinge mich." Alsbald kam dieser ungeheure Fisch und verschlang ihn, und er, der seine Schwester in Verzweiflung am Ufer stehen sah, rief ihr zu, und sie band einen alten Mocassin an eine Schnur, die sie an einen Baum am Rande des Wassers befestigte. Der Fisch sprach zu dem kleinen Manne unterm Wasser: „Was schwimmt da?" Der kleine Mann sagte zum Fische: „halt es fest und verschling' es, so schnell du kannst." Der Fisch schoß auf den alten Schuh hin und verschlang ihn; der kleine Mann lachte im Stillen, sagte aber nichts, bis der Fisch gehörig gefangen war. Dann ergriff er die Leine und zog sich selber an den Strand. Als die Schwester den Fisch aufzuschneiden begann, hörte sie aus dem Innern des Fisches ihres Bruders Stimme, der ihr zurief, ihn herauszulassen; so machte sie denn ein Loch und er kroch durch und hieß sie den Fisch aufschneiden und trocknen, denn er werde sie eine lange Zeit ernähren. [1])

In der alten Welt erzählt die Hindu-Sage von Saktideva, es sei einst eines Königs Tochter gewesen, die keinen andern als den Mann heirathen wollte, der die Goldene Stadt gesehn hätte, und Saktideva liebte sie; so machte er sich denn auf, die Welt zu durchreisen, indem er jemand suchte, der ihm sagen könnte, wo diese Goldene Stadt sei. Im Laufe seiner

---

[1]) Schoolcraft, part III. pp. 318—20.

Reisen schiffte er sich an Bord eines nach der Insel Utsthala bestimmten Schiffes ein, wo der König der Fischer wohnte, der, wie Saktidewa hoffte, ihn zurechtweisen würde. Auf der Seefahrt erhob sich ein großer Sturm und das Schiff ging in Stücke, aber ein großer Fisch verschlang Saktideva auf einmal. Durch die Macht des Schicksals getrieben, ging darauf der Fisch nach der Insel Utsthala und dort fingen ihn die Diener des Königs der Fischer, und der König, der sich über seine Größe wunderte, ließ ihn aufschneiden, und Saktideva kam unverletzt heraus, um andre Abenteuer zu bestehen und endlich die Goldene Stadt zu sehen, und zu heirathen, nicht allein die Prinzessin, sondern auch noch ihre drei Schwestern. [1])

Die Analogie dieser merkwürdigen Märchen mit dem Hauptereignisse des Buches Jonas ist augenfällig und es könnte scheinen, als sei diese sehr alte Erzählung vielleicht die directe Quelle des einen oder auch beider; was Data anlangt, so ist die americanische Erzählung erst in neuer Zeit aufgezeichnet worden und selbst das Hindu-Märchen rührt nur aus einer Sanskritsammlung des Mittelalters her. Beide stimmen aber in ihrer Abweichung von der Geschichte Jonas' überein, indem der Fisch aufgeschnitten wird, um den Mann herauszulassen. Etwas dem sehr Aehnliches kommt in der Mythe vom polynesischen Sonnengott Maui vor. Er ward am Seestrande geboren und seine Mutter warf ihn in den Schaum der Brandung; da umschlang ihn das Seegras mit seinen langen Flechten und die weichen Schleimfische wickelten sich um ihn, um ihn zu schützen, während er wieder gegen das Ufer getrieben ward, und sein großer Urahn, der Himmel, Tama-nui-ki-te-Rangi, sah die Fliegen und die Vögel in Haufen und Schwärmen versammelt, und eilte und löste die einwickelnden Schleimfische, und siehe, da lag darin ein menschliches Wesen; so nahm denn der alte Mann das Kind und trug es heim. [2]) Da der

---

[1]) Somadeva Bhatta, vol. II. pp. 118—184.
[2]) Grey, Polynesian Mythology, pp. 18, 31.

polynesische Maui unter die deutlichsten und completesten Personificirungen der Sonne gehört, so hat Schirren's Argument viel für sich, nämlich daß die Bedeutung dieser Sage sei: Befreiung der Sonne durch den Himmel während der Dämmerung von der Erde, welche sie während der Nacht bedeckt;[1]) denn man muß sich hier erinnern, daß es eine der hervorragendsten Ideen der polynesischen Mythologie ist, daß die Erde ein ungeheurer Fisch sei, den Maui mit seiner Leine vom Boden des Meeres heraufzieht, und daß Maui's Tod, der Sonnenuntergang, in jener Sage erzählt wird, wo er in den Mund seiner großen Urahne Hine-nui-te-po kriecht, den man leuchten und sich gleichsam öffnen und schließen sehn kann, wo der Horizont den Himmel berührt; dahinein kroch Maui und starb. Und nicht nur würde eine solche Erklärung des Märchens vom rothindianischen „Däumling" eine passende sein, da er, wie so viele Personificirungen der Sonne in andern Ländern, ein Riesentödter ist, sondern derselbe erscheint auch weiter unten als der Sonnenfänger in einer klaren deutlichen Sonnenmythe. In einer gründlichen Erörterung dieser Gruppe von Sagen würde es nothwendig sein, deren Verhältniß zu erforschen zu den europäischen Erzählungen vom Däumling, den die Kuh verschlang und der unverletzt herauskam, und vom kleinen Rothkäppchen, das der Wolf verschlang und das lebendig herauskam, als ihn der Jäger aufschnitt.[2])

In der nächsten Mythe, derjenigen vom Sonnenfänger, erscheint der polynesische Sonnengott Maui wieder. Er begann zu denken, es werde zu bald nach dem Aufgehen der Sonne wieder Nacht und die Sonne sänke zu bald wieder unter den Horizont, jeden Tag, jeden Tag; so daß er endlich zu seinen Brüdern sagte: „Laßt uns nun die Sonne in einer Schlinge fangen, auf daß wir sie zwingen sich langsamer zu bewegen, damit die Menschheit lange Tage erhält, um zu arbeiten sich

---

[1]) Schirren, S. 143—44. Die Sage ist jedoch sehr unrichtig erzählt.

[2]) J. und W. Grimm, Märchen, Bd. I. S. 142, 198.

Lebensmittel zu verschaffen." Sie begannen zu spinnen und Seile zu drehen zu einer Schlinge, die Sonne darin zu fangen, und solchergestalt wurde die Kunst des Seilmachens erfunden. Und Maui nahm seine gefeiete Waffe, die gleich derjenigen Simson's ein Kinnbacken war, der Kinnbacken seiner Ahne Muri-ranga-whenua, und er und seine Beüder machten sich auf die Reise durch die Wüste, bis sie weit, weit ostwärts gerade an den Rand des Ortes kamen, aus welchem die Sonne aufsteigt. Dort legten sie die Schlinge und endlich kam die Sonne herauf und steckte ihren Kopf und ihre Vorderpfoten durch dieselbe; da zogen die Brüder die Seile zu und hielten sie fest, und Maui stürzte mit seiner Zauberwaffe auf sie. Ach! die Sonne schreit laut, sie brüllt; Maui schlägt sie heftig mit vielen Streichen; sie halten sie eine lange Zeit fest, endlich lassen sie sie gehen, und darauf kriecht die Sonne, durch Wunden ermattet, langsam ihre Bahn entlang. [1]) Eine andre Version der Geschichte wurde auf den Samoanen-Inseln aufgezeichnet. Es war einmal ein Mann der, gleich den weißen Leuten, obwohl man damals noch nichts von Pfeifen, Musketen oder Priestern gehört hatte, sich niemals mit dem begnügen konnte, was er hatte; Pudding war ihm nicht gut genug und er plagte seine Familie bis aufs Blut mit seinen neuen Mitteln und Ideen. Endlich beschloß er, sich ein Haus von großen Steinen zu bauen, das ewig dauern sollte; so stand er denn früh auf und mühte sich spät, aber die Steine waren so schwer und so weit entfernt und die Sonne ging so schnell herum, daß er nur sehr langsam vorrückte. Eines Abends lag er wach und er dachte und dachte und es fiel ihm ein, daß er, da die Sonne nur auf einer Straße zu kommen vermochte, sie aufhalten und festhalten könnte, bis das Werk vollendet wäre. So stand er denn vor Tagesanbruch auf, ging in seinem Canoe hinaus, als die Sonne aufging, und warf ihr ein Seil um den Hals; doch nein, die Sonne marschirte vorwärts und

[1]) Grey, Polynesian Mythology, pp. 35—8.

verfolgte ihren Lauf ungehemmt. Er stellte Netze über den Ort, wo die Sonne aufging, er verwendete alle seine Matten, sie aufzuhalten, aber vergebens; die Sonne ging vorwärts und lachte in heißen Winden zu all seinen Anstrengungen. Inzwischen stand der Hausbau still und der Erbauer verzweifelte schier. Der große Itu aber, der gewöhnlich auf seinen Matten liegt und sich ganz und gar nicht um diejenigen kümmert, die er gemacht hat, wandte sich endlich und hörte sein Geschrei, und weil er ein guter Krieger war, sendete er ihm Hilfe. Er ließ die Facehere, eine Kriechpflanze, wachsen und der arme Mann sprang wieder auf vom Boden neben seinem Hause, wo er in Verzweiflung gelegen hatte. Er nahm sein Canoe und machte eine Schlinge aus der Kriechpflanze. Es war die schlechte Jahreszeit, wo die Sonne matt und schwerfällig ist; so kam sie herauf, halb im Schlafe und müde und sah sich nicht um, sondern steckte ihren Kopf in die Schlinge. Sie zog und zerrte heftig, aber Itu hatte die Schlinge zu stark gemacht. Der Mann baute sein Haus — die Sonne weinte und weinte, bis die Insel Savai beinahe ertränkt war; aber man ließ sie ihren Lauf nicht eher wieder fortsetzen, als bis der letzte Stein gelegt war. Niemand kann den Facehere zerreißen. Er ist Itu's Strick. [1])

Andere Versionen dieser Episode in der großen Maui-Mythe sind auf den Inseln des Stillen Meers aufgezeichnet worden, [2]) und eine gleiche Manichfaltigkeit findet sich in den entsprechenden Erzählungen aus Nordamerica. Unter den Ojibwas ist der Sonnenfänger offenbar die nämliche Person, wie der vom Fische verschlungene Knabe in der vorigen Sagengruppe. Zur Zeit als die Thiere auf der Erde herrschten, hatten sie alle getödtet, ausgenommen ein Mädchen und ihren kleinen Bruder, und diese beiden lebten in Furcht und Zurück-

---

[1]) Walpole, Four Years in the Pacific, vol. II. p. 375.

[2]) Turner, Polynesia, pp. 245, 248. Tyerman & Bonnet, vol. II. p. 40; s. auch vol. I. p. 433. Ellis, Polyn. Res. vol. II. p. 415.

gezogenheit. Der Knabe wuchs nie größer als ein kleines Kind und seine Schwester pflegte ihn mit sich hinaus zu nehmen, wenn sie ging, Vorrath für das Hüttenfeuer zu holen, denn er war zu klein, allein gelassen zu werden; ein großer Vogel hätte mit ihm hinwegfliegen können. Eines Tages machte sie ihm einen Bogen und Pfeile und hieß ihn sich verstecken, wo sie Holz gehauen hatte, und wenn die Schneeammern kämen, die Würmer aus dem Holze zu picken, sollte er eine schießen. Diesen Tag versuchte er vergebens eine zu tödten, aber den nächsten, gegen Abend, hörte sie seine kleinen Fußtritte auf dem Schnee; er brachte einen Vogel mit und sagte seiner Schwester, sie sollte die Haut abziehen und den halben Vogel auf einmal in das Gemüse thun, denn bis dahin hatten die Menschen noch nicht angefangen animalische Nahrung zu essen, sondern nur von Vegetabilien gelebt. Endlich hatte der Knabe zehn Vögel getödtet und seine Schwester machte ihn ein Röckchen von den Häuten. „Schwester", sagte er eines Tags, „sind wir allein in der Welt? Ist sonst niemand am Leben?" Darauf erzählte sie ihm, daß diejenigen, die sie fürchteten und die ihre Verwandten umgebracht hatten, in einer gewissen Gegend lebten und daß er sich hüten müsse, diesen Weg einzuschlagen; dies machte ihn jedoch erst begierig zu gehen, und er nahm seinen Bogen und Pfeile und brach auf. Als er eine lange Zeit gewandert war, legte er sich auf einen Hügel, wo die Sonne den Schnee geschmolzen hatte, und schlief fest ein; aber während er schlief, brannte die Sonne so heiß auf ihn, daß sein Vogelhautrock ganz versengt und verschrumpft ward. Als er erwachte und seinen Rock verdorben fand, gelobte er, sich an der Sonne zu rächen und hieß seine Schwester ihm eine Schlinge machen. Sie machte ihm eine von Hirschsehnen und dann auch eine von ihrem eigenen Haar, aber sie taugten nicht. Endlich brachte sie ihm eine, die recht war; er zog sie zwischen seinen Lippen durch und während er zog, ward sie ein rother Metallstrick. Mit diesem brach er ein wenig nach Mitternacht auf und befestigte seine Schlinge an einem Orte genau da, wo

die Sonne das Land treffen mußte, während sie sich über die Erdscheibe erhob, und er fing richtig die Sonne, so daß sie im Stricke festgehalten war und nicht aufging. Die Thiere, welche die Erde beherrschten, geriethen alsbald in eine große Bewegung. Sie hatten kein Licht. Sie versammelten sich, um die Sache zu berathen und jemand zu ernennen, der hingehn und den Strick zerschneiden sollte, denn dies war ein sehr gefährliches Unternehmen, da die Sonnenstrahlen jeden verbrennen konnten, der so nahe kam. Endlich unternahm es das Murmelthier, denn das Murmelthier war damals das größte Thier in der Welt. Wenn es sich aufrichtete, sah es wie ein Berg aus. Als es zu der Stelle kam, wo die Sonne in der Schlinge war, begann es von der heftigen Hitze zu rauchen und zu brennen und der obere Theil seines Leibes verwandelte sich in ungeheure Aschenhaufen. Es gelang ihm indeß, den Strick mit seinen Zähnen zu zerschneiden und die Sonne zu befreien, aber es war auf einen sehr kleinen Umfang reducirt und ist seitdem immer so geblieben. [1])

In diesem nordamericanischen Märchen haben wir den Sonnenfänger der Südseeinseln verbunden mit einem Theile unsers eigenen „Hans und der Bohnenstängel.“ Wie Hans trotz seiner Mutter Bitten die Leiter hinaufsteigt, die ihn zur Wohnung des Riesen bringen soll, der seinen Vater tödtete, so mag der Knabe des americanischen Märchens nicht auf seiner Schwester Zureden achten, sondern geht die Feinde aufzusuchen, die seine Verwandten erschlagen hatten. In den nächsten zwei Versionen, gleichfalls aus Nordamerica, kommt der Fall vor, daß einen Baum hinauf nach dem Lande im Himmel gegangen wird, wie Hans seinen Bohnenstengel emporgeht. Und in allen drei wird die Befreiung der gefangenen Sonne in einer Geschichte erzählt, wovon die europäische Fabel vom Löwen und der Maus ein bloßer moralisirter Ueberrest sein könnte.

---

[1]) Schoolcraft, Onéota; New York & London, 1845, p. 75. Vergl. das im elften Capitel über diesen Gegenstand Bemerkte.

In der im siebzehnten Jahrhundert vom Missionär Paul Le Jeune unter den Wyandots gefundenen Sage wird erzählt, es sei ein Kind gewesen, dessen Vater von einem Bären und dessen Mutter vom Großen Hasen getödtet und gegessen wurde; eine Frau kam und fand das Kind und adoptirte es als ihren kleinen Bruder, indem sie ihn Chakabech nannte. Er wuchs nicht größer als ein Säugling, aber er war so stark, daß ihm die Bäume als Pfeile für seinen Bogen dienten. Als er die Mörder seiner Eltern getödtet hatte, wünschte er zum Himmel hinauf zu gehen und klomm einen Baum hinan; dann blies er auf denselben und er wuchs und wuchs, bis er zum Himmel hinaufkam, und da fand er ein schönes Land. Daher ging er hinab, seine Schwester zu holen, indem er unterwegs Hütten baute, worin sie wohnen sollte; er brachte sie den Baum hinauf in den Himmel und dann brach er den Baum tief unten ab; daher kann niemand auf diesem Wege zum Himmel hinauf gehn. Darauf ging Chakabech aus und legte seine Schlingen für Wild, als er aber in der Nacht aufstand, um nach ihnen zu sehen, fand er Alles brennend, und er ging zurück zu seiner Schwester, es ihr zu sagen. Da sagte sie ihm, er müsse die Sonne gefangen haben, die während ihres Laufs in der Nacht unversehens in die Schlinge gerathen sein müsse, und als Chakabech hinging um nachzusehen, fand er es so; aber er wagte nicht nahe genug zu gehen, um die Sonne heraus zu lassen. Zufällig fand er aber ein Mäuschen und blies darauf, bis es so groß wurde, daß es die Sonne in Freiheit setzen konnte, die ihren Weg nun wieder verfolgte; aber während sie in der Schlinge festgehalten war, blieb hier unten auf der Erde der Tag aus.[1])

Die erste und zweite americanische Version des Sonnenfängers kommt aus der Nähe der großen Seen, die dritte aber

---

[4]) Le Jeune (1637) in Relations des Jésuites dans la Nouvelle-France; Quebec, 1858, vol. I. p. 54. Schoolcraft, part. III. p. 320.

findet sich unter den Dogrib-Indianern im fernen Nordwesten, dicht bei den Eskimos, die längs der nördlichen Küste wohnen. Als Chapewee nach der großen Fluth die Erde formte und die Thiere aus seinem Canoe darauf landen ließ, „pflanzte er ein Stück Holz auf, das zu einem Fichtenbaume ward und mit erstaunlicher Schnelligkeit wuchs, bis sein Gipfel den Himmel erreichte. Ein Eichhörnchen lief diesen Baum hinauf und wurde von Chapewee verfolgt, der sich bemühte, es niederzuschlagen, es aber nicht einholen konnte. Er setzte die Jagd indeß fort, bis er die Sterne erreichte, wo er eine schöne Ebene und eine gebahnte Straße fand. Auf dieser Straße legte er eine aus seiner Schwester Haar gemachte Schlinge und kehrte darauf zur Erde zurück. Die Sonne erschien wie gewöhnlich am Himmel zur Morgenzeit; zu Mittag aber wurde sie in der Schlinge gefangen, die Chapewee für das Eichhörnchen gelegt hatte, und der Himmel wurde sofort verdunkelt. Darauf sagte Chapewee's Familie zu ihm: Du mußt etwas unrechtes gethan haben, als du oben warst, denn wir erfreuen uns nicht mehr des Tageslichts. „Ich that unrecht," erwiederte er, „aber es geschah unabsichtlich." Chapewee bemühte sich darauf, den begangenen Fehler gut zu machen und schickte eine Anzahl Thiere den Baum hinauf, um die Sonne durch Zerschneiden der Schlinge zu befreien, aber die heftige Hitze dieser Leuchte verwandelte sie alle in Asche. Nachdem die Anstrengungen der gewandtern Thiere solchergestalt vereitelt waren, glückte es einem Maulwurfe, obwohl er ein so kriechendes und linkisches Thier ist, indem er sich unter der Straße im Himmel durchwühlte, bis er die Schlinge erreichte und zerschnitt, welche die Sonne festhielt. Er büßte indeß seine Augen sogleich ein, als er den Kopf ins Licht emporstreckte und seine Nase und Zähne sind seitdem stets braun gewesen, als wären sie verbrannt." [1])

Der Ursprung der Sage vom Sonnenfänger ist noch nicht

---

[1]) Richardson, Narr. of Franklin's Second Exp.; London, 1828, p. 291.

klar, wahrscheinlich aber wird sich irgend ein unzweideutiges Zeugniß zu ihrer Erklärung finden. Es kann hier bemerkt werden, daß sich in der alten Welt die Idee findet, wie die Sonne mit einem Stricke gebunden worden, um sie aufzuhalten. In Reineke Fuchs wird der Tag mit einem Seile gebunden und seine Bande lassen ihn nur langsam vorrücken. In einem ungarischen Märchen werden Mitternacht und Dämmerung gebunden, so daß sie sich gegen die Menschen nicht weiter erstrecken können. [1]) Diese Vorstellung gemahnt stark an die peruanische Sage vom Inka, welcher die Prätension der Sonne, die Vollbringerin aller Dinge zu sein, leugnete, da sie, wenn sie frei wäre, andere Theile des Himmels besuchen würde, wo sie niemals gewesen. Sie ist, sagte der Inka, wie ein gebundenes Thier, welches in der nämlichen Bahn immer rundum läuft. [2])

Die Sage von der Himmelsersteigung mit Hilfe des Baumes ist soeben in zwei ihrer americanischen Versionen [3]) angeführt worden, welche man zu Zeiten, die um zwei Jahrhunderte auseinanderliegen, und unter Stämmen aufgezeichnet hat, die nicht nur fern von einander wohnen, sondern auch Sprachen zwei verschiedener Familien sprechen, und dennoch enthalten beide Versionen auch die Sage vom Sonnenfänger. Eine weitere Untersuchung der Geschichte von Hans und dem Bohnenstengel und der analogen Märchen, welche durch die malayischen und polynesischen Gebiete und Nordamerica verbreitet sind, wird die weiten Verzweigungen einer mythischen Episode zur Anschauung bringen, die sich weit und breit in je-

---

[1]) Grimm, D. M., S. 706. S. Steinthal, die Sage von Simson, in Lazarus und Steinthals Zeitschrift, Berlin, 1862, Bd. II. S. 141.

[2]) Garcilaso de la Vega, part I. VIII. 8. S. auch Acosta, Hist. del Nuevo Orbe, Cap. V.

[3]) S. auch Schoolcraft, part. III, p. 547; part I. pl. 52, p. 378.

nen so verschiedenen Regionen üppig entwickelt hat, obwohl sie in der europäischen Sagenwelt so dürftig vertreten ist.

Es war einmal eine arme Wittwe, und sie hatte einen Sohn, und sein Name war Hans. Eines Tages schickte sie ihn, die Kuh zu verkaufen, als er aber einige Bohnen von hübscher Farbe beim Fleischer sah, war er so entzückt darüber, daß er die Kuh dafür hingab und seinen Preis im Triumphe heimbrachte. Als die arme Mutter die Bohnen sah, die Hans heimgebracht hatte, warf sie dieselben weg und sie wuchsen und wuchsen, bis sie am nächsten Morgen gerade bis in den Himmel hinauf gewachsen waren. So kletterte denn Hans, freilich gegen den Willen seiner Mutter, hinauf, und sah die Fee, und ging zum Hause des Riesen, der seinen Vater getödtet hatte, und stahl die Henne, welche die goldnen Eier legte, und that verschiedene andre wunderbare Dinge, bis ihm endlich der Riese nachgelaufen kam und ihm am Bohnenstengel hinab folgte; aber Hans hatte gerade noch Zeit, die Leiter durchzuschneiden und der böse Riese stürzte köpflings in den Brunnen, worin er ertrank.

So lautet das alte Ammenmärchen von Hans und dem Bohnenstengel. Merkwürdig ist, daß es sich in England findet und dennoch unter den übrigen Völkern unserer Rasse in Europa nicht allgemein ist. Mr. Campbell sagt, es sei nicht bekannt in den schottischen Hochlanden, während in Deutschland Wilhelm Grimm es nur mit zwei armseligen Geschichtchen vergleicht, wovon das eine offenbar eine mit dem englischen Märchen verwandte Version und das andere *vielleicht* eine solche ist, beide aber sind der Wiederholung hier nicht werth. [1])

In einer andern americanischen Tradition, die unter den Mandanen erzählt wird, erfolgt das Aufsteigen nicht von der Erde zum Himmel, sondern aus den unterirdischen Regionen nach der Oberfläche. In der Beschreibung der Expedition

---

[1]) J. und W. Grimm, Märchen, Bd. II. S. 133; Bd. III. S. 193, 321.

Lewis' und Clarke's wird sie erzählt wie folgt. „Ihr Glaube an einen künftigen Zustand hängt mit dieser Tradition von ihrem Ursprunge zusammen: Die ganze Nation wohnte in einem großen unterirdischen Dorfe bei einem unterirdischen See; ein Weinstock erstreckte seine Wurzeln bis zu ihrer Wohnung hinab und gab ihnen einen Anblick des Lichts: einige der Verwegensten kletterten den Weinstock hinauf und waren entzückt vom Anblick der Erde, welche sie mit Büffeln bedeckt und reich an allerlei Früchten fanden; als sie mit den Trauben, die sie gesammelt hatten, zurückkehrten, gefiel der Geschmack derselben ihren Landsleuten so wohl, daß die ganze Nation beschloß, ihren düstern Wohnsitz zu verlassen und mit den Reizen der obern Region zu vertauschen; Männer, Weiber und Kinder stiegen mit Hilfe des Weinstocks empor; als aber die halbe Nation die Oberfläche der Erde erreicht hatte, zerriß eine corpulente Frau, als sie an der Rebe emporkletterte, dieselbe durch ihre Last und schloß sich selbst und den Rest der Nation vom Lichte der Sonne aus. Diejenigen, die auf der Erde blieben, bauten ein Dorf unten, wo wir die neun Dörfer sahen; und wenn die Mandanen sterben, erwarten sie zu den ursprünglichen Sitzen ihrer Väter zurückzukehren; die Guten erreichen das Dorf mit Hilfe des Sees, über welchen die Bösen ihrer Sündenlast wegen nicht gelangen können." [1])

Die Reihe malayo-polynesischer Sagen, welche vom Aufklettern von der Erde nach dem Himmel mittels eines Baumes oder einer rebenartigen Pflanze sprechen, läßt überdies die Einheit der Inselmythologie von Borneo bis Neuseeland deutlich hervortreten. Das Dayak-Märchen von dem Manne, der in den Himmel hinaufging und Reis herabbrachte, ist bereits angeführt worden. Mr. St. John erzählt es in folgender Weise: „Vor Zeiten einmal, als die Menschen nichts zu essen hatten als eine Art eßbaren Schwammes, der auf faulenden

[1]) Lewis & Clarke, p. 139. Catlin, vol. I. p. 178. S. Loskiel, S. 31.

Bäumen wuchs, und als es kein Getreide gab, des Menschen Herz zu erfreuen und zu stärken, begab sich eine Anzahl Dayaks zur See, unter denen sich ein Mann Namens Si Jura befand, dessen Nachkommen bis diesen Tag im Dayakdorfe Simpok leben. Sie segelten eine Zeitlang vorwärts, bis sie an einen Ort kamen, wo sie das ferne Brausen eines großen Strudels hörten und zu ihrem Staunen vor sich einen ungeheuren im Himmel gewurzelten Fruchtbaum sahen, dessen herabhängende Zweige die Wellen berührten. Von seinen Gefährten aufgefordert, kletterte Si Jura unter dessen Zweige, um die reichlich vorhandenen Früchte zu sammeln, und als er dort war, fühlte er sich versucht, den Stamm zu ersteigen und nachzusehen, wie der Baum in dieser Position wuchs. Er that dies und kam endlich so hoch, daß seine Gefährten im Boote ihn aus dem Gesicht verloren und, nachdem sie eine gewisse Zeit gewartet, mit Früchten beladen ruhig hinwegsegelten. Als er von seiner hohen Position hinunterblickte und seine Freunde absegeln sah, wußte Si Jura sich nicht anders zu helfen, als weiter zu klettern, indem er einen Ruheplatz zu erreichen hoffte. Er kletterte daher beharrlich höher und höher, bis er die Wurzeln des Baums erreichte und dort fand er sich in einem neuen Lande — dem der Pleiaden. Dort traf er ein Wesen in Menschengestalt, Namens Si Kira, der ihn mit nach seinem Hause nahm und gastfrei bewirthete. Die Speise, die er ihm bot, war ein Gericht weicher weißer Körner — gekochter Reis. „Iß", sagte Si Kira. „Was? diese kleinen Maden?" erwiederte Si Jura. „Es sind keine Maden, sondern gekochter Reis;" und alsbald erklärte Si Kira den Prozeß des Pflanzens, Jätens, Einerntens, sowie des Stoßens und Kochens des Reises. . . . So aß sich denn Si Jura satt und nach dem Essen gab ihm Si Kira Samen von drei Reisarten, unterrichtete ihn, wie er den Wald zu fällen und niederzubrennen, desgleichen wie er zu pflanzen, jäten und ärnten, auch Omen von den Vögeln zu nehmen und Aerntefeste zu feiern habe;

und dann ließ er ihn an einem langen Seile wieder zur Erde unfern von seines Vaters Hause nieder." [1])

In der malayischen Insel Celebes findet man eine Sage, welche die Geschichte von der Himmelspflanze, jedoch in anderm Zusammenhange erzählt. Es ist in der That eine Sage von nicht gewöhnlichem Interesse, weil sie die alte europäische Sage vom Schwanenrock [2]) in Verbindung mit einer ebenso unverkennbaren Version eines auch unter den Eingebornen Neuseelands erzählten Märchens bringt. Sieben himmlische Nymphen kamen vom Himmel herab um zu baden, und sie wurden von Kasimbaha gesehn, der zuerst meinte, sie seien weiße Tauben, aber im Bade sah er, daß es Mädchen waren. Da stahl er eines der dünnen Gewänder, das den Nymphen ihre Fähigkeit zu fliegen verlieh, und so fing er Utahagi, die eine deren Kleid er gestohlen hatte, und er nahm sie zum Weibe und sie gebar ihm einen Sohn. Nun hieß sie aber Utahagi von einem einzigen weißen Haar, das sie hatte, welches mit magischer Kraft begabt war, und dies Haar riß ihr Gemahl aus. Sobald er es gethan hatte, erhob sich ein großer Sturm und Utahagi ging in den Himmel hinauf. Das Kind schrie nach seiner Mutter und Kasimbaha war in großer Sorge und sann hin und her, wie er Utahagi in den Himmel hinauf folgen könnte. Da nagte eine Ratte die Dornen von den Rattans ab und mittels derselben kletterte er, seinen Sohn auf dem Rücken, aufwärts, bis er zum Himmel kam. Dort zeigte ihm ein kleiner Vogel das Haus Utahagi's und nach

---

[1]) St. John, vol. I. p. 202.

[2]) In der Völundarqvitha — um von zahlreichen Beispielen eines zu erwähnen — sitzen drei Frauen am Strande mit ihren Schwanenröcken neben ihnen, bereit sich in Schwäne zu verwandeln und hinwegzufliegen. Oder drei Tauben fliegen herab zu einer Quelle und werden Jungfrauen, sobald sie die Erde berühren. Wielant nimmt ihre Kleider und will sie ihnen nicht zurückgeben, bis eine einwilligt, seine Frau zu werden, u. s. w. Grimm, D. M., S. 398—402.

mancherlei Abenteuern schlug er seinen Wohnsitz unter den Göttern auf.[1])

Die Entfernung von Celebes bis Neuseeland beträgt achthundert geographische Meilen, aber unter den Maoris findet sich ein Märchen, welches ohne Zweifel gemeinschaftlichen Ursprungs mit vorstehendem ist. Es war einmal ein großer Häuptling Namens Tawhaki, und ein Mädchen vom Geschlechte der Himmlischen, deren Name Tango-tango war, hörte von seiner Tapferkeit und seiner Schönheit und kam zur Erde herab, sein Weib zu werden, und sie gebar ihm eine Tochter. Als aber Tawhaki das kleine Mädchen nach einer Quelle mitnahm und es wusch, hielt er es mit ausgestrecktem Arme von sich und sagte: „Pfui, wie garstig das kleine Ding riecht." Als Tango-tango dies hörte, war sie bitter gekränkt und begann zu weinen und zu schluchzen und endlich nahm sie das Kind und flog mit ihm zum Himmel. Tawhaki versuchte sie aufzuhalten, und bat sie zu bleiben, aber vergebens, und als sie eine Minute innehielt, mit einem Fuße ruhend auf der geschnitzten Figur am Ende der Firststange des Hauses über der Thür, rief er ihr zu, ihm ein Andenken zurück zu lassen. Da sagte sie ihm, er solle sich nicht festhalten an die lose Wurzel der Kriechpflanze, die von oben herabfallend in der Luft hin und her schwingt, vielmehr solle er sich festhalten an diejenige, die aus der Höhe herabhängend ihre Fasern wieder in der Erde festgewurzelt hat. So schwebte sie empor in der Luft und verschwand und Tawhaki blieb trauernd zurück. Nach Ablauf eines Monats konnte er es nicht länger ertragen und daher nahm er seinen jüngern Bruder und zwei Sclaven mit sich und brach auf, sich nach seinem Weib und Kind umzusehen. Die Brüder kamen endlich zu dem Orte, wo die Enden der vom Himmel herabhängenden Ranken die Erde erreichten und dort fanden sie eine alte Vorfahrin, deren Name Matakerepo war. Sie war

---

[1]) Schirren, S. 126. Vergl.: Bornean Story, Bp. of Labuan in Tr. Eth. Soc., 1863, p. 27.

angewiesen, die Ranken in ihre Obhut zu nehmen, und sie saß an der Stelle, wo sie die Erde berührten und hielt die Enden der einen in ihren Händen. So schickte sich denn am nächsten Tage der jüngere Bruder Karihi an, emporzuklettern und die alte Frau mahnte ihn nicht herabzusehen, wenn er halbwegs zwischen Himmel und Erde sei, damit er nicht schwindlig werden und fallen möchte, desgleichen sich zu hüten, sich an einer losen Ranke festzuhalten. Aber gerade in diesem Augenblicke machte er einen Sprung nach den Ranken und faßte aus Versehen eine lose, und hinweg schwang er bis zum Rande des Horizonts, aber ein Windstoß blies von dort und trieb ihn zurück nach der andern Seite des Himmels, wo ein anderer Stoß ihn himmelwärts schleuderte, und abermals wurde er herabgeblasen. Im Augenblick als er den Boden erreichte, rief ihm diesmal Tawhaki zu, loszulassen, und siehe, er stand wieder auf der Erde und die beiden Brüder weinten, daß er so mit genauer Noth dem Verderben entgangen. Darauf begann Tawhaki zu klettern und er ging aufwärts und aufwärts, indem er während des Kletterns einen mächtigen Zauberspruch wiederholte, bis er endlich den Himmel erreichte, und dort fand er sein Weib und seine Tochter und sie nahmen sie zum Wasser und tauften sie in gehöriger neuseeländischer Weise. Blitz leuchtete aus Tawhaki's Achselgruben und er wohnt noch dort oben im Himmel und wenn er schreitet, machen seine Fußtritte den Donner und Blitz, der auf Erden gesehn und gehört wird. [1])

---

[1]) Grey, Polynesian Mythology, p. 66 etc. Verschiedene Vorgänge sind hier weggelassen. In einer andern Version geht Tawhaki nicht mittels der Kriechpflanze, sondern auf einem Spinnweb hinauf. (Thomson, N. Z., vol. I. p. 111. Yate, p. 144.) Andere mit dieser Serie zusammenhängende Sagen werden auf der Samoanen-Gruppe gefunden. Der Taro wird, gleich dem Reis in Borneo, vom Himmel herabgebracht; es gab einen Himmelsbaum, wo die Leute auf und nieder gingen, und als er fiel, erstreckte er sich zwölf geogr. Meilen weit; zwei junge Männer gingen nach dem Monde hinauf, der eine auf einem Baume, der andere auf dem Rauche eines Feuers, als dieser

Außer dem Himmelsbaume giebt es noch andere mythologische Wege, mit deren Hilfe es in verschiedenen Ländern möglich ist, zwischen der Oberfläche des Bodens und dem Himmel oder den untern Regionen auf und nieder zu gelangen; nämlich das üppige Stechgras, ein Seil oder Riemen, ein Spinnweb, eine Leiter von Eisen oder Gold, eine Rauchsäule oder den Regenbogen. Bei der Erörterung solcher Märchen muß man bedenken, daß z. B. der Gedanke, auf einem Baume von der Erde in den Himmel zu klettern, wie phantastisch er auch einem civilisirten Menschen der Neuzeit erscheinen mag, auf einer andern Culturstufe eine ganz einfache und natürliche Idee ist; auch darf man nicht zu viel Gewicht auf Coincidenzen dieser Art als Beweise für einen gemeinschaftlichen Ursprung der Sagen, worin sie enthalten sind, legen, wofern sich nicht entschiedenere Zeugnisse darbieten. Solche Märchen gehören einem rohen und primitiven Stande der Kenntniß der Erdoberfläche sowie dessen, was darüber und darunter liegt, an. Die Erde ist eine rings von der See umgebene flache Ebene und der Himmel bildet ein Dach darüber, an welchem Sonne, Mond und Sterne hinziehen. Die Polynesier, welche gleich so vielen andern, alten und modernen, Völkern glaubten, der Himmel steige zum Horizonte hinab und schließe die Erde ein, nennen die Fremden noch immer Papalangi oder „Himmelsbrecher", als seien sie von einer andern Welt draußen hereingebrochen. Der Himmel ist für die meisten Wilden, was in einer südamericanischen Sprache Mumeseke d. i. „Erde in der Höhe" heißt. [1]) Es sind Löcher oder Fenster in diesem Dache oder Firmamente, wo der Regen durchkommt,

---

zum Himmel aufstieg (Turner, S. 246). Auf den Caroline ninseln geht ein anderer dieser *καπνοβάται* zum Himmel auf einer Rauchsäule, um seinen himmlischen Vater zu besuchen (J. R. Forster, Obs. p. 606). Auf den Tongainseln läßt Maui den Toa zum Himmel hinaufwachsen, so daß mittels desselben der Gott Etumatubua herabkommen kann. (Schirren, S. 76.)

[1]) **Humboldt & Bonpland, vol. II. p. 276.**

und wenn man hoch genug klettert, kann man hindurch kommen und die Bewohner oben besuchen, die beinahe ganz ebenso wie die Leute auf der Erde aussehen, sprechen und leben. Wie über der flachen Erde, so giebt es auch unter derselben Regionen, von Menschen oder menschenähnlichen Geschöpfen bewohnt, die bisweilen zur Oberfläche heraufkommen, bisweilen auch von Bewohnern der Oberwelt besucht werden. Wir bewohnen gleichsam das Erdgeschoß eines großen Hauses, mit Oberstockwerken, die sich, eins über dem andern, über uns erheben, und Kellern tief unten.

Die Brücke der Todten ist eine der scharfausgeprägten Mythen der alten Welt. Mitten über die muhamedanische Hölle führt die Brücke Es-Sirat hin, feiner als ein Haar und schärfer als eine Schwertesschneide. Alle Seelen der Todten müssen darüber gehen, aber während die Guten die andre Seite wohlbehalten erreichen, fallen die Bösen hinab in den Abgrund. Auch die Juden haben ihre Höllenbrücke, schmal wie ein Faden, aber es haben sie nur die Seelen der Ungläubigen zu passiren. „The brig of dread, no brader than a thread" (die Brücke des Schreckens, nicht breiter als ein Faden) ist ein alter englischer Leichengesang aus dem Norden, und die Brücke, auf welcher die entkörperten Seelen der Todten den Fluß Gjöll passiren, gehört der Baldersage in der Prosa-Edda an. [1]) Noch heute ziehen die Karens Birmah's Schnuren über die Flüsse, damit sie als Brücken für die Geister der Todten dienen, um zu ihren Gräbern hinüber zu gelangen. [2]) Ungleich den vorigen beiden Sagen scheint die Himmelsbrücke Polynesien nicht anzugehören; die Südseeinsulaner haben aber auch allerdings wenig mit Brücken zu thun. In Java findet sie sich indeß, aber in Gesellschaft mit rein indischen Dingen, wie z. B. den Sapta Patala, den sieben Höllenregionen, wo-

[1]) Lane, vol. I. p. 95. Grimm, D. M., S. 794. S. Bastian, Bd. II. S. 340.

[2]) Mrs. Mason, p. 73.

durch es wahrscheinlich wird, daß sie nicht ein eigentlich malayischer Glaube, sondern aus Asien herübergekommen ist. Batara Guru baute eine Steinmauer um Suralaya, die Wohnung der Götter, und ringsum bildete er den Abgrund Kawah und schlug eine Brücke darüber, die zu der einzigen Oeffnung in der Himmelsmauer führte. Von dieser Brücke fielen die Uebelthäter in die Tiefe hinunter.[1])

In Nordamerica bildet die Brücke der Todten einen Theil der indianischen Mythologie. Wie in der Beschreibung der Expedition Major Longs, die 1823 erschien, gesagt wird, glauben die Minnetaris, daß sie auf ihrem Wege nach den Wohnungen ihrer Vorfahren nach dem Tode einen schmalen Steg über einen reißenden Strom passiren müssen, wo die guten Krieger und Jäger hinübergelangen, die Unwürdigen aber hinabfallen.[2]) Catlin berichtet wie folgt über den Glauben der Choctaw: „Unsre Leute glauben alle, daß der Geist in einem künftigen Zustande lebe, aber nach dem Tode eine weite Reise gegen Westen zu machen habe — daß er über einen schrecklich tiefen und reißenden Strom gehen müsse, der auf beiden Ufern hohe und rauhe Berge habe — daß über diesen Strom, von Berg zu Berg, ein langer und schlüpfriger Fichtenstamm liege, von dem die Rinde abgeschält sei und über den die Todten gehen müssen, um nach den reizenden Jagdrevieren zu gelangen. Auf der andern Seite des Stromes sind sechs Personen von den guten Jagdrevieren mit Felsstücken in ihren Händen, die sie nach allen Denjenigen werfen, die sich mitten auf dem Stamme befinden. Die Guten gehen wohlbehalten nach den guten Jagdrevieren . . . . Die Bösen sehen die Steine kommen und suchen auszuweichen, fallen aber vom Stamme und stürzen viele tausend Fuß tief nach dem Wasser, das über die Felsen schießt.“[3]) Im Innern Südamerica's

---

1) Schirren, S. 122 und 125.
2) Long's Exp., vol. I. p. 280.
3) Catlin, vol. II. p. 127.

begegnet man dieser Idee wieder unter den Manacicas. Unter diesem Volke nahmen die Maponos oder Priester eine Art Taufe der Todten vor, worauf sie, wie man annahm, in die Luft emporstiegen und die Seele nach dem Lande der Abgeschiedenen trugen. Nach einer viele Tage dauernden mühseligen Reise über Berge und Thäler, durch Wälder und über Ströme, Sümpfe und Seen kamen sie an einen Ort, wo viele Straßen zusammenstießen an einem tiefen und breiten Flusse, wo der Gott Tatusiso Nacht und Tag auf einer hölzernen Brücke stand, um alle solche Reisenden zu prüfen. Betrachtete er die Besprengung nach dem Tode nicht als eine hinreichende Reinigung von den Sünden der Gestorbenen, so hielt er den Priester an, damit die Seele, die dieser trug, noch ferner gereinigt werden möchte, und wenn Widerstand geleistet wurde, ergriff er auch wohl die unglückliche Seele und warf sie in den Fluß hinab; trat dieser Fall ein, so folgte darauf unter den Manacicas daheim irgend ein Unglück.[1])

Die Brücke der Todten hat vielleicht ihren Ursprung im Regenbogen. Unter den Skandinaviern ist der Regenbogen in der Brücke Bifröst von den drei Farben zu sehn, über welche die Aesir ihre tägliche Reise machen, und das Roth darin ist Feuer, denn wäre es leicht, darüber zu gehen, so würden die Frostriesen und die Bergriesen darüber in den Himmel gelangen. In einer Bemerkung, die sich offenbar auf die nordamericanische Sage vom Sonnenfänger bezieht, ersetzt der Regenbogen den Baum, auf dem die Maus emporklimmt und einen Gefangenen im Himmel losnagt.[2]) Die Milchstraße, die unter den nordamericanischen Indianern die Straße der Seelen nach der andern Welt ist, verdient gleichfalls in Betracht gezogen zu werden.[3]) Wie in der alten, so ist auch in der neuen Welt die Brücke der Todten nur ein Nebenumstand,

[1]) Southey, Brazil, vol. III. p. 186.

[2]) Schoolcraft in Pott, Ungleichheit der menschlichen Rassen; Lemgo 1856, S. 267.

[3]) Le Jeune (1634), p. 63.

der bisweilen, jedoch nicht immer und auch nicht in den meisten Fällen, Aufnahme in einem umfassendern Glauben findet, nach welchem die Seele des Menschen nach dem Tode an einen großen Abgrund oder Strom kommt, den sie passiren muß, um das jenseits des Grabes liegende Land zu erreichen. Die Mythologie Polynesiens entwickelt, obwohl ihr die Brücke fehlt, in einer langen Mythenreihe die Idee des Abgrunds, den die Seelen in Canoes oder schwimmend zu passiren haben.[1]) Es ist nicht nöthig, hier einen so wohlbekannten Zug der Mythologie der alten Welt näher zu erörtern, wo für dessen Vorherrschen zahlreiche Beispiele sprechen, wie z. B. Charon und sein Nachen, die Prozession der Todten zu Wasser nach ihrer traurigen Heimat ebenso in der modernen Bretagne wie im alten Aegypten, das Schwimmenlassen der skandinavischen Helden in brennenden Schiffen oder ihr Begräbniß in Booten am Lande. Was Nordamerica anlangt, so hören wir dort bisweilen von der Brücke, bisweilen aber muß das Wasser in Canoes passirt werden. Die Seelen kommen zu einem großen See, wo sich eine schöne Insel befindet, nach welcher sie in einem Canoe von weißem glänzendem Steine zu rudern haben. Unterwegs erhebt sich ein Sturm, die bösen Seelen gehen zu Grunde und die Haufen ihrer Gebeine sind unterm Wasser zu sehen, die guten aber erreichen die glückliche Insel.[2]) Auch Charlevoix spricht von den Seelen, welche Schiffbruch leiden, während sie über den Fluß setzen, den sie auf ihrer langen Reise nach dem Westen zu passiren haben,[3]) und mit diesem Glauben hängt das Canoebegräbniß des Nordwestens und Patagoniens zusammen. Es ist mir nicht bekannt, wie die Seelen der Ojibwas über das tiefe und reißende Wasser gelangen, um das Land der Seligkeit zu erreichen,[4]) und wie die

---

[1]) Williams, Fiji, vol. I. pp. 205, 244. Schirren, S. 93, 110 u. s. w.

[2]) Schoolcraft, part I. p. 321. Mackenzie, p. CXIX.

[3]) Charlevoix, vol. VI. p. 76.

[4]) Schoolcraft, part II. p. 135.

Seelen der Mandans auf dem See reisen, über welchen die Guten ihr altes Dorf erreichen, während die Bösen wegen der Last ihrer Sünden nicht hinüberkommen können;[1]) ebenso wie die Himmelsbrücke erheischt jedoch auch der Himmelsabgrund, der auf dem Wege nach dem Lande der Geister passirt werden muß, eine sorgfältige Erörterung, insofern aus der Analogie der Mythen Beweise für historischen Zusammenhang hergeleitet werden sollen.

Die Jugendquelle ist der Mythologie Indiens bekannt. Die Açvinas lassen den Gemahl Sukanya's in den See gehen, aus dem der Badende so alt oder so jung herauskommt, wie er es sich wünscht; und anderwärts macht der „alterlose Fluß", Vijara nadi, die Alten wieder jung durch seinen bloßen Anblick oder vielleicht durch Baden in seinem Gewässer.[2]) Vielleicht ist es diese Quelle, von welcher Sir John Maundevile im vierzehnten Jahrhundert irgendwo in Indien hört. „An der Spitze dieses Waldes liegt die Stadt Polombe. Und oberhalb der Stadt ist ein großer Berg, der auch Polombe heißt; und von diesem Berge hat die Stadt ihren Namen. Und am Fuße dieses Berges ist ein schöner und großer Brunnen, der hat Geruch und Geschmack aller Gewürze; und zu jeder Tagesstunde wechselt er seinen Geruch und Geschmack. Und wer dreimal nüchtern von dem Wasser dieses Brunnens trinkt, der wird geheilt von jeglicher Krankheit, die er hat. Und die dort wohnen und oft aus diesem Brunnen trinken, haben nie eine Krankheit und scheinen allezeit jung. Ich habe dort drei oder vier Mal getrunken und mich dünkt, daß ich mich darnach wohler befinde. Manche Leute nennen den Brunnen Jugendquelle, denn wer daraus trinkt, erscheint allezeit jung und lebt ohne Krankheit. Und man sagt, dieser Brunnen komme aus dem Paradiese und deshalb ist er so heilkräftig."[3])

---

[1]) Lewis & Clarke, p. 139.

[2]) Kuhn, S. 12, 128.

[3]) The Voiage and Travaile of Sir John Maundevile, Kt.; London, 1725, p. 204.

Als Cambyses die Fischesser aussandte, den Zustand der langlebigen Aethiopier zu erkunden, und die Boten sich wunderten, als sie hörten, daß dieselben hundertundzwanzig Jahre oder darüber lebten, führten die Aethiopier sie zu einer Quelle, wo ihre Leiber, wenn sie gebadet hatten, wie mit Oel gesalbt glänzten und wie Veilchen dufteten.[1] Auch in Europa sind lange Zeit Sagen von wunderbar heilkräftigen Quellen erzählt worden.[2] Der muhamedanische Geograph Ibn-el-Wardi verlegt die Lebensquelle in die dunkeln südwestlichen Regionen der Erde. El-Khidr trank daraus und wird bis zum jüngsten Tage leben; und Ilyas oder Elias, den der Volksglaube nicht nur mit El-Khidr, sondern auch mit dem Drachentödter St. Georg vermengt, hat gleichfalls daraus getrunken.[3] Weiter östlich findet sich diese Idee auf den malayischen Inseln. Batara Guru trinkt aus einer giftigen Quelle, rettet aber sich und die übrigen Götter, indem er eine Lebensquelle findet; Nurtjaja zwingt Kabib, den Wächter der Höhlen unter der Erde, wo die Unsterblichkeitsquelle fließt, ihn von deren Wasser trinken und sogar auch etwas für seine Nachkommen mitnehmen zu lassen.[4] In der hawaiianischen Sage geht Kamapiikai, „das Kind welches über die See läuft", mit vierzig Gefährten nach Tahiti (Kahiki, d. h. nach dem Lande Weitentlegen,) und bringt wunderbare Märchen zurück von Haupokane, „dem Bauche Kane's", und vom Wai ora, Waiola, „Lebenswasser", oder Wai ora roa, „Wasser des dauernden Lebens", welches diejenigen, die unter seine Fluth tauchen, von aller Krankheit, Mißgestalt und Gebrechlichkeit befreit.[5] Auf diese Sage der Sandwichsinseln bezieht sich vielleicht Turner, wenn er sagt, daß einige Südsee-Insulaner Traditionen von einem

---

[1] Herod., III. c. 23.

[2] Grimm, D. M., S. 554. Perty, S. 149.

[3] Lane, Thousand and One Nights, vol. I. p. 20.

[4] Schirren, S. 124.

[5] Schirren, S. 80. Ellis, Polyn. Res., vol. II. p. 47. Ellis, Hawaii; London, 1827, p. 399.

Flusse in der Geisterwelt, genannt „Lebenswasser", haben, welcher die Alten wieder jung macht, worauf sie nach der Erde zurückkehren, um ein zweites Mal zu leben.[1])

Eine leichte Erklärung der Jugendquelle bietet sich auf den ersten Blick dar. Jeder Inselbewohner, der die Sonne alt, schwach und müde in die westliche See hinabgehn sehen kann, um sie jung und frisch wieder aus dem Wasser aufsteigen zu sehn, hat die Jugendquelle vor sich; und diese Erklärung mindestens einiger der Sagen wird durch deren Details unterstützt, z. B. wenn die Quelle als in den untern Regionen, oder im Bauche Kane's fließend beschrieben wird, wo der über die See kletternde Knabe zu ihr geht; oder wenn, gleich der sterbenden und wieder auflebenden Sonne, Batara Guru vergiftet wird, aber das wiederbelebende Wasser findet, das ihn heilt;[2]) oder wenn der Muhamedaner das Trinken aus der Quelle mit Elias' feurigem Wagen und feurigen Rossen in Verbindung bringt; oder mit St. Georg, der im Mittelalter der beliebteste Vertreter der großen Sonnenmythe war. Da diese Sagen jedoch nicht angeführt werden, um ihren Ursprung zu erörtern, sondern um sie mit einer jenseits des atlantischen Oceans gefundenen entsprechenden Mythe zu vergleichen, so mag es hier genügen, den Inhalt der Sage kurz anzugeben, die man im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Westindien erzählen hörte. Gomara berichtet, daß Juan Ponce de Leon, als ihm sein Gouvernement abgenommen war und er sich nun reich und ohne Amt sah, zwei Caravellen ausrüstete und absegelte, um die Insel Boyuca zu suchen, wo sich nach der Aussage der Indianer die Quelle befand, welche alte Männer wieder zu Jünglingen machte (eine stets fließende Quelle, sagt Peter Martyr, so edel, daß das Trinken ihres Wassers alte Leute wieder jung macht). Sechs Monate segelte

---

1) Turner, p. 353.

2) Bezüglich der Etymol. u. s. w. Batara Guru's s. W. von Humboldt, Kawispr., Bd. I. S. 100; Schirren, S. 116; Desgl. Crawfurd, Introd., p. CXVIII. S. auch die Artikel Batara, Guru.

er in der Irre und Hungersnoth leidend unter vielen Inseln umher, aber von einer solchen Quelle fand er keine Spur. Dann kam er nach Bimini und entdeckte Florida am Tage Pascua Florida (Ostersonntage), weshalb er das Land darnach benannte.[1])

Wir kommen nun zu der Sage vom Schwanzfischer. Dr. Dasent, der in seiner vortrefflichen Einleitung zu den norsischen Sagen zuerst das Argument aus vergleichender Mythologie über den engen Kreis hinauserstreckt hat, wo es von Geschichte und Sprache unterstützt wird, hat die Volkssagen Africa's und Europa's in enge Verbindung gebracht, indem er unter Anderm hinweist auf den unverkennbar gemeinschaftlichen Ursprung der norsischen Sage vom Bären, der auf Zureden des Fuchses mit seinem Schwanze durch ein Loch im Eise fischt, bis er eingefroren ist, worauf er so lange daran zerrt, bis er ihn sich abreißt, und der Sage aus Bornu von der Hyäne, die ihren Schwan in das Loch steckt, damit das Wiesel das Fleisch daran befestigen könne, aber statt dessen befestigt das Wiesel einen Stock daran und die Hyäne zerrt, bis ihr Schwanz reißt; beide Sagen erklären nämlich auf eine ähnliche Weise, aber mit einem eigenthümlichen Unterschiede lokaler Färbung, den Umstand, daß Bären und Hyänen Stumpfschwänze sind.[2])

Eine ähnliche, aber weniger übereinstimmende Geschichte wird in Reineke Fuchs vom Wolfe statt vom Bären erzählt,[3]) und in der neuerdings von Mr. Campbell veröffentlichten celtischen Sage ist es wieder der Wolf, der seinen Schwanz verliert. In dieser letztern Geschichte wird durch jenes kaleidoskopische Arrangement der Umstände, welches ein so charakteristischer Zug der Mythologie ist, der Verlust des Schwanzes

---

[1]) Gomara, Hist. Gen. de las Indias; Medina del Campo, 1553, part I. fol. XXIII. Petri Martyri De Orbe Novo (1516), ed. Hakluyt; Paris, 1587, dec. II. c. 10. Galvano, p. 123.

[2]) Dasent, Popular Tales from the Norse; (2nd ed.) Edinburgh, 1859, pp. L. 197.

[3]) Grimm, Reinhart Fuchs, S. CIV. CXXII. 51.

in Verbindung gebracht wird mit der Scene, wo der Wiederschein des Mondes für einen Käse angesehn wird, was an einer andern Stelle in Reineke vorkommt[1]) und wahrscheinlich Anlaß zu unserer volksthümlichen Redensart gegeben hat, daß der Mond aus jungem Käse gemacht sei.

„Er macht' ein Instrument, zu sehn
Ob Vollmondschein sei oder nicht;
Das, wenn er schiene, flugs erklärte,
Ob Tag es oder Nacht es wäre;
Auch sagte, wie viel Zoll er im Durchmesser mäße
Und bewiese, daß er nicht beständ' aus weißem Käse."[2])

Im Hochlandsmärchen zeigt der Fuchs dem Wolfe den Mond auf dem Eise und sagt ihm, es sei ein Käse, und er muß ihn mit seinem Schwanze bedecken, um ihn zu verbergen, bis der Fuchs nachgesehn hat, ob der Pächter schläft. Sobald der Schwanz festgefroren ist, weckt der Fuchs den Pächter und der Wolf muß seinen Schwanz im Stiche lassen.[3])

„Der schwanzlose Zustand sowohl des Bären als der Hyäne", bemerkt Dr. Dasent, „konnte kaum verfehlen, unter einer der Jagd gewidmeten Rasse Aufmerksamkeit zu erregen und es ließ sich erwarten, daß volksthümliche Tradition versuchen würde, diesen Mangel zu erklären." Wie annehmbar diese Conjectur ist, zeigt deutlich das Beispiel von zwei andern kurzschwänzigen Thieren in einer mythischen Erzählung aus Centralamerica, welche nicht den Anschein hat, mit den andern in historischem Zusammenhange zu stehen, sondern aussieht, als sei sie selbständig erfunden worden, um die Thatsachen zu erklären. Als die beiden Prinzen Hunahpu und Xbalanqué sich eines Tages anschickten, den Boden zu pflügen, hieb die Axt die Bäume nieder und die Hacke beseitigte das Unterholz, während die Herren sich mit Schießen unterhielten. Am näch-

---

[1]) Grimm, Reinhart Fuchs, S. CXXVII.

[2]) Hudibras, part II. canto III.

[3]) Campbell, Popular Tales of the West Highlands; Edinburgh, 1860, vol. I. p. 272.

sten Tage aber, als sie zurückkamen, fanden sie die Bäume, die Schlinggewächse und Sträucher wieder an ihren Stellen. So klärten sie denn den Boden nochmals und versteckten sich, um zu wachen, und um Mitternacht kamen alle Thiere, klein und groß, und sagten in ihrer Sprache: „Bäume, steht auf; Ranken, steht auf!" und sie kamen dicht zu den beiden Prinzen. Zuerst kam der Löwe und der Tiger und die Prinzen versuchten, sie zu fangen, konnten aber nicht. Dann kam der Hirsch und das Kaninchen, und diese fingen sie bei ihren Schwänzen, aber die Schwänze rissen ab und so haben Hirsch und Kaninchen noch bis diesen Tag „kaum einem Stumpf" übrig behalten. Aber der Fuchs und der Schakal, der Eber und das Meerschwein und die andern Thiere liefen vorbei und sie konnten nicht eines fangen, bis die Ratte daher gesprungen kam; sie war das letzte, und sie traten ihr in den Weg und fingen sie in einem Tuche. Sie knippen ihren Kopf und suchten sie zu ersticken, brannten auch ihren Schwanz über dem Feuer, und seit dieser Zeit hat die Ratte einen haarlosen Schwanz und ihre Augen sehen aus, als wären sie ihr aus dem Kopfe gedrückt worden. Aber sie bat um Gehör und sagte ihnen, es sei nicht ihre Sache, den Boden zu pflügen, denn die Ringe und Handschuh und der Gummiball, die Werkzeuge prinzlicher Kurzweil, seien in ihrer Großmutter Hause verborgen, u. s. w.[1])

Die merkwürdige mythische Kunst des Schwanzfischens bildet nur einen Theil der Erzählungen, wie der Bär, der Wolf und die Hyäne dazu kamen, ihre Schwänze in Europa und Africa zu verlieren. Aber diese besondere Idee, für sich selbst genommen, hat in der neuen wie in der alten Welt ein weites geographisches Gebiet. Eine in Indien, wie es scheint unter der tamilischen Bevölkerung des Südens, bekannte Sage, wird vom Rev. J. Roberts erzählt, welcher bezüglich des Schakals sagt: „Dieses Thier ist in seinen Gewohnheiten und seinem Aeußern dem Fuchse Englands sehr ähnlich. Man hat

[1]) Brasseur, Popol Vuh, pp. 118—25.

mir erzählt, daß sie den Krebs oft fangen, indem sie in dessen Höhle ihren Schwanz stecken, den das Thier, in der Hoffnung, Nahrung zu finden, sofort ergreift; der Schakal zieht es dann heraus und frißt es." [1])

In Nordamerica ist der Held der Geschichte der Waschbär. „Lawson berichtet, daß diejenigen, die ehemals an den Salzgewässern in Carolina lebten, sich von Austern nährten, die sie gewandt erwischten, wenn sich die Schale öffnete; daß jedoch bisweilen auch die Pfote gefangen und festgehalten wurde, bis die Fluth wiederkehrte, in welcher das Thier, obwohl es gut schwimmt, bisweilen ertrank. Seine Geschicklichkeit im Krebsfang ist noch außerordentlicher. Während er auf dem Ufer des Wassers steht, wo diese Thiere häufig sind, hält er das Ende seines Schwanzes schwimmend auf der Oberfläche, der Krebs ergreift denselben und dann springt der Waschbär mit seiner Beute vorwärts, die er in einer sehr geschickten Weise zertrümmert." [2]) In Südamerica wird die Kunst zwei andern sehr schlauen Geschöpfen zugetheilt, dem Affen und dem Jaguar. Einer der englischen Forscher in Britisch-Guiana hat mir mitgetheilt, man erzähle dort die Sage, daß der Affe Fische fängt, indem er sie das Ende seines Schwanzes fassen läßt. Aus einer handschriftlichen Beschreibung des vom Paraguaystrome überschwemmten Districts, Lago Xarayes genannt, führt Southey Folgendes an: „Wenn die Ueberschwemmung eingetreten ist, verlassen die Fische den Strom, um sich von gewissen Früchten zu nähren; sobald sie hören oder fühlen, daß die Frucht aufs Wasser fällt, springen sie, um sie zu erhaschen, während sie zur Oberfläche steigt, und in ihrer Begierde springen sie in die Luft. Aus dieser Gewohnheit hat die Unze eine merkwürdige Kriegslist gelernt: sie begibt sich auf einen vorragenden Ast und schlägt von Zeit zu Zeit das Wasser mit ihrem Schwanze, indem sie solchergestalt das Geräusch nach-

---

[1]) Roberts, Oriental Illustrations, p. 172.

[2]) D. B. Warden, Account of U. S.; Edinburgh, 1819, vol. I. p. 199.

ahmt, welches die fallende Frucht macht, und während der Fisch darnach springt, fängt sie ihn mit ihrer Pfote."[1]) Später hat Mr. Wallace das Nämliche ebenfalls erzählt: „Der Jaguar, sagen die Indianer, ist das schlaueste Thier im Walde; er kann die Stimme beinahe jedes Vogels und Thiers so genau nachahmen, daß er sie zu sich anlockt; er fischt in den Flüssen, indem er das Wasser mit seinem Schwanze schlägt, um fallende Früchte nachzuahmen, und wenn sich die Fische nähern, angelt er sie mit seinen Krallen herauf."[2]) Gegen die Anwendung der Sage vom Schwanzfischen als mythologisches Zeugniß kann sich einwenden lassen, daß möglicherweise einiger Grund für dieselbe in wirklichen Thatsachen vorhanden sei; und sie kann allerdings kaum mehr Staunen erregen, als z. B. die von Humboldt als wahr acceptirte Sage, daß der Jaguar eine Anzahl Flußschildkröten auf ihre Rücken lege, um sie mit aller Muße zu verzehren. Aber die Weise, in welcher das Schwanzfischen in verschiedenen Ländern einem Thiere nach dem andern, dem Bären, dem Wolfe, der Hyäne, dem Schakal, dem Waschbären, dem Affen und dem Jaguar zugeschrieben wird, berechtigt zu der Ansicht, daß es mindestens in den meisten Fällen eine jener geläufigen Ideen sei, die der Sagenerzähler unter seinen Vorrath aufnimmt und gebraucht, wo es ihm paßt, ohne sie streng mit einer besondern Thatsache zu verknüpfen.

Eine andre Sage der alten Welt endlich, die ein merkwürdiges Analogon in Südamerica hat, ist die vom hinkenden Teufel. In dem Zustande indeß, in welchem sie das moderne Europa kennt, ist sie ein unter christlichen Einflüssen bedeutend modificirtes Gebilde. In der alten Mythologie unserer Rasse ist es der Feuergott, welcher lahm ist. Das unstete Flackern der Flammen ist vielleicht in den krummen Beinen und dem humpelnden Gange des Hephästos nachgeahmt worden und Zeus wirft ihn vom Himmel zur Erde herab gleich seinen

1) Southey, vol. I. p. 142.
2) Wallace, p. 455.

krummen Blitzen; während die Sagen, die auf deutschem Boden der Vulkan-Mythe entsprechen, erzählen von der Lähmung Wielands, des Repräsentanten des Hephästos. Die Uebertragung der Lahmheit des Feuergottes auf den Teufel scheint ein Ergebniß der Vermengung des biblischen Satan mit den Ideen heidnischer Götter, Elfen, Riesen und Dämonen zu sein, welche jenes seltsame Compositum, den Teufel des mittelalterlichen Volksglaubens, bilden.[1])

Die Idee eines lahmen Gottes oder Teufels hat etwas sehr Eigenthümliches, sie ist jedoch ganz gewöhnlich in Südafrica. Die Gottheit der Namaquas und anderer Stämme ist Tsui'kuap, dessen Hauptattribut die Verursachung von Schmerz und Tod zu sein scheint. Dieses Wesen empfing an seinem Knie eine Wunde in einem großen Kampfe und „Wund-Knie" scheint die Bedeutung seines Namens zu sein.[2]) Moffats Angaben, die allerdings nicht recht klar sind, stimmen mit einer neuern Bemerkung überein, welche Livingstone unter einem andern Volke Südafrica's, den Bakwains, machte. Er sagt, daß sich nicht weit vom Dorfe Sechele eine Höhle, genannt Lepelole, befinde, die niemand zu betreten wagte, weil man allgemein glaubte, sie sei die Wohnung der Gottheit und es komme niemand, der hineingehe, jemals wieder heraus. „Es ist merkwürdig", sagt er, „daß in all ihren angeblichen Träumen oder Visionen von ihrem Gotte dieser stets ein krummes Bein hat, wie der ägyptische Thau."[3]) Selbst in Australien findet sich etwas Aehnliches. Der Biam gleicht, wie man glaubt, einem Schwarzen, ist aber misgestaltet in seinen untern Extremitäten; die Eingebornen sagen, daß sie viele der Gesänge von ihm haben, die bei ihren Tänzen gesungen werden, aber er

---

[1]) Welcker, Griechische Götterlehre; Göttingen, 1857 u. s. w., Bd. I. S. 661-5. Grimm, D. M., S. 221, 351, 937—8, 944, 963. S. Schirren, S. 164.

[2]) Moffat, pp. 257—9.

[3]) Livingstone, p. 124. Er meint, wie ich vermuthe, Pthah oder vielmehr Pthah-Sokari Osiris.

verursacht auch Krankheiten und namentlich eine, die das Gesicht gleich den Pocken markirt.[1])

Den hinkenden Teufel Südamerica's schildert Pöppig in seiner Beschreibung des Lebens der Waldindianer von Mainas wie folgt: „Ein gespenstisches Wesen, der Uchulla-chaqui oder Lahmfuß, trübt allein die Quelle seiner besten Freuden und seines Unterhalts. Wo der Wald am dunkelsten ist, wo blos lichtscheue Amphibien und Nachtvögel wohnen, lebt diese gefährliche Creatur und bemüht sich, indem sie irgend eine freundliche Gestalt annimmt, den Indianer in sein Verderben zu locken. Es gibt, wie es die geselligen Jäger thun, die wohlbekannten Zeichen und lockt, während es niemals selbst erreicht wird, das getäuschte Opfer tiefer und tiefer in die Einsamkeit, bis es mit einem höhnischen Lachen verschwindet, wenn der Heimweg verloren ist und die Schrecken der Wildniß sich mit dem wachsenden Schatten der Nacht steigern. Bisweilen trennt es Gefährten, die mit einander auf die Jagd gegangen sind, indem es erst an einem Orte, dann an einem andern in veränderter Gestalt erscheint; es kann jedoch niemals den vorsichtigen Jäger täuschen, welcher mißtrauisch die Fußtapfen seines Feindes untersucht. Kaum hat er die ganz ungleiche Größe der Eindrücke der Füße erblickt, so eilt er zurück und noch lange nachher wagt niemand einen Zug in die Wildniß zu unternehmen, denn die Besuche des Feindes währen nur eine Zeitlang."[2]) Es ist dies in Südamerica, wie in Africa, keine bloße Lokalsage, sondern ein weitverbreiteter Glaube.

Die hier aufgezählten Analogien zwischen der Mythologie America's und der übrigen Welt scheinen mir, im Verein mit den zahlreichen andern, die sich darbieten, wenn man die einheimischen Traditionen America's in weiterem Umfange studirt, und selbst nachdem man der Möglichkeit selbständiger Coincidenzen völlig Rechnung getragen hat, zu der Erwartung

---

1) Eyre, vol. II. p. 362.

2) Pöppig, Reise in Chile u. s. w.; Leipzig, 1835, Bd. II. S. 358. Klemm, C. G., Bd. I. S. 276.

zu berechtigen, daß man die americanische Mythologie bald als eine solche zu behandeln haben werde, welche Materialien enthält, die sie mit andern Districten der Welt gemein hat, mögen sie allerdings auch mit rein einheimischem Stoffe gemischt sein. Eine solche Erörterung würde die Urgeschichte America's in bestimmten Zusammenhang bringen mit derjenigen anderer Regionen und zwar über ein größeres geographisches Gebiet, als das in Humboldts Argument eingeschlossene ist, und zugleich würde sie, obwohl natürlich nur indirect, einiges Licht auf das Problem des Ursprungs und der Ausbreitung der Menschheit werfen.

Dreizehntes Capitel.

Schlußbemerkungen.

Es ist angedeutet worden, daß die vorliegenden Abhandlungen keine genügende Grundlage für eine Theorie des Ursprungs und Fortschreitens menschlicher Civilisation in den frühesten Zeiten gewähren. Auch wird in der That keine solche Grundlage tauglich sein, darauf weiter zu bauen, so lange nicht bedeutende Vorarbeiten vollendet sein werden. Indeß dürften die hier gesammelten Zeugnisse doch entschieden für oder gegen einige weitverbreitete ethnologische Theorien sprechen und desgleichen ein gewisses Maß selbständiger Generalisation rechtfertigen, und in dieser Weise mögen nun die Ergebnisse der vorstehenden Capitel mit einigen ergänzenden Bemerkungen kurz resumirt werden.

Erstlich scheinen die gesammelten Thatsachen die Ansicht zu begünstigen, daß die großen Unterschiede in der Civilisation und im geistigen Zustande der verschiedenen Rassen der Menschheit vielmehr Unterschiede der Entwickelung als der Abstammung, vielmehr Unterschiede des Grades als der Gattung sind. So ist z. B. überall in der Welt die Geberdensprache im Wesentlichen die nämliche und gleichartig in ihren Details. In gleicher Weise bestätigend spricht auch die Aehnlichkeit in der Bildung sowohl der reinen Mythen als jener rohen Theorien, die als „Beobachtungsmythen" beschrieben worden sind,

unter Rassen, die in ihrer Hautfarbe und Schädelform einander so unähnlich sind. Und wo das Vorkommen irgend einer Kunst oder Kenntniß an zwei Orten mit Sicherheit selbständiger Erfindung zugeschrieben werden kann, — z. B. wenn wir finden, daß die Bewohner der alten Pfahlbauten der Schweiz und die neuzeitigen Neuseeländer eine gleichartige Construction bei ihren merkwürdigen Fabrikaten aus zusammengeknüpften Faserbündeln wählen, — da ist der solchergestalt in verschiedenen Zeiten und Orten gethane ähnliche Schritt geeignet, die Aehnlichkeit der Geister zu beweisen, die ihn thaten. Ueberdies kann, um uns einer etwas schwächern Beweisführung zu bedienen, die Gleichförmigkeit, mit welcher gleiche Stufen in der Entwickelung von Kunst und Wissenschaft unter den ungleichsten Rassen gefunden werden, als Zeugniß in der nämlichen Richtung benutzt werden, trotz der beständigen Schwierigkeit, zu entscheiden, ob irgend eine besondere Entwickelung der selbständigen Erfindung oder der Ueberlieferung von einem andern Volke an diejenigen, unter denen sie sich findet, zu verdanken sei. Denn wenn die gleichartige Sache an zwei Orten durch selbständige Erfindung erzeugt worden ist, dann ist sie auch, wie soeben gesagt worden, ein directes Zeugniß für die Gleichartigkeit des Geistes. Und wenn sie anderseits von dem einen Orte zum andern oder von einem dritten zu beiden, durch bloße Ueberlieferung von Volk zu Volk, gebracht wurde, so ist die Geringfügigkeit der Veränderung, die sie bei der Verpflanzung erfahren hat, immer noch ein Zeugniß für die gleiche Natur des Bodens, wo sie gefunden wird.

Aus diesem wie aus andern Gesichtspunkten betrachtet ist diese gleichförmige Entwickelung der niedrigern Civilisation ein Gegenstand hohen Interesses. Der Stand der Dinge, welcher gefunden wird, besteht in der That nicht darin, daß eine Rasse genau das thut oder weiß, was eine andre thut oder weiß, sondern daß gleiche Entwickelungsstufen in verschiedenen Zeiten und Orten wiederkehren. Man hat Grund zu der

Annahme, daß unsre Vorfahren in grauer Vorzeit Feuer mit einem Werkzeuge machten, welches demjenigen der heutigen Eskimos sehr ähnlich war, und in einer weit spätern Zeit gebrauchten sie Pfeil und Bogen, wie es so viele wilde Stämme noch jetzt thun. Die vorstehenden Capitel, welche von der Geschichte einiger Künste der Vorzeit, von der Ausübung der Zauberei, von merkwürdigen Gebräuchen und Aberglauben handeln, sind in der That reich an Beispielen von der Wiederkehr gleicher Phänomene in den verschiedensten Regionen der Welt. Wir könnten billigerweise erwarten, daß geistig gleichartige Menschen, wenn sie sich unter weit verschiedenen Umständen der Landesart, des Klima's, des vegetabilischen und animalischen Lebens u. s. w. befinden, sehr verschiedene Phänomene der Civilisation entwickeln würden, und es liegen auch Beweise vor, daß dies wirklich geschieht; gleichwohl wird der hohe Grad geistiger Gleichförmigkeit unter den Menschen auf das Schlagendste dargethan, wenn man bemerkt, daß es unter einer Liste von zwanzig Gegenständen der Kunst oder des Wissens, der Gebräuche oder des Aberglaubens, die man aufs Gerathewohl aus der Beschreibung irgend einer uncivilisirten Rasse herausgreift, äußerst schwer ist, einen einzigen zu finden, bezüglich dessen sich nicht etwas genau Analoges irgendwo unter einer andern Rasse entdecken ließe, die sich von der ersten in physischer Hinsicht unterscheidet und tausend Meilen entfernt von ihr lebt. Es heißt ein ziemlich extremes Beispiel wählen, wenn man die Australier einer solchen Probe unterwirft, denn sie sind vielleicht die eigenthümlichste unter den Varietäten des Menschen, dennoch aber gibt es unter Künsten, Glauben und Gebräuchen, die man unter ihren Stämmen findet, verhältnißmäßig wenige, die anderwärts nicht ihres Gleichen hätten. Sie machen sich Narben an ihren Körpern, gleich africanischen Stämmen; sie beschneiden, wie Juden und Araber; sie verbieten Heirath in der weiblichen Linie wie die Irokesen; sie verbannen aus ihrer Sprache die Pflanzen- und Thiernamen, die als Personennamen ver-

storbener Menschen gebraucht worden sind, und bilden dafür neue Worte, wie die Abiponen Südamerica's; sie behexen ihre Feinde mit Haarlocken und geben vor, Kranke durch Aussaugung von Steinen aus deren Haut zu heilen, wie es in so vielen andern Regionen geschieht. Allerdings haben sie unter ihren Waffen eine sehr markirte, vielleicht sogar specifische Eigenthümlichkeit, den Bumerang, aber ihr übriges Wehrgeräth, der Speer, der Speerwerfer, die Keule, der Wurfknittel, sind nur Varietäten auch anderwärts gewöhnlicher Werkzeuge, und das Nämliche gilt von ihrem Feuerbohrer, ihrer Steinaxt, ihren Netzen und Körben, ihren Rindencanoes und Flossen. Und während es unter den Australiern nur sehr wenig Ausnahmen zur Modificirung der allgemeinen Regel gibt, daß Alles, was an einem Orte in der Welt angetroffen wird, irgendwoanders, sei es theilweis oder als Ganzes, mehr oder minder genau seines Gleichen findet, ist unter den meisten andern Rassen der Welt, die sich nicht über die niedrigsten Culturstufen erhoben haben, das Verhältniß solcher Ausnahmen kleiner und folglich die Gleichförmigkeit der Entwickelung deutlicher markirt.

Sodann dürften die auf verschiedene nützliche Künste bezüglichen Thatsachen-Sammlungen die Ansicht rechtfertigen, daß die Geschichte der Menschheit, zum wenigsten in solchen praktischen Dingen, im Ganzen eine Geschichte des Fortschritts gewesen sei. Fast überall in der Welt findet man Spuren des ehemaligen Gebrauchs von Steingeräthen, die nun durch metallene verdrängt sind; rohe und mühselige Mittel zum Feuermachen sind durch bequemere und bessere Verfahrungsarten ersetzt; in umfangreichen Regionen der Erde ist die Kunst, in irdenen oder metallenen Töpfen über dem Feuer zu kochen, auf die rohere Kunst des Steinkochens gefolgt; in drei verschiedenen Ländern findet man, wie sich die Kunst, Laute zu schreiben, aus bloßer Bilderschrift entwickelt, und diese phonetische Schrift hat in verschiedenen Districten die Anwendung von Quipus oder geknüpften Stricken als Aufzeichnungs-

und Mittheilungsmittel verdrängt. In dem Capitel, welches den Zeugnissen für den Fortschritt besonders gewidmet ist, sind eine Anzahl Thätsachen angeführt, welche sich als Urkunden einer fortschreitenden Entwickelung in andern Künsten, an Orten und in Zeiten jenseits des Bereichs der Geschichte, darstellen. Obwohl anderseits Künste, die in Zeiten großer Verfeinerung oder Ueppigkeit blühen, und complicirte Verfahrungsarten, die eine Vereinigung von Geschicklichkeit oder Mühe erfordern, welche gleichzeitig schwer zu erlangen sind und leicht in Verwirrung gerathen, öfters ausarten mögen, so ist doch wahr, daß, je einfacher und nützlicher die Kunst und je geringer die Schwierigkeit ihrer Ausübung ist, auch um so weniger Wahrscheinlichkeit vorhanden sein wird, daß sie aus der Welt verschwinden werde, es sei denn daß ein besseres Verfahren sie verdrängt. Es ist allerdings nicht nur möglich, sondern auch thatsächlich, daß Rassen aufhören, Tempel und Monumente aus behauenen Steinen zu bauen und daß sie es aufgeben, Meisterstücke in Metall und Porcellan auszuführen; aber es findet sich kein Beispiel, daß ein Stamm den Gebrauch der Spindel aufgegeben hätte, um den Faden mit der Hand zu drehen, oder daß er gewohnt gewesen, den Feuerbohrer mit einem Riemen zu handhaben, und wieder zu dem schwerfälligern Verfahren ohne denselben zurückgegangen sei, ja, es läßt sich ein solcher Fall nicht einmal leicht denken. Seit die Hottentoten im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte gelernt haben das Eisenerz ihres Landes zu schmelzen, läßt sich nicht wohl annehmen, daß irgend etwas Geringeres als ihre Ausrottung oder Vertreibung in ein des Eisens entbehrendes Land, sie veranlassen könnte, zu dem Steinzeitalter zurückzukehren, in welchem ihre Vorfahren lebten. Es sind einige Umstände angeführt worden, die sich auf die mögliche Degeneration wilder Stämme beziehen, sobald dieselben in die Wüste getrieben oder auf andre Weise in Armuth versetzt werden oder auch ihre alten Künste angesichts einer höhern Civilisation verlieren; aber es dürfte wohl Grund zu der Ansicht vorhanden sein, daß solche

Degeneration vielmehr eines localen als eines allgemeinen Characters gewesen, daß sie vielmehr den Wohlstand einzelner Stämme, als die Entwickelung der Welt im Ganzen afficirt habe. Ich glaube, ich habe niemals ein einziges Factum gefunden, welches mir die Theorie zu rechtfertigen scheint, deren Hauptverfechter vielleicht Dr. von Martius ist, nämlich daß der gewöhnliche Zustand des Wilden das Resultat einer Degeneration von einem weit höhern Zustande sei. Das Capitel über „Bilder und Namen", welches die magischen Künste als die Wirkungen eines ursprünglichen geistigen Zustandes erklärt, die sich, zu einer Reihe mystischer Observanzen versteinert, inmitten einer höhern Cultur erhalten haben, ist fürwahr die stärkste Opposition gegen die Ansicht, daß diese abergläubischen Gebräuche verstümmelte Ueberreste eines höhern Glaubenssystems seien, das in frühern Zeiten herrschte; und diese letztere Ansicht ist eine der starken Seiten der Degenerationstheorie. So weit sich nach den dürftigen und mangelhaften Zeugnissen urtheilen läßt, die bis jetzt vorgebracht worden sind, wage ich es für die vernünftigste Meinung zu halten, daß der Entwickelungsgang der niedrigern Civilisation im Ganzen ein vorwärtsschreitender gewesen sei, obwohl er gelegentlich und örtlich durch die Resultate degradirender und zerstörender Einflüsse beeinträchtigt worden sein mag.

Giebt man die Existenz dieser vorwärts gehenden Bewegung auf den untern Stufen der Kunst und des Wissens zu, so entsteht alsdann die Frage, wie irgend eine besondere Fertigkeit oder Kenntniß an irgend einen besondern Ort gekommen sei, wo man sie findet. Drei Möglichkeiten bieten sich dar: selbständige Erfindung, Vererbung von Vorfahren in einer entfernten Region, und Transmission von einer Rasse an eine andere; aber zwischen diesen drei Wegen ist die Wahl gemeiniglich eine sehr schwierige. Bisweilen verdient allerdings der erste offenbar den Vorzug. So erscheint es z. B., obwohl die schwimmenden Gärten Mexico's und Kaschmirs sehr ähnliche Erfindungen sind, doch wahrscheinlicher, daß die mexicanische

Chinampa an Ort und Stelle erfunden, als daß sie aus einer entfernten Region eingeführt worden sei. Obwohl das geflochtene Zeuch der schweizerischen Pfahlbauten dem neuseeländischen im Wesentlichen so ähnlich ist, so liegt doch weit näher, es für das Resultat besonderer Erfindung als eines historischen Zusammenhanges zu halten. Obwohl die Aegypter und Chinesen beiderseits auf das Mittel verfielen, das Bild eines Gegenstandes für den Laut zu gebrauchen, welcher der Name dieses Gegenstands war, so hat man doch keinen Grund zu bezweifeln, daß sie dies unabhängig von einander gethan haben.

Aber je schwieriger es ist, beobachtete Thatsachen auf diese Weise zu erklären und je nothwendiger es wird, behufs ihrer Erklärung Zuflucht zu der Vererbungs- oder Transmissionstheorie zu nehmen, um so größer ist ihr Werth in den Augen des Ethnologen. So bald er zu entscheiden vermag, daß die Existenz ähnlicher Erscheinungen in der Cultur verschiedener Völker nicht genügend erklärt werden kann, ausgenommen durch die Annahme, daß zwischen ihnen eine auf Abstammung oder Verkehr beruhende Verbindung existirt habe, so hat er ein auf die Geschichte der Civilisation und auf die Geschichte der Menschheit bezügliches Zeugniß vor sich, ein Zeugniß, welches bekundet, daß ebensolche Bewegungen, welche Flinten, Aexte, Bücher, in historischen Zeiten in America eingeführt haben, auch in nichthistorischen Zeiten unter Stämmen stattgefunden haben, deren Vorfahren ihnen keine Chroniken vergangener Jahrhunderte hinterließen. So kann z. B. das Vorkommen des malayischen Schmelzofens in Madagascar, und des Auslieger-Canoe's in Ostaustralien und den Andamanen-Inseln als Zeugniß für historischen Zusammenhang geltend gemacht werden. Und es ist möglich, daß sich der Ethnograph eines Tages berechtigt fühlen wird, dieser Art der Beweisführung einen viel größern Spielraum zu geben, daß er z. B. für den Bogen und Pfeil überall, wo sie gefunden werden, einen gemeinschaftlichen Ursprung geltend machen wird, vielleicht mit alleiniger Ausnahme eines Theils von

Polynesien und auch Australiens theilweis oder ganz. Wenn er bemerkt, daß die Vertheilung der Töpferkunst in Nordamercia nicht sporadisch ist, wie wenn etwa hier und da ein Stamm sie nöthig gehabt und erfunden hätte, sondern daß sie sich über ein compactes Gebiet von Mexico nordwärts unter den Stämmen östlich vom Felsengebirge verbreitet findet, so darf er schließen, daß sie sich von einer einzigen Quelle aus verbreitet hat und ebenso ein Resultat wie ein Beweis der Verpflanzung der Civilisation ist. In einem vorgeschrittenern Zustande der Ethnographie dürfte in der That die in den Inventarien von Werkzeugen und Arbeiten unter den niedern Rassen zu bemerkende Wiederkehr ähnlicher Gruppen, die sich ebenso durch das Vorhandensein gleichartiger Dinge als durch die verhältnißmäßige Abwesenbeit ungleichartiger charakterisiren, das Material zu einer unbegränzten Reihe von Argumenten in Betreff der Urgeschichte des Menschen liefern.

Es ist indeß nicht zu leugnen, daß bei derartigen Folgerungen, für sich allein genommen, gewöhnlich viel Unsicherheit waltet und nur in besondern Fällen können für jetzt auf solchem Zeugnisse beruhende summarische Generalisationen zuläßig sein. Dasselbe hat in der That vielmehr das auf Sprache, Mythologie und Gebräuchen beruhende Argument zu begleiten, als für sich allein zu stehen. So ist z. B. das soeben erwähnte Vorkommen des malayischen Schmelzofens in Madagascar zu betrachten in Verbindung mit der Sprachverwandtschaft zwischen Madagascar und den Inseln des ostindischen Archipels. Stellen wir die beiden Dinge zusammen, so können wir annehmen, daß die Verbindung mit Madagascar aus einer Zeit nach der Einführung des Eisenschmelzens in einem Theile des großen malayo-polynesischen Districts datirt und jener besondern Inselgruppe in der Nähe der asiatischen Ostküste angehört, wo dieser bedeutende Schritt in materieller Civilisation erfolgte. Die philologischen Forschungen Buschmann's sodann, welche Spuren der aztekischen Sprache bis tief in das Innere Nordamerica's mehr als dreihundert geogr. Meilen nördlich von

der Stadt Mexico, nachgewiesen haben, vereinigen sich mit anderweiten Zeugnissen, um weit von einander entfernte Theile der Bevölkerung des Continents in historischen Zusammenhang zu bringen und mindestens zu zeigen, daß eine solche Communication zwischen dessen verschiedenen Völkern, durch welche die Töpferkunst von einer einzigen Localität aus verbreitet worden sein mag, nicht Sache bloßer Speculation ist. Man wird es wahrscheinlich sehr zweckdienlich finden, in dieser Weise auf der Vertheilung der Künste und Wissenschaften wilder Stämme beruhende fragmentarische Argumente in ethnologischen Districten anzuwenden, wo bereits ein Weg durch zuverlässigere Methoden gebahnt worden ist.

In seiner Bedeutung für die Geschichte der Menschheit ist das Streben neuzeitiger Forschung im Gebiete vergleichender Mythologie nicht zu verkennen. Die Zahl der Mythen, deren Vorkommen in verschiedenen Ländern nachgewiesen ist, wo ihr selbständiges Entstehen schwer begreiflich sein würde, wächst von Jahr zu Jahr, während jede derselben einen neuen Leitfaden liefert, mit dessen Hilfe gemeinschaftliche Abstammung oder Verkehr zu ermitteln ist. Solche Zeugnisse werden, sowie man sie dem Publicum vorlegt, stets mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommen; und man erkennt nicht nur ihren Werth vollkommen an, sondern es läßt sich auch eine Neigung bemerken, sie mit zu großem Vertrauen als Beweise für gemeinschaftliche Abstammung zu benutzen, ohne hinreichend in Betracht zu ziehen, was wir von der Weise wissen, in welcher die Mythologie wirklich von Rasse zu Rasse wandert. Die Ursache des Vorkommens einer Mythe oder einer ganzen Mythenfamilie ist möglicherweise und ohne Zweifel oft wirklich bloßer Verkehr, der mit gemeinschaftlicher Abstammung ebenso wenig zu thun hat als jene Verbindung, welche die Märchen der arabischen Nächte unter die Malayen Borneo's und die Sagen von Buddha unter die Chinesen verpflanzte. Anderseits hat das auf ähnlichen Gebräuchen beruhende Argument im Ganzen verhältnißmäßig wenig Beachtung gefunden, es ist jedoch nicht

ohne Wichtigkeit. Mindestens zwei oder drei der Gebräuche, die im vorliegenden Bande, und zwar in der Gruppe erörtert worden sind, welche die Heilung durch Saugen und die Couvade enthält, und überdies andere, wie z. B. der weit verbreitete, mit dem Niesen verknüpfte Aberglaube, worüber Mr. Haliburton im Jahr 1863 zu Halifax in Neuschottland eine Vorlesung gehalten hat, [1]) können als Thatsachen angeführt werden, deren Vorkommen in weit von einander entfernten Zeiten und Orten sich nicht wohl auf Grund einer andern Hypothese erklären läßt, als derjenigen eines tiefliegenden, auf Abstammung oder Verkehr beruhenden Zusammenhangs zwischen Rassen, welche die Geschichte und selbst die Philologie nur als isolirte Sectionen der Bevölkerung der Welt kennt.

Im Ganzen dürfte es keine überspannte, auch nicht einmal eine allzu sanguinische Ansicht sein, daß die Masse von Analogien in Kunst und Wissenschaft, in Mythologie und Gebräuchen, wie verworren und ungesichtet sie jetzt auch sei, doch bereits nachzuweisen vermöge, daß die Civilisationen vieler Rassen, deren Geschichte selbst das Zeugniß der Sprache noch nicht in Verbindung zu bringen vermocht hat, sich wirklich unter wechselseitigem Einflusse entwickelten oder gemeinschaftliches Material aus einer gemeinschaftlichen Quelle schöpften. Daß derartige Beweisführungen jedoch in letzter Instanz einmal gegen einen einzigen Punkt convergiren sollten, um den Forscher in Stand zu setzen, auf Grund beobachteter Thatsachen zu schließen, daß die Civilisation der ganzen Welt ihren Ursprung in einer einzigen Quelle habe: Dies ist bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniß vielmehr nur eine theoretische Möglichkeit als ein wirklicher Stand der Dinge, auf den auch nur die dunkelste und fernste Aussicht vorhanden.

Ueber einen andern Gegenstand, bezüglich dessen eine entschiedene Meinung auszusprechen unvorsichtig sein würde, mögen trotzdem einige Worte gesagt werden. Jeder Versuch,

---

[1]) Anthropological Review. Nov. 1863, p. 491.

die Urgeschichte der Civilisation rückwärts zu erforschen, ist, wenn auch nur entfernterweise, auf ein äußerstes Ziel gerichtet: nämlich auf den Urzustand des Menschengeschlechts in Betreff der Kenntniß desselben von den Naturgesetzen und seiner Fähigkeit, die Außenwelt behufs seiner eigenen Zwecke zu modificiren. Solche Forschungslinien, welche zurückgehen vom Bronze- oder Eisenzeitalter auf die Zeit des Gebrauchs der Steingeräthe, von den höhern zu den niedern Methoden des Feuermachens, vom Boote zum Floß, vom Gebrauche der Spindel zur Kunst des Handspinnens u. s. f., scheinen den Forscher zu befähigen, durch die Geschichte menschlicher Cultur bis auf einen Stand der Kunst und Wissenschaft zurück zu blicken, welcher demjenigen der wilden Stämme der neuern Zeiten ziemlich gleichkommt. Es ist nützlich bis auf diesen Punkt zurück zu arbeiten, der mindestens als ein zeitweiliger Ruheplatz für die Beweisführung dienen kann, da sich über einen Stand der Dinge, den man als wirklich existirend kennt, in der Regel auf ersprießlichere Weise sprechen läßt, als über einen rein theoretischen. Dürfen wir aber annehmen, daß der gegenwärtige Zustand wilder Stämme das complicirte Resultat einer nicht nur langen sondern auch ereignißvollen Geschichte sei, in welcher die Culturentwickelung mehr oder minder durch Degradation in Folge von Krieg, Krankheit, Unterdrückung und anderes Mißgeschick beeinträchtigt worden sein kann, so ist es nicht wahrscheinlich, daß irgend ein den neuzeitigen Beobachtern bekannter Stamm als vollkommener Repräsentant ursprünglicher Zustände dienen könne. Gleichwohl ist positives Zeugniß für irgend etwas Niedrigeres als der bekannte Zustand der Wilden äußerst selten. Dürfen wir es für gewiß halten, daß die Menschen, deren Werkzeuge und Waffen in den Driftablagerungen, in den Knochenhöhlen und in den Muschelhaufen Dänemarks gefunden werden, die Schneiden all ihrer Steingeräthe nicht zu schleifen pflegten, so läßt sich allerdings ein solcher Stand der Dinge als ein Zeugniß dafür anführen, daß der Zustand einer der nützlichen Künste noch tief unter Allem

gewesen sei, was unter den niedrigsten wilden Stämmen beobachtet worden ist. Sollte selbst festgestellt werden, daß einige vereinzelte Exemplare geschliffener Geräthe unter den Tausenden nichtgeschliffener vorkommen, welche dieser niedrigsten Abtheilung des Steinzeitalters angehören, so würde deren allgemeiner Charakter, insofern sie beinahe ausschließlich nur nichtgeschliffene Geräthe aufweist, sich ziemlich ebenso scharf wie vorher von Allem unterscheiden, was unter den von Reisenden oder Historikern gekannten Stämmen beobachtet worden ist.

Indem wir uns zu einem sehr verschiedenen Culturzweige wenden, gedenken wir ein letztes Mal einiger zu Geschichte der Gebräuche und des Aberglaubens gehörigen Thatsachen, insofern dieselben vielleicht ihre gemeinsame Wurzel in einem Geisteszustande haben, welcher tief unter jedem andern steht, dem man gegenwärtig begegnet. Der merkwürdige Gebrauch der Couvade, der in mehrern Gegenden der Welt nur als ein dunkles abergläubisches Mysterium erscheint, findet eine verständliche Erklärung unter den südamericanischen Stämmen, welche mit Bewußtsein glauben, daß verschiedene Personen nicht nothwendigerweise getrennte Wesen sind, wofür wir sie halten, sondern daß eine derartige physische Verbindung zwischen Vater und Sohn bestehe, daß die Diät des einen die Gesundheit des andern afficire. Die ursprüngliche Verschmelzung objectiver und subjectiver Verbindungen im Geiste, von deren Wirkungen in abergläubischen von Zeitalter auf Zeitalter vererbten Gebräuchen in diesem Buche so viel die Rede gewesen ist, findet sich vielleicht im Geisteszustande keines einzigen jetzt existirenden Volksstammes vollkommen oder genau repräsentirt.

Die Geschichte der Menschheit kennt in der That wenig Bewegungen, die wichtiger wären als diese Meinungsveränderung bezüglich der Natur und der Verbindungen dessen, was im Geiste und was außer ihm ist. Zu schweigen von ihren gewaltigen Einwirkungen auf Ethik und Religion, ist der ganze Gang der Naturwissenschaft, sowie der Kunst, unter

deren Hauptelemente die Naturwissenschaft gehört, von dieser geistigen Veränderung tief beeinflußt worden. Des Menschen Ansichten über den Unterschied zwischen Einbildung und Wirklichkeit, über die Natur von Ursache und Wirkung, über die Connexion zwischen ihm und der Außenwelt und den Theilen der Außenwelt unter einander, sind dadurch gänzlich verändert worden. Den Zeiten, bevor diese Bewegung zu weit vorgeschritten war, gehören die Entwickelungen der Mythologie an, die für spätere Zeitalter so räthselhaft sind, welche sich auf einen höhern geistigen Standpunkt erhoben und dann die Leiter, auf der sie emporgeklommen, niedergeworfen hatten. Die neuzeitige Entzifferung alter Mythen ist vielleicht werthvoller als jede directe Untersuchung wilder Rassen gewesen, weil sie uns das Mittel giebt, uns jenen ursprünglichen Geisteszustand zu veranschaulichen, in welchem kaum eine bestimmte Schranke zwischen Thatsache und Phantasie ist und welchem alles Aehnliche für das Nämliche gilt. Wenn die Wolken über den Himmel getrieben werden, gleich Kühen von ihrer Weide, so werden sie nicht blos mit Kühen verglichen, sondern man denkt und spricht von ihnen, als ob sie wirklich Kühe wären; wenn die Sonne gleich einem glänzenden Wagen ihre Bahn zieht, sind alsbald die Räder und der Lenker und die Rosse da; und indem man einen Namen behandelt, als stellte er nothwendigerweise eine Person vor, wird es möglich, aus der Naturbetrachtung jene wundervollen Sagen zu entwickeln, in denen selbst die Erde, die See und der Himmel mit ihren natürlichen Attributen eine Art halbmenschlicher Persönlichkeit bilden. Die Meinung, daß Träume und Phantasmen eine objective Existenz außer dem Geiste haben, der sie wahrnimmt, und daß, wenn sich zwei Ideen in eines Menschen Geiste associiren, die Gegenstände, wozu diese Ideen gehören, in einer entsprechenden physischen Verbindung stehen müssen, sind Ansichten, die im Laufe der Zeit die Beobachtung und das Studium der Natur einer großen Veränderung unterworfen hat. Jene Anschauungen gehören dem ursprünglichen Zustande des mensch-

lichen Geistes an, wovon — zu schweigen von den besondern Ansichten der Metaphysiker und Führer in der Wissenschaft — die gewöhnlichen Ideen gebildeter Personen über den Menschen und die Natur so bedeutend abweichen. Wie weit indeß auch diese Ideen ihrerseits überflügelt werden mögen, immerhin ist das Wachsthum, das sich innerhalb des Bereichs unserer eigenen Beobachtung und Folgerung erkennen läßt, von nicht geringem Maße. Es läßt sich mit einer der großen Veränderungen im geistigen Leben des einzelnen Menschen vergleichen und zwar vielleicht füglicher mit der Expansion und Fixirung des Geistes, welche den Uebergang von der Kindheit zur Jugend begleitet, als mit den spätern Schritten von der Jugend zum Mannesalter oder vom Mannes- zum Greisenalter.

Register.

Aberglaube, 167—190, 279, 381, bezüglich des Donnerkeils, 289; des Rothfeuers, 329; des weißen Elephanten, 352; der zum Goldstaub gelegten Samenkörner u. s. w., 353; der Berührung des Feuers mit Messern u. s. w., 353. S. auch: Gebräuche.

Abiponen, 179, 187, 373 ꝛc.

Adobe, 125.

Aegypten: Hieroglyphen, 123—125; koptisches Alphabet, 128; Verfall in Künsten, 232; steinerne Pfeilspitzen, 268; steinernes Einbalsamirmesser u. s. w., 278.

Aehnlichkeit, Argumente aus den, in Künsten, Gebräuchen, Glauben u. s. w., in verschiedenen Regionen, 6, 177, 216, 258—261, 333, 351, 381, 417, 419 ꝛc., 466—469.

Aeols-Flöten, lebendige 227.

Aeußerung, nicht allein durch Sprache, 17; ihr Verhältniß zum Gedanken, 86—95.

Aexte, steinerne, 256.

Africa, Thierfabeln in, 12—15, 458; Steinzeitalter in, 281—285.

Alnajah Aethiopiens, 277.

Alphabete und Syllabarien, 128—133; Finger-Alphabet, 21.

America, Zusammenhang seiner Civilisation mit derjenigen der alten Welt, 264, 353, 427—465.

Americanische Chronisten, 321.

Andamanen-Insulaner, 204.

Arche, 417.

Archimedes, seine Brennspiegel, 318.

Architectur, Zeugniß für Fortschritt in, 213.

Articulation der Taubstummen, 89—95.

Aryanische Rasse, ihre Anwendung des Metalls, 272; ihre Feuerapparate, 305, 326.

Astrologie, 169.

Aubin, Hr., über phonetische Schriftzeichen der Mexicaner, 119—121.

Australier, 181, 185, 226, 257, 335, 360, 469. ꝛc.

Backen in hohlen Bäumen, Ameisenbauten, Gruben, 333 ꝛc.
Bakalahari, 236.
Balsam von Judäa, 278.
Bambus, Feuererzeugung aus, 304.
Barbacoa, Barbecue, 334.
Basken, 382.
Begräbniß in Canoes u. s. w., 454 ꝛc.
Behexen, durch Bilder, 150—153, 159; durch den Erdschnitt, 153; durch Namen 158—161; durch Haarlocken, Nägelabschnitzel, Speisenüberreste u. s. w., 162—166; durch symbolische Zaubermittel, 166, 170; durch Wünschen, 170; durch den Bösen Blick, 172.
Beobachtungsmythen s. Mythen.
Beschneidung: mit Steinmessern bei den Juden, 274—280; rabbinisches Gesetz bezüglich des Werkzeugs, 276; unter den Alnajah in Aethiopien, 277; auf den Fidschi-Inseln, 276; in Australien, 280.
Bewässerung, Verfall in der Kunst der, 234.
Bibel, Sagen entlehnt aus der, 425—427.
Bienenjagd, australische, 226.
Bilder, u. s. w., 136—156.
Bilderschrift, u. s. w., 105—135; 203; der nordamericanischen Indianer, 105—115; der Mexicaner, 115—123; für Ziffern, 133.
Blasebalg zum Eisenschmelzen, 213—216, 472.
Böser Blick, 67, 172.
Bolas, 226.
Boote, Ueberreste ders. auf Bergen u. s. w., 413—418.
Boote und Flosse, 207.
Boucaniere, 334.
Boucaniren, 334.
Braten s. Rösten.
Brenngläser, 317.
Brennspiegel, 318—323.
Brodfruchtteig, 229.
Bronzezeitalter in America, 263; in Asien, 265.
Brücke der Todten, 451—455.
Buchstaben s. phonetische Schriftzeichen.
Bumerang, 225, 239, 469.
Buschmänner, 236.
Butterstock mit Strick, 308.

Caliban, 315.
Celte, steinerne, 255—258.
Centralamerica, verfallene Städte in, 232, 264.
Chinampas, 219.
China, aboriginale Stämme von, 266, 379.
Chinesen, ihre Clan-Namen, 357; ihre phonetische Schrift, 125—128.
Chocolate, 227.
Christy, Mr. H., seine Erforschung der Knochenhöhlen von Périgord, 252; Auffindung von Steingeräthen in Nordafrica, 283.
Cisterzienser, ihre Geberdensprache, 50—52.

Civilisation, Fortschritt der, 2, 149, 174, 190, 192 ꝛc., 253, 375, 381, 469, 479; Verfall der, 230—240. 470.
Clan-Namen: in China, 357; Australien, 360; Personen des nämlichen dürfen einander nicht heirathen, 357—363.
Corsicaner, 383.
Couvade, 370—383, 477; in Südamerica und Westindien, 370—378; Nordamerica, Africa und im ostind. Archipel, 378; Asien, 379; Europa, 380; ihr ethnologischer Werth, 381.
Cybele, Priester der, 279.

Däumling, 434—440.
Dasent, Dr., sein auf Thierfabeln gegründetes Argument, 12, 458.
Diable Boiteux, 463—465.
Divination s. Weissagung.
Donnerkeil, 267, 271, 285—291.
Driftformation, Steingeräthe im Sande der, 248—252; Mr Prestwich über das Alter der, 249; ausgestorbene Thiere der, 391—394.
Drillwerkzeuge zum Lochbohren und Feuermachen, 240, 305—314.

Effigie, in, 155.
Ehe, Verbot der, unter Verwandten, 356 ꝛc.; in Europa, 356; Asien, 357—359; Africa, 359; Australien, 360; America, 361—364; auf imaginäre Verwandtschaft ausgedehnt, 366; Frau, mit Gewalt entführt, 361, 365; Kreuzung männl. und weibl. Linien, 357—361.
Eier, künstliches Ausbrüten der, 232.
Eisen, meteorisches, von Eskimos benutzt, 263.
Elephant, weißer, 352.
Erfinder und Civilisatoren, Sagen von dens., 192—197, 267, 295, 324, 385 ꝛc.
Erman, über Rock und Greif, 400.
Eskimos, 212, 263, 308, 411 ꝛc.
Evans, Mr. J., über geflochtenes Zeuch der Pfahlbauten d. Schweiz, 241.

Farbe der Federn an lebendigen Vögeln verändert, 226.
Fergusson, Mr., über Holzformen in der Architectur, 213.
Fetisch, 173.
Feuer, Mythen vom Ursprunge des, 292—294, 324—325.
Feuer, neues, 319—330; Vestalisches, 319; in Peru, 320; in Indien, 326; am Osterheiligenabend, 329; in Rußland, 330; s. auch Nothfeuer.
Feuer, nicht mit scharfen Instrumenten berührt, 353.
Feuer, Rassen, die desselben entbehren, 292—300; Guanches, 292; Einwohner der Insel Los Jardines, 293; Fakaafo's, 294; der Ladronen und Philippinen, 296; Stamm in Französisch-Guyana, 298; äthiopische Stämme, 298.
Feuerbohrer, einfacher, 304—306, 319—332; wie ein Centrumbohrer, 307; Riemenbohrer, 308, 326; Bogenbohrer, 311; Pumpenbohrer, 312—314.
Feuermachen: Tasmanier und Australier angeblich ohne Mittel dazu, 300; Methoden dess. in verschiedenen Ländern, 303—332; Stock und Rinne, 303; Feuerschlagen mit Bambus, 304; Feuerbohrer, 304—314;

Feuerschlagen mit Eisenpyrit, 315, 332; mit Steinen u. s. w., 316; Feuerstein und Stahl, 317; Brennlinsen, 317; Brennspiegel, 318 bis 321; Streichzündhölzchen, 323; hölzerner Frictionsapparat, bis auf neuere Zeiten beibehalten, 323; Zeugnisse für uralten Gebrauch desselben in verschiedenen Ländern, 323—332.
Feuerländer, 207, 314, 332, 335, 339 u. s. w.
Finsterniß, 209.
Flamen Dialis, 174.
Fluth (Sündfluth), 112, 409—418, 425, 438.
Fossile Knochen, Conchylien u. s. w., damit zusammenhängende Beobachtungsmythen, 39 —418.
Fußmarken in mexicanischer Bilderschrift, 233.
Fußtapfen, mythische, 146—148.

Gabel, Speise-, 221—224.
Gatte, dessen Name von der Gattin nicht erwähnt, 180.
Gauchos, 307.
Geberdensprache, 17—104: der Taubstummen, 20—42; Natur der, 19 ꝛc.; willkürliche Zeichen, 27; Epitheta, 29; Abwesenheit grammaticalischer Categorien, 30, 79; Grammatik und Syntax, 31—41; Geb. Spr. wilder Stämme, 43—50; Syntax, 50; Geb. Spr. der Cisterziensermönche, 50—52; die Pantomime, 53—56; Geb. Spr. als eine Begleitung der Rede, 56 u. s. w.; der Menschheit gemeinschaftlich, 68; Zeugniß für geistige Gleichartigkeit, 69; mit der Rede verglichen, 74—82; ihr Dualismus mit dem der Rede verglichen, 75—79; Präpositionen, 77; Theorie, daß Geb. Spr. die ursprüngliche Aeußerungsmittel des Menschen gewesen, 82.
Geberdenzeichen, 47, 57—68; in Sprache übersetzt, 47; Nicken und Schütteln mit dem Kopfe, 48; Kußhand, 49; Zeichen des Segens, 49; Winken u. s. w., 57, 66; Schnippcheu schlagen, 57; Handgeben und Handschütteln, 57—60; sich schmiegen, verbeugen, knieen, 60; Geberden beim Gebet, 61; Entblößung des Kopfes, der Füße und des Körpers, 62—65; Nasenreiben u. s. w., 65; Zeichen der Verachtung u. s. w., 66; gegen den bösen Blick, 67.
Gebläse zum Eisenschmelzen in Ostasien und Madagascar, 213—216, 472.
Gebräuche, 351—383, 474; Zusammenknüpfen der Kleider des Brautpaars bei der Hochzeit, 59; Feuer nicht mit scharfem Werkzeug berühren, 353; Saug-Cur u. s. w., 354—356, 381; Eheverbote wegen Verwandtschaft, 356—366; spartanische Hochzeit, 365; Beschränkungen des Verkehrs zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern, 366—369; tabuirte Verwandtschaften, 369; Couvade, 370—383, 477; Gebräuche bezüglich des Niesens, 475.
Gefäße: zum Steinkochen, 336—342, 3̈9; von Rinde, Thierwanst, Haut, Bambus u. s. w., über's Feuer zu setzen, 343—345; von Topfstein, 344; irdene, 345—350; Kürbisse u. s. w. mit Thon überzogen, 347.
Geflochtenes Zeuch, 241—244.
Geister: der Todten durch Ueberreste der Leiber afficirt, 165; Namen derselben nicht erwähnt, 183.

31*

Geschirre s. Gefäße.
Gewebe, 241—244.
Glas, Sage von dessen Erfindung, 193; dem Steine substituirt bei Verfertigung von Messern, 280.
Götzenbilder, 140—144.
Goldarbeit Mexicos, 263.
Gräberindianer, 237.
Greife, 400—401.
Guanches, 292.
Guano, 227.

Haarlocken, Behexen damit, u. s. w. 162—165.
Hämmer, steinerne, 245—247, 256, 288.
Hängematte, 224.
Hans und der Bohnenstengel, 438—451.
Harpokrates, 52.
Hebriden, Einwohner der, 344.
Heiße Steine, damit backen, 334; damit kochen, 336—342.
Heyse, über Gedanken und Rede, 86.
Hörner, als Waffenspitzen gebraucht, 283.
Hottentoten, 10—12, 281.
Hügelerbauer des Mississippithales, 262.
Humboldt, A. v., über Connexion der Mexicaner mit Asien, 117, 265, 427; über menschliche Degeneration, 240; über mexicanischen elephantenartigen Kopf, 392.

Ichthyophagen, 269.
Ideenassociation mit Bildern und Worten, 136—191.
Idioten, Gebrauch der Geberdensprache bei Erziehung der, 101.
Idole s. Götzenbilder.
Incubi und Succubi, 8.
Indien, Steingeräthe in, 272; Feuermachen, 306, 326; Ehe, 59, 357.
Indianer Nordamerica's: Geberdensprache, 44—50; Bilderschrift, 105 bis 117.
Individuen, gelten den niedrigern Rassen nicht für physisch getrennt, 375.

Japan, Steingeräthe in, 270.
Jonas, 435.
Josua, Steinmesser im Grabe des, 274.
Juden, ihr Gebrauch steinerner Messer, 274—280.
Jugendquelle, (Jungbrunnen), 455—458.
Jupiter Lapis, 289.

Kaffern, 181, 188 2c.
Kalender der N. Am. Indianer, 115; der Mexicaner, 116, 428.
Kamtschadalen, 266, 305, 338, 354, 412 2c.
Kang=hi, seine Encyclopädie, 267, 399, 413.
Kava oder Ava, 229.
Korbholz, 212.
Kessel, von Rinde, Thierwanst, Haut, gespaltenem Bambus, Topfstein 2c., 343—345.

Khorsabad, Obsidian-Messer unter dem Tempel von, 270.
Kjökkenmöddings, Steingeräthe der, 253.
Klapper, 176.
Klettern mit Reifen u. s. w., 217.
Knochen als Brennmaterial, 234.
Knochenhöhlen, 251, 402; Steingeräthe der, 251.
Koche', s. Rösten und Sieden.
Königs- und Häuptlingsnamen nicht erwähnt, 181—185.
Köpfe, conservirte neuseeländische, 339.
Künste, Verpflanzung der, 213 ꝛc., 471.
Kürbisse u. s. w., mit Thon überzogen, 347.
Kugelbogen, 227.
Kupfer, benutzt von Steinzeitalter-Rassen in Nordamerica, 262.

Landkartenmachen, 114.
Lartet und Christy über die Knochenhöhlen von Périgord, 252.
Lazarus, Prof., 276, 364, 369.
Leben, künftiges, 6—12, 377, 451—455.
Livre des Sauvages, 113.

Madagascar, 213—216, 288, 307.
Magie und Zauberei, Theorie der, 150—177.
Malayische Steingeräthe, 272.
Malayo-Polynesier, 213, 228 ꝛc.
Mammuthe und andere ausgestorbene Thiere, mögliche Erinnerung an dieselben, 391; auf Ueberresten derselben beruhende Mythen, 397—402.
Mann im Monde u. s. w., 421.
Mann vom Fische verschlungen, 434—436.
Mensch, dessen Degeneration in Betreff der Leibesgröße und Lebenslänge, 407; geistige Gleichförmigkeit dess., 466—469; ursprünglicher Zustand dess., 476.
Martius, Dr. v., seine Degenerationstheorie, 173, 471.
Massagneten, 265.
Messer, steinerne, 249—255, 271.
Metallarbeit in Mexico und Peru, 263.
Mexico: Bilderschrift, 115—123, 392; Kalender, 116, 428; phonetische Schriftzeichen, 119—121; Quetzalcohuatl und die Tolteken, 193—197, Steingeräthe, 245; Metallarbeit, 263; Feuerbohrer, 306; Humboldt über Zusammenhang der mexicanischen Civilisation mit Asien, 117, 265, 353, 392, 427.
Müller, Prof. Max, 78, 188.
Muhamedaner, ihre Ansicht über Bilder, 154.
Muschelhaufen, Steingeräthe der, 246, 253.
Mythen, 394—465, 478; vom Ursprung der Sprache, 74; mit Felsgestalten verknüpft, 145; von Fußtapfen, 146; von Quetzalcohuatl, 193—197; Sonnenmythen, 193—197, 435—443, 457; Mythen, in Bezug auf steinerne Pfeilspitzen, 270, 286; auf Dolmen in Nordafrica, 283; vom Donnerkeil, 285—291; von Prometheus, 292, 326; vom Ursprunge des Feuers in Polynesien, 294; China, 324; Phönizien, 325; von monströsen Stämmen, 298; Entwickelung der, 297;

Dauer der, 298; aus der alten Welt nach der neuen übertragen, 321; geographische Vertheilung der, 419—465; Natur und Charakter derselben unter verschiedenen Rassen übereinstimmend, 420—425; Mann im Monde u. s. w., 421; Sonne und Mond Bruder und Schwester, 421; Castor und Pollux in Tasmanien, 422; Verpflanzung der, 424—427, 473; von biblischen Geschichten u. s. w. entlehnt, 425—427; diejenigen America's verglichen mit denen der alten Welt, 428—465; Weltschildkröte, 428—434; Mann vom Fische verschlungen, 434—436; Sonnenfänger, 436—443; Däumling, 434 bis 440; Rothkäppchen, 436; Hans und der Bohnenstengel, 439—451; Ersteigung des Himmels auf einem Baum, 440—451; Schwanenkleid, 447; Brücke der Todten, 451—455; Jugendquelle, 455—458; Schwanzfischer, 458—462; Mond für Käse gehalten, 459; stumpfschwänzige Thiere, 458; Diable Boiteux, 463—465; Werth der Mythen als historisches Zeugniß, 474. (S. auch Thierfabeln und Traditionen).

Mythen, Beobachtungs-, 384, 394—418; versteinerte Linsen, 395; die in der See zischende Sonne, 395; Steinregen, 396; geknüpft an fossile Ueberreste, 397—418; Mammuthe, Mastodon's u. s. w., 398 bis 405; Rhinozeroshörner, 400—402; Greifen, 400—402; Thiere aus Höhlen kommend, 402; Geschöpfe, welche sterben, wenn sie das Tageslicht sehen, 398, 404; Riesen, 404—409; Degeneration der Natur des Menschen, 407; Einfluß der Fossilien und Ueberreste von Booten auf Sündfluthsagen, 409—418; Walfischknochen auf hohen Bergen, 411.

Namen, ihre Association mit Objecten, 158; ihr Gebrauch in Magie rc. 158—162; verheimlicht, 159; verändert, um böse Geister zu täuschen, 160; getauscht zum Zeichen der Freundschaft, 160; Vermeidung des Gebrauchs gewisser Personennamen, des eigenen oder fremder, der Gatten, der Schwiegereltern und Schwiegerkinder, anderer Verwandten, der Könige und Häuptlinge, der Todten, der Geister, der übernatürlichen Wesen, 178—188, 367—369.

Neuseeländer, 206, 241, 258, 339 u. s. w.

Niesen, Gebräuche in Bezug auf, 475.

Nordamericanische Indianer, ihre Bilderschrift, 105—112, 115; Kalender, 115; Syllabarium der Tscherokisen, 131.

Nothfeuer, 327—331.

Numa Pompilius,319.

Objective und subjective Eindrücke und Verbindungen verwechselt, 149 bis 191, 376, 477.

Ohrringe u. s. w., 1.

Ornamentirung der Urnen, 348.

Ostjäken, Bilder verstorbener, 140.

Palmwein, 228.

Peru: Metallarbeit, 263; Neues Feuer, 320; Jungfrauen der Sonne mit den römischen Vestalinnen verglichen, 321.

Pfeilspitzen, steinerne, 267, 270, 283.

Pflanzen, sympathetische, 168.

Phonetische Schriftzeichen, 119—135; der Mexicaner, 119—123) ägyptische Hieroglyphen, 123—125; der Chinesen, 126—128; Central-America's, 125; Alphabete und Syllabarien, 128—133.
Polynesier, 181—185, 206, 222. 304, 340, 386, 435 ꝛc.
Prometheus, 292, 326.
Puppen und Spielzeug, 136—138.
Puris und Coroados, 97—100.
Pygmäen, 298.
Pyrit, Feuerschlagen mit, 315, 332.

Quaternär-Ablagerungen, 248; mögliche Traditionen von Thieren der, 391—394.
Quetzalcohuatl, 193—197.
Quipus, 197—203.

Rabbinisches Gesetz bezüglich der Beschneidung. 276.
Rechnen mit Steinen, 208.
Regenmacher, 170.
Reineke Fuchs, 13, 458.
Reis, Sagen von der Einführung deſſ., 388—390, 446.
Rennthierstämme Central-Frankreichs, 251.
Riesen, 404—412.
Rock, Vogel, 400.
Rösten, Braten u. ſ. w. der Speisen, 333; en papillote, 221.
Rothkäppchen, 436.

Sago, 228.
Samovar, 211.
Sanchoniathons Kosmogonie, 325.
Schildkrötenmythe, 393, 428—434.
Schleifen und Poliren der Steingeräthe, 254—258, 476.
Schrift ſ. Bilderschrift, Phonetische Schriftzeichen; Gebrauch der, in Magie u. ſ. w., 161.
Schwanenrock, 447.
Schwanzfischer, u. ſ. w., 458—462.
Schweizer Pfahlbautenbewohner, 241, 253.
Schwiegereltern und Schwiegerkinder, Gebräuche in Betreff der, 180 bis 188; Beschränkungen des Umgangs der 367—369.
Schwimmende Gärten, 219.
Seele, künftiges Leben der, 6—12, 377, 451—455.
Semitische Rasse, ihr Alphabet, 128; Steingeräthe, 274—280.
Sieden, u. ſ. w., 335—345; mit heißen Steinen, 336—342; Gefäße zum, 343—345.
Signaturenlehre, 157.
Simson, 437, 443.
Sonnenmythen, 193—197, 436—443, 457.
Spartanische Heirath, 365.
Speisen, Aberglauben in Bezug auf, 167.
Spiegel von Pyrit und Obsidian, 321, 332.
Spindel, 241—243.

Sprache, Ursprung der, 18, 70—74, 82; chinesische Mythe vom, 74; Versuche, die Urprache durch Experimente an Kindern zu entdecken, 102—104; Rede mit Geberdensprache verglichen, 74—82; prädicative und demonstrative Wurzeln mit zwei Classen von Geberdenzeichen verglichen, 75—79; Concretismus, 79; Zeitwortwurzeln, 80; Syntax, 81; Verhältniß der Rede zum Gedanken, 86—96; Taubstumme reden aus eigenem Antriebe, 92—96; ihre Lippen-Nachahmung der Worte, 93; Sprache durch Aberglauben in Bezug auf Worte verändert in Polynesien, 185, in Australien, 186, in Tasmanien, 186, unter den Abiponen, 187, den Kaffern, 188, den Yezidis, 189, Engländern und Americanern, 189; sprachliches Zeugniß für den Fortschritt in Cultur, 208—210, 324; in Betreff des Steinzeitalters, 272—275.
Stämme, mit mangelhafter Sprache, 96—101; degradirte, 236; die angeblich kein Feuer oder kein Mittel zum Feuermachen haben, 292—302.
Stein, Zierrathen aus hartem, von niedrigen südamericanischen Stämmen gefertigt, 239.
Steingeräthe, 245—291; noch spät im Gebrauch erhalten, 245; Benutzung natürlicher Steine, 245—247; Geräthe der Driftformation, 248—252; ähnliche an andern Orten, 250; in Knochenhöhlen, 248; in skandinavischen Muschelhaufen, 253; Schleifen und Poliren, 251 bis 258; Steinsplitter-Messer, 249—255, 271; Celte, 255—257; Hämmer, 256; Aexte, 256; besondere Werkzeuge, 257; vortreffliche Celte in Australien, 257; Pátupátu von Neuseeland und Südamerica, 259; allgemeine Aehnlichkeit der Steingeräthe verschiedener Länder, 259; Länder unter Steinzeitalter-Zuständen gefunden, 262; Steingeräthe Nord- und Südamerica's, 263; Kamtschatka's, 266; China's, 266; der Tartarei, 267; Blitzsteine, 267; steinerne Pfeilspitzen der Tungusen, 268; der Aegypter, 268; des Schlachtfelds von Marathon u. s. w., 268; Steingeräthe der Ichthyophagen, 269; West- und Nordasiens's 270; Japan's 270; Java's, der malayischen Halbinsel u. s. w. 271; Indiens, 272; Europas, 272; der Aryaner, 272; sprachliches Zeugniß in Bezug darauf, 272—274; Gebrauch der Steingeräthe von Juden und Alnahahs, 274—280; zur Beschneidung gebraucht, 274—80; zum Schlachten der Thiere, 277, 285, 290; zum Schneiden der einzubalsamirenden Leichname in Aegypten, 278; zur Extraction des Balsams von Judäa, 278; Steingeräthe in Africa, 281—285; auf den canarischen Inseln, 284; für Donnerkeile gehalten, 285—291; für natürliche Steine gehalten, 267, 287; zum Opferschlachten in Africa verwendet, 285; in Rom, 290.
Steinkochen, 336—342, 389.
Steinthal, Prof., über Geberdensprache, 17; über Gedanken und Rede, 87.
Steinzeitalter, 245—291; nicht geschliffener Steine, 248—253; geschliffener, 254—261; Zeugnisse für dasselbe in verschiedenen Ländern, 261—291; sprachliches Zeugniß in Betreff desselben, 272—275.
Stock und Rinne, 303.
Stricke, mit der Hand gesponnen, 241.

Stumm, wird gleichbedeutend mit: fremd, barbarisch, dumm, jung, 43, 83.
Stumpfschwänzige Thiere, Mythen in Bezug auf, 458.
Sündfluth s. Fluth.
Symbolische Opfer, 155.

Tabu, 166, 181—185, 369.
Tasmanier, 98—101, 250, 300, 422.
Taubstumme, deren geistiger Zustand und Erziehung, 21, 83—95; äußern aus eigenem Antriebe Worte, 92—96; ihre Lippennachahmung der Worte, 93.
Teufel, weiß gemalt, 143; Attribute des Feuergottes u. s. w. werden ihm zugetheilt, 463.
Theemaschine 211.
Thierfabeln in Europa und Africa, 12—15, 458; Löwe und Maus, 441.
Todte, Namen ders. nicht erwähnt, 181, 186.
Töpferei, 224, 229, 338—342; Goguet's Theorie des Ursprungs der, 345—350; Uebergangsgefäße, 345—350; Kürbißformen, 347; Ornamentirung, 348.
Tolteken, 193—197.
Ton und Farbe, verglichen, 91.
Totem, 362.
Traditionen, 384—394; von Erfindern und Civilisatoren, 192—197; vom Quipu in China, 197, 385; von Polynesien, 386; Central-America, 386; Tr. in Tropenländern, dem Anschein nach hohen Breiten angehörend, 386; von Einführung des Reises, 388; erstes Auftreten weißer Menschen unter Nordwestamerican. Stamme, 389; mögliche Erinnerung an Mammuth, colossale Schildkröte, großen Affen u. s. w., 391—394; Fluth, 409—418.
Träume und Phantasmen, Argument daraus, 6—12.
Trank = Fluß, 47.
Trommel, 177.
Tscherokisen, ihr Syllabarium, 131.

Uebernatürliche Wesen, 140; deren Namen nicht erwähnt, 183, 189.

Vater, zu Bett gebracht u. s. w. bei Geburt des Kindes, s. Couvade, 370—383, 477; Verwandtschaft ihm allein zugeschrieben, 378.
Veddahs, 98—101, 306.
Vei-Syllabarium, 132.
Verfall der Cultur, 230—240; 470; D. von Martius' Theorie vom, 173; A. von Humboldt über, 239.
Vestalinnen, 319—321.
Vogelfalle; rudimentäre, 216.

Weben, 229, 241.
Weissagung, 165.
Welt, Begriff von der, unter niedrigern Rassen, 429, 450.
Whately, Erzbischof, seine Theorie der Civilisation, 205—208.
Wildes Feuer, 324.
Worte, Aberglaube in Bezug auf, 158—162, 78—191.

Zähne, künstliche, 221; Ausfüllung ders. mit Gold, 221.
Zahlen, römische u. s. w., 133.
Zauberer, ihre Künste, 162—177; Klappern und Trommeln, 176; Heilung durch Saugen u. s. w., 354—356.
Zaubermittel, 162.
Zeuch aus Faserbündeln, 241—244.
Zucker, 228.

Fr. Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.